Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung).

von Oertzen-Fünfgeld, Margarete. Die Sümpfe von Trollenhagen. Roman. J. P. Bachem, Köln.

von Pillerstorff, Manfred. Rund ums Weidwerk. Erlebnisse und Erzählungen. Wilhelm Frick, Wien — Leipzig.

Pinloche, A. Der große Krieg 1914—1918 in deutschen Originaldarstellungen. Librairie Henri Didier, Paris.

Pleyer, Kleo. Weiße Sturmglocken. Ein völkisches Buch. Verlag Aurora, Dresden-Weinböhla.

Schiestl, Mathäus. Ein deutscher Malerpoet von Cajetan Oßwald. Verlag der Gesellschaft für christliche Kunst, München. — Die liebenswürdige, stimmungsvolle Kunst dieses süddeutschen Meisters ist unseren Lesern durch eine Reihe von Kunstbeilagen unserer Hefte bekannt. Das gut ausgestattete Buch wird niemand enttäuschen.

Maier-Harmoniums

über die ganze Welt verbreitet! Kleinste bis größte Werke, auch von **jedermann ohne Notenkenntnisse** sofort 4 stimmig spielbare Instrumente. Katalog gratis.

Aloys Maier gegr. 1846 **Fulda**

Königl. u. Päpstl. Hoflieferant.

Böttger & Eschenhorn

G. m. b. H.

Berlin-Lichterfelde

Fabrik für

Gartenmöbel

in Holz nach künstl. Entwürfen

Browning

Kaliber 7,65 M. 350,
Kaliber 6,35 M. 420,
Mauser M. 500, Jagdwaffen,
Benekendorff, Berl.-Fried., Rheinst. 47

Globol

tötet Motten

Fritz Schulz jun. A.-G., Leipzig

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung).

Scheuner, Fritz. Der „blaue Hans". Ein Lebensbild aus dem Anfang des XX. Jahrhunderts. Xenien-Verlag, Leipzig.

Schleiermacher als Mensch. Sein Werden. Familien- und Freundesbriefe 1783—1804. Mit drei Bildern. Verlag Perthes, Gotha.

von Schlözer, Kurd. Petersburger Briefe 1857—1862. Nebst einem Anhang: Briefe aus Berlin-Kopenhagen 1862—1864 und einer Anlage. Herausgegeben von Leopold von Schlözer. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Schnitzer, Manuel. Goethes Josephbilder, Goethes Josephdichtung. W. Gente, Wissenschaftlicher Verlag, Hamburg. — Nicht nur für die Goetheforschung von Belang! Manuel Schnitzers Einführung dient jedem gebildeten Hause, in dem Goethes „Dichtung und Wahrheit" gelesen u. geliebt wird.

Schaumpon
mit dem schwarzen Kopf

Zur Reinigung und Pflege der Kopfhaut und der Haare

Bei einem Diabetiker ging der Zucker auf 1/100 zurück nach Gebrauch von Karlsprudel, Bisikrchen a.L.11.

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung).

von Scholz, Wilhelm. Der Bodensee. Georg Müller, Verlag, München.

Schoener, Jos. Mireis. Roman. Verlag J. P. Bachem, Cöln a. Rh.

Schrickel, Leonhard. Das Buch der Könige. Theodor Weicher, Leipzig.

v. Schroeder, Felix. Lebenserinnerungen von Leopold v. Schroeder. H. Haessel, Verlag, Leipzig.

Schröer, Gust. Der Schulze von Wolfenhagen. Die Geschichte eines Dorfes. Quelle & Meyer, Leipzig.

Schucht, Elisabeth. Eros' Irrfahrt. Roman. Heinr. Diekmann, Verlag, Halle.

Schück, Karl. Spenglers Geschichts-Philosophie. Eine Kritik. G. Braun'sche Hofbuchdruckerei, Karlsruhe i. B.

Seeger, Johann Georg. Der Fremdling aus der Neuen Welt. Roman. Fr. Wilh. Grunow, Leipzig.

Siber, Jules. Der Antichrist. Ein Roman. Morawe & Scheffelt, Berlin.

Spengler, Oswald. Pessimismus? (Schriftenreihe der Preuß. Jahrbüch., Nr. 4.) Georg Stilke, Berlin.

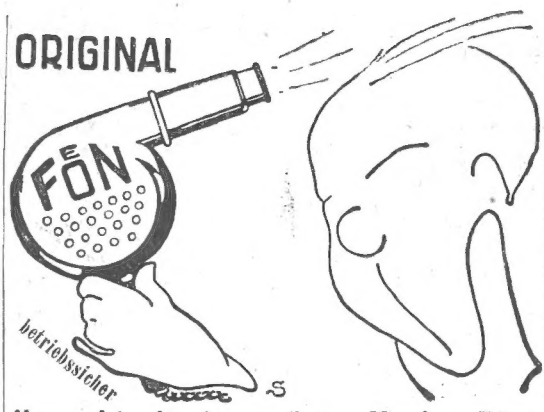
Steiner, E. Theodor Storm. Eine Darstellung seiner menschlichen und künstl. Entwicklung. Wepf, Schwabe & Cie., Basel.

Sternheim, Carl. Fairfax. Ernst Rowohlt, Berlin.

Suttner, Berthold. Der sterbende Krieg. Roman. Verlag Fr. Wilh. Grunow, Leipzig. — Ein Buch von erschütternder Kraft, das selbst die Deutschen aufrütteln muß, die sonst grundsätzlich „nichts mehr vom Kriege hören" wollen.

Tagebücher von Friedrich von Gentz (1829—1831). Herausgegeben von August Fournier und Arnold Winkler. (Amalthea-Bücherei, 20.—22. Band). Amalthea-Verlag, Leipzig.

Tau, Max. Die Stillen. Mit unveröffentlichten Beiträgen nebst Selbstbiographien von Hermann Stehr, Waldemar Bonsels, Wilhelm Lehmann, E. G. Kolbenheyer, Arthur Silbergleit, Eduard Reinacher, Hans Christoph Kaergel, Wilhelm Schäfer usw. Friedr. Lintz, Verlag, Trier.



Nur echt mit eingeprägter Marke „Fön"

Der „Sanax"-Vibrator (D.R.P.) für Körper- u. Schönheitspflege unentbehrlich.

Überall erhältlich. Fabrik: „Sanitas", Berlin N. 24.

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung).

Tempeltey, M. J. M. Der König mit der Seidenschnur und andere Novellen. E. Oberbüchens Buchhdlg., Adolf Schultze, Münster i. W.

Till Eulenspiegels Lustige Streiche. Dem deutschen Volke neu erzählt von Friedrich Albert Meyer. Mit Bildern von A. Paul Weber. Julius Zwißlers Verlag, Wolfenbüttel. — Keine bloße „Jugendbearbeitung", wie's deren schon hundert gibt, sondern ein auf ernster wissenschaftlicher Forschungsarbeit aufgebautes Lebensbild des Schalksnarren.

Tovote, H. Die Scheu vor der Liebe. Roman. Verlag Dr. Eysler & Co., Berlin.

Trebitsch, Siegfr. Die Last des Blutes. Novellen. S. Fischer, Verlag, Berlin.

Ulitz, Arnold. Die ernsthaften Toren. Novellen. Albert Langen, München.

Vesper, Will. Gute Geister. Märchen, Gleichnisse und Legenden. Gerhard Stalling, Verlag, Oldenburg i. O.

Vleugels, Franz Wilhelm. Meister Gottfried Hagen, des Stadtschreibers, Buch von der Stadt Köln. Rheinland-Verlag, Köln.

v. Waldeyer-Hartz, H. Der alte Fluch. Roman aus Deutschlands Urgeschichte. Theodor Weicher, Berlin.

Weill, Erwin, Das Haus der Träumer. Roman. Verlag Ed. Strache, Wien.

Welten, Heinz. Der goldene Mantel. Erzählung. Parcus & Co., München.

Wendte, Thyra. Heiliges Land. Eine Dreitagenovelle. Hans Hübner, Verlag, Hannover.

Werre, Hermann. Krauskopf. Roman. Richard Hermes, Verlag, Hamburg.

Wienbarg, Ludolf. Tagebuch von Helgoland. Hoffmann & Campe, Hamburg.

von Wiese, Leopold. Strindberg und die junge Generation. Rheinland-Verlag, Köln.

Zahn, Ernst. Jonas Truttmann. Roman. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.

Zoege von Manteuffel, K. Der deutsche Holzschnitt. Mit 77 Abb. Hugo Schmidt, Verlag, München.

Die echte „Just"

ist eine der erstgeschaffenen, und zwar seit ca. 14 Jahren bestehenden berühmten Nuss-Butter-Marken, die wie alle Marken später laut Gesetz den unschönen Namenszusatz „Margarine" führen mussten — wie noch heute —, um Verwechslungen mit „Kuhbutter" vorzubeugen. In Wirklichkeit ist

die Reform-Nussbutter-Margarine Marke „Just"

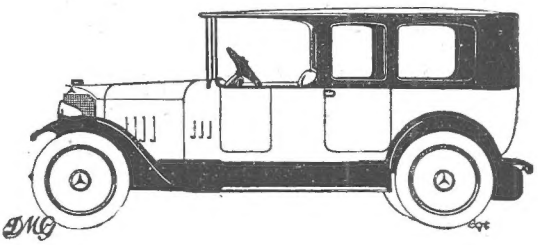
keine gewöhnliche Margarine, sondern eine naturreine, hochfeine Nussbutter in einer Qualität, die das Ergebnis einer nunmehr 14jährigen Erfahrung und fester, naturgemässer Grundsätze ist. — Wer gute und schlechte Marken der Pflanzenbutter und Margarine kennt, der weiss, dass es nicht einerlei ist, welcher Marke man den Vorzug gibt und dass das Renommee der echten Reform-Nussbutter Marke „Just" darin begründet, dass es eine wirkliche „Qualität", sogar mehr als das ist, nämlich

eine Qualität für sich.

Zu haben in allen besseren Geschäften, wo nicht, werden von mir solche nachgewiesen. Man verlange ausdrücklich die **„echte Just"**.

Gustav Just, Justus-Werk, **Ilsenburg a. Harz.**

Mercedes-Automobile
Daimler-Nutzwagen



DAIMLER-MOTOREN-GESELLSCHAFT
STUTTGART-UNTERTÜRKHEIM
EIGENES KAROSSERIEWERK in SINDELFINGEN

ALTBERÜHMTE ERZEUGNISSE

Saedke

HAMBURG

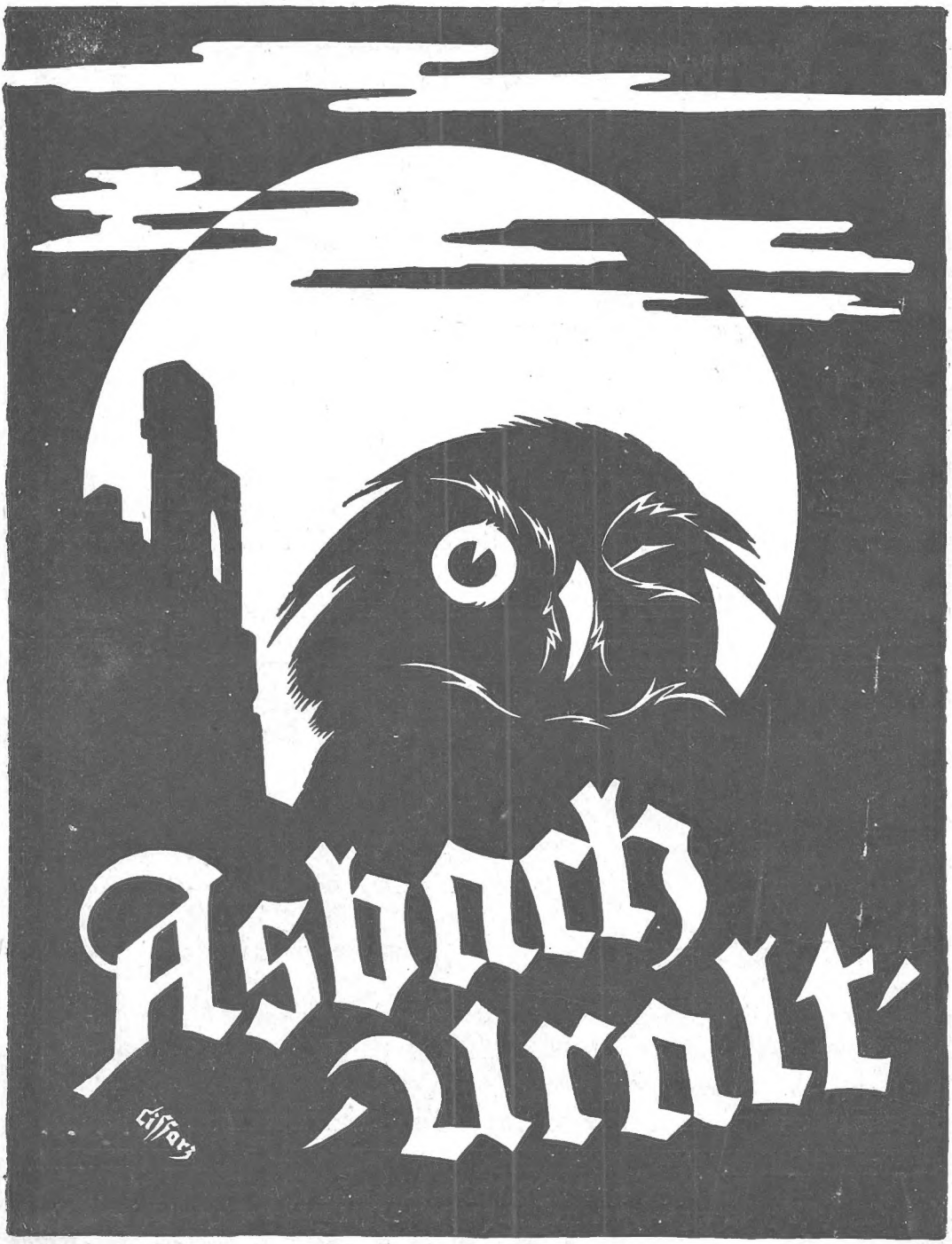
KAKAO SCHOKOLADE KEKS

„Nochheut", schloß Vetter Fritz, „ist ‚Doornkaat'
Für Leib- und Seelenschmerz probat." (Wilh. Busch.)

DOORNKAAT

Nach altbewährtem Verfahren hergestellter
FEINSTER GENEVER

„DOORNKAAT" AKT.-GES. NORDEN. BRENNEREI GEGRÜNDET 1·8·0·6.



Für die Anzeigen verantwortlich: H. Burkel in Leipzig, Hospitalstr. 27. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Dame in Rot
Gemälde von Alfons Roth-Zamdorf
(Glaspalast-Ausstellung München 1921)

Velhagen & Klasings
Monatshefte
36. Jahrg. / März 1922 / 7. Heft

Die kleine Helma Habermann

Thüringischer Roman von Marthe Renate Fischer

Fortsetzung

Von der Aurele Frischauf erzählte Eline Kessel nie. Das wäre Klatsch gewesen — den man nicht ausüben durfte.

Ach, und was würden sich da alles für gehirndumme Lausweiberstreiche berichten lassen! Die vier artigen Töchterlein des Milius Stauch, die vier Vergißmeinnichtlein, die vier Rotröselein, die vier Weißblümelein entflohen, wenn die überzählige Großmutter im Hause auftauchte, wenn ihre Theaterstimme sich hören ließ.

Wenn sie Holz im Keller spaltete, war der Keller von Kindern verwaist, man hörte nur ihre wilden Beilhiebe poltern. Wenn sie im Garten arbeitete, kniffen die kleinen Mädchen aus dem Garten aus.

Eines Tages ertappte die Tante Berta die Kinder bei der Beschreibung der Tante Aurele. Der Ausüber war das älteste Mädelchen, „der Junge", das die überzählige Großmutter nachahmte, indem sie ihre Arme und Beine um sich warf. Aurele war groß mit langen Gliedern und einer Mundöffnung, die jeder Beschreibung spottete, was ihre Dehnbarkeit anbelangte, und die durch keinen einzigen Zahn mehr verunstaltet wurde. Man sah, wenn sie die Lippen öffnete, ihr ganzes inneres Mundgehäuse mit Zunge und Zäpfchen.

Sie erschien im Dehlerschen Hause nicht allzuoft und richtete sich nie auf längeres Bleiben ein, das über vier oder sechs Tage hinausgegangen wäre. Man hielt sie hier, was verwandtschaftliches Entgegenkommen anbelangte, ein bißchen kurz, und man wußte Herzausschüttungen auszuweichen. Aurele hatte sich durch Geschwätz unliebsam gemacht, hatte eine Mißstimmung zwischen Dehler und Milius herbeigeführt, es war im ersten Jahre der neuen Hausordnung gewesen, der Aufnahme des Milius Stauch in den Dehlerschen Familienkreis. Geredet — und gehorcht — und wieder geredet — und nicht so gemeint. Von jener Zeit her faßten sie im Dehlerschen Haushalt sie sozusagen mit spitzen Fingern an.

Nun aber trug sich etwas Sonderbares zu. Milius Stauch, der sich nie etwas hatte zuschulden kommen lassen, der sich den Dehlers ohne Zwang eingefügt hatte, wie ein Teil von ihnen, der keine Vorlieben gehabt hatte, die den ihrigen widersprochen hätten — Milius Stauch wandte plötzlich den Kopf nach einer fremden weiblichen Person. Nicht immer, wenn er dieser Person ansichtig wurde, wie er auch nicht ihre Gegenwart suchte. Aber wie von einer inneren Gewalt getrieben, drehte er hier und da die Augen ihr zu, sobald er ihre Stimme hörte. Er war etwa elf Jahre mit Flora Dehler verheiratet, als sich dieser Treubruch zutrug, der kein Treubruch war. Und er merkte nicht, daß ihm schließlich alle aufpaßten — sein Schwiegervater — seine Frau — die Tante Berta — und jetzt leider auch Aurele Frischauf, die seit einigen Tagen im Hause war.

Vor etlichen Monaten war eine neue Magd genommen worden, eine große, starknochige Person, jung, blond. Flora sagte sehr bald, man wolle sie, weil sie untüchtig bei aller Arbeit sei, wieder gehen lassen, Dehler stimmte seiner Tochter bei. Milius jedoch nahm die Magd in Schutz, sie sei ehrlich, und er empfahl an, Nachsicht zu üben.

Sein Einspruch zugunsten der Magd wic-

 Nachdruck verboten. Copyright 1922 by Velhagen & Klasing

derholte ſich. Er ſah ſie mitunter an, als ob er ſie etwas fragen wolle. Aber man hatte noch nicht gemerkt, daß er je ein Beiſammenſein mit ihr geſucht hatte.

Es war aber ſo, daß die Magd ein Ankläger war durch einen zerbrochenen Stimmton, der an Helma Habermann erinnerte. Sie zerbiß mitunter ebenſo die Worte, wie jene es in der Erregung getan hatte. Und Milius fragte ſich, ob ſie den Habermanns etwa verwandt ſei. Hätte ſich gern Gewißheit darüber verſchafft und wagte es nicht. Wartete aber mit ſeltſamer Unruhe, daß die bewegte, eintönig zerhackte Stimme aufſchlagen ſolle, die derjenigen der Helma Habermann verſchwiſtert war.

Aurele Friſchauf brachte das Theater in Gang — ſie ſchaute — horchte — mutmaßte und klatſchte. Tat es friſch auf ohne Hintertürenbenutzung. Neckte den Milius Stauch mit ſchalkiſchen Verdächtigungen in Gegenwart von Frau und Schwiegervater. Ihre Lippen rundeten ſich zu unerhörtem Kranze und ließen ihren ganzen Mundinhalt ſehen, ihre Krähſtimme knatterte.

Und Milius wurde unwirſch — er verbitte ſich — — aber er errötete dabei. Und weil er das Rot fühlte, brachte es ihn auf.

Darauf ruckte Dehler den Kopf. Und ehe die geſunde Vernunft wieder ihren Einzug hielt, war der Magd ſchon bedeutet worden, ſie ſolle ihre Sachen packen. —

Dehler hatte den Stuhl geworfen und war aus der Stube gegangen. Aber die geordneten Gedanken waren hinter ihm drein gefahren. Sie nahmen die Tante Aurele aufs Korn und legten Zeugnis für ſeinen Schwiegerſohn ab. Darüber kam ihm der ganze Kram blödſinnig vor.

Nach jenem erſten Zwiſt vor nun zehn Jahren, den Aurele ebenfalls verſchuldet hatte, war er mit ſeinem Schwiegerſohn immer einig geweſen. Mal eine kleine Meinungsverſchiedenheit in dieſer oder jener Beziehung, geſchäftlich oder wirtſchaftlich, die ſich durch raſche Ausſprache erledigt hatte; aber nie ein Zerwürfnis aus Gegenſätzlichkeit.

Er ſuchte ſeinen Schwiegerſohn auf. „Du könnteſt runter zur Bahn fahre," ſagte er. „Da ſind e paar Kiſten abzuhole. Und dem Pferd iſt's gut, es bewegt ſich a bißchen." Er ſuchte des Schwiegerſohns Augen. Der ſah ihn feſt an. Darauf ſagte Dehler und ein Lächeln zog an ſeiner Oberlippe: „Natürlich war es ene Dummheit, jelte? Aber man muß doch danach frage. Haſt du die epper ſchon gekannt von früher her, vorübergehend etwa?"

„Nein," ſagte Milius, und das Nein klang hart. „Aber — —" und nun kam ein Zögern, das wichtig ſchien, „ihre Stimme, die war mir nicht unbekannt. Es war nämlich die Stimme von der Helma Habermann — die das Kind von mir hat." In der Art, wie er das ſagte, lag Grauſamkeit. „Nicht immer," ſagte er, „manchmal bluß war es die Stimme. — Dann mußte ich aber hinhorche — und konnte nix tadle aus Gewiſſensbiſſen."

Dehler hatte einen unbequemen Beſcheid empfangen. Er ſagte und ſah dabei an ſich herunter auf ſeine Stiefelſpitzen: „Das iſt ja alles ordentlich abgemacht."

„Das iſt es. Aber es muß doch noch wo ene Lücke ſein, ſonſt konnte einen die Stimme nech ſchwach machen."

Und Dehler: „Sie iſt itze ja weg, die Magd. Das hat ja aufgehört."

„Ja — und das war an der Zeit." Als der Schwiegervater betroffen den Kopf hob, fuhr Milius fort: „Ich meine, es iſt gut, daß ſie nicht mehr do-e iſt. Denn es wäre zwecklos, daß man ſich beſinnt — und ſich eine Schuld beimißt — und ſich von der quälen läßt."

„So weit muß man nech jehe," erwiderte Dehler. Sein Geſicht vergrämelte. Plötzlich aber zuckte es darin und er fragte ſcharf: „Ene Verbindung beſteht doch aber nech?"

Milius antwortete: „Ich habe ſie nicht wiedergeſehe. — Kenne auch das Kind nicht. — Unſere Wege ſind getrennt. — Mein Weg iſt bei meiner Frau — —"

„Die weiß nix — um welche Perſon es ſich dreht," warf Dehler ein — „ſie wollte nech eingeweiht ſein. Das war am Ende klug ſo. Was ſoll ſie ſich Gedanken mache. Das wird dann alles gleich bildlich. — — Du fährſt alſo rab zur Bahn," ſagte er.

Sie rückten den Wagen aus dem Schuppen. Milius ſpannte an. Der Knecht hatte im Acker zu tun, Klee zu hauen und hereinzuſchaffen und eine Kleinfuhre Hafer noch unter Dach zu bringen.

Dehler hatte das eine Pferd, das ſchon alt war, verkauft. Der Erſatz war ein junges, anſehnliches Tier, das aber Mucken hatte und erſt noch erzogen werden mußte. Rechte Anhänglichkeit an die Tiere beſaß Dehler nicht. Der Gewinſt hatte immer die Vorhand bei ihm. An dieſem neuen Pferde hoffte er gründlich zu verdienen. Unter der ruhigen Zügelführung des Schwiegerſohnes würde es ſeine Widerſpenſtigkeiten bald fahren laſſen. Gelegentlich ritt Milius auch das Tier. Er hielt es immer feſt in der Hand, ging aber brüderlich mit ihm um. Dadurch war ein Vertrauensverhältnis zwiſchen ihnen beiden eingetreten. Heute jedoch

war das Tier ungebärdig. Es bockte, stemmte die Beine vor und bewegte sich nicht von der Stelle. Dann wieder galoppierte es in hohen Tritten. Es scheute. Drängte zur Seite. Milius' Stimme begütigte. Die Zügel führte er in sehnigen Händen. Der Weg ging scharf bergab. Als die Senkung nachließ, wurde das Tier scheinbar ruhiger. Aber bald trat es wieder mit seinen Hufen die Fahrstraße, daß die Funken aufschlugen. Nun pfiff die Peitsche, und das Pferd bäumte und schlug. Es ging schließlich durch. Das Tier sah jetzt aus wie ein gehässig lauernder, tückischer Mensch. Es stand plötzlich im verrücktesten Lauf quer vor dem Wagen mit schlagenden Flanken. Versuchte im Kreise zu gehen. Selbst wenn Milius das Pferd bezwang, konnte der Kampf keinen guten Ausgang nehmen. Dreihundert Meter weiterhin kam eine sehr scharfe Wegbiegung. Und gleich hinter der Biegung zur Seite der Straße, die sich schlangenwindig dahinzog, fiel das steinige Erdreich bedenklich ab. So daß man bei einem Sturz mit der Möglichkeit des Halsbrechens rechnen mußte. Das tückische Tier, der sich schlängelnde Weg mit den scharfen Kehren, der zur einen Seite hart vom jäh aufsteigenden Berge begrenzt wurde, und an dessen andrer Seite die Absturzgefahr lauerte, mit dem eingebetteten Gebirgsfluß unten am Fuße, war eine ganz üble Zusammenstellung.

Er meisterte das Tier. Gab plötzlich die Leinen frei. Ließ die Peitsche auf die widersetzlichen schnellenden Glieder pfeifen und lenkte, als das Pferd dahinschoß, mit scharfem Ruck. Das Tier gehorchte: es brach vom Wege ab nach Befehl. Der Wagen sprang auf die Wiese hinab, die etwa um einen Fuß tiefer lag.

Hier gelandet, griff die Zügelführung abermals ein, die das Tier zu kurzen Wendungen zwingen wollte. Auf dem unglatten Wiesenboden, der die Fahrt behinderte und den Wagen zum Springen und Schwanken brachte, trat dann der gewollte Unglücksfall ein. Der Wagen warf um, die Deichsel brach, die Stränge zerrissen und Roß und Wagen trennten sich voneinander.

Das Pferd mit der nachschleppenden Deichsel wurde späterhin aufgegriffen und heimbefördert. Der Fahrer, der unter den Wagen zu liegen gekommen war, wurde hervorgezogen. Als er aufstehen wollte, zeigte es sich, daß der linke Fuß gebrochen war.

Das ganze Theater hatte eine Anzahl Zuschauer gehabt. Wo das tollgewordene Fuhrwerk vorübergekommen war, hatten sich die Leute in Lauf gesetzt, voller Neugier, wie der gefährliche Akt auslaufen werde.

Das Tal war sehr eng und bestand oft nur aus den beiden gegenüberliegenden Bergzügen, dem dazwischen sich hinziehenden Weg und irgendeinem schmalen oder schmalsten Feld- oder Wiesenstreifen. Ein Einzelgehöft, eine Mühle fügte sich ein oder auch ein enges Dörflein weniger Siedelungen. Die steilhohen Berge trugen Nadelwald, nur in der Nähe menschlicher Wohnungen waren ihnen hier und da ein paar Feldstücke abgewonnen worden.

Im warmen Sonnenschein des abschiednehmenden August gingen die Menschen draußen ihrer Arbeit nach. Sie ernteten ein wenig an Hafer, brachten eine Kuhfuhre Gras herein. An den Rändern und auf den leeren Feldern hütete jung und alt die Kuh am Strick. Oder es fand sich eine kleine Spielgesellschaft zusammen, aus kurzhosigen Jungen und kurzröckigen Mädeln bestehend, auch mit etwelchem Getier als Mittelpunkt. Eine Hausfrau hackte Erdäpfel aus zu Erdäpfelsklößen. Überall sah man den Menschen an den Brüsten der Scholle. Und alles an Menschen, was bewegungsfrei war, kam herzugelaufen.

Ein Wagen wurde herangeschafft und Stauch hinaufgehoben. Eins lief zum Lehrer, daß er an den Arzt telephoniere. So kam der Verunglückte schließlich heim. —

Die Tante Aurele hatte indessen Abschied vom Dehlerschen Hause genommen, nach einer kurzen, unzweideutigen Ansprache, die ihr Flora gehalten hatte. Man durfte mutmaßen, daß sie nicht wiederkehren werde.

Jetzt war der Arzt zur Stelle. Er sah in der Schlafstube umher, wo der Kranke gebettet war. Die beiden Fenster gingen auf die enge Gasse hinaus.

Der Ausblick war dem Arzt nicht kurzweilig genug. Er schlug vor, das Bett in die Stube zu stellen, in die Nähe des Fensters, wo dem Patienten der Blick auf die breite Dorfstraße wurde mit allen weltgeschichtlichen täglichen Begebenheiten des Örtchens.

Er musterte den Mann. Milius war jetzt vierunddreißig Jahre alt. Er war der schönste Mann der umliegenden Dörfer, ganz städtisch das Gesicht, und die Lebensäußerung höflich, ohne allzu großes Entgegenkommen. Er sah die grauen Augen mit den breiten dunkeln Brauen und den dichten Wimpern. Sah an Mund und Augen die kleinen, nun schon tiefer werdenden Fältchen, die Eindämmer waren, und kannte doch zugleich den Rosamund Stauch, an dem alles floß und sich gab und ins Breite abschwamm, so körperlich wie seelisch genommen.

Er ließ sich erzählen, wie der Unfall sich

ereignet hatte. Lachte über die merkwürdige Art der Rettung auf dem Wieſengrunde. Es hatte einen Beinbruch gegeben, im andern Falle wäre es, eins gegen zehn gerechnet, auf einen gebrochenen Hals hinaus gelaufen.

Das Sachte, Vernünftige des Berichtes gefiel ihm. War aber noch etwas anderes an dem Manne, etwas unter der Oberfläche, das jetzt im Blick, jetzt an den Lippen lag, das den Arzt aufmerken ließ: — vielleicht etwas Erwachendes.

Die Tante kam, redete ein paar Worte gemütvoll und vernünftig und brachte die vier Töchterchen mit. Die Älteſte war zehn Jahr alt, die Jüngſte fünf.

Der Arzt ſah die Geſchmackloſigkeit der gleichmäßigen Kleidung, die die Geſchmackloſigkeit der Natur einer bis ins kleinſte gehenden Ähnlichkeit noch unterſtrich. Hellblaue, weiß gepunktete, hübſche Kittelchen mit nicht unanmutigem Ausputz, aber genau derſelbe Ausputz hier wie dorten. Und die Tante Berta ſtellte vor: „Der Junge — die Sachte — das Feinbißchen — das Brummlippchen“. Es war den Kindern aber nichts von ſeeliſchen Unterſcheidungen anzuſehen.

Der Arzt lachte auf. Sah dabei, wie des Patienten Geſicht ſich rötete.

Zugleich überreichte die Tante Berta ein Päckchen — und der Junge ſagte: „Es ſind zwei Rebhühnerchen“ — und die Sachte fuhr fort: „ſchon gerupft und zurechtgemacht“ — und das Feinbißchen richtete aus: „die möchte die Frau Gemahlin dem Herrn Doktor“ — den Schlußpunkt machte das Brummlippchen: „zum Abend zubereiten.“ Schwebte aber der Geiſt der Tante Berta über der kleinen Theaterei, ſo daß alles Einfältige abfiel und nur eine herzliche Niedlichkeit übrig blieb.

Die Tante, in der Taillengegend aus jeglicher Form gegangen, mit ihrem gewiß nicht ſchönen Geſicht, das allzu breit und flach war, mit ihrem gluckernden Frauenlachen und der Bewegung ihrer guten Rechten, die nie im Leben gefeiert hatte, und die jetzt zu den in Rollen verteilten Überreichungsworten ſozuſagen den Takt ſchlug, im ſachten Wippebogen von dem einen zum anderen der blauen, weiß gepunkteten Stauchmädelchens hinüber, je nachdem die kleinen Sprecherinnen mit ihrer Rede einſetzen ſollten — die Tante Berta ſtand da verehrungswürdig wie die deutſche Seele, und man hätte mögen nach ihren Flügeln Ausſchau halten, die ſie aufheben und entführen ſollten.

Der Arzt ſteckte erfreut ſein Päckchen ein, reichte die Hand, dankte, lachte und fuhr von dannen. Und um ein Weilchen lag Milius Stauch allein oben in ſeiner Luxusſtube.

Bilder hingen an den tapezierten Wänden, auf dem Zierſchränkchen war eine Anzahl Porzellanpüppchen aufgeſtellt, den Tiſch vor dem Sofa ſchmückte ein gehäkeltes, weißes Körbchen, das mit blauſeidenen Bändern durchzogen war. Blau der Teppich, blau das Sofa und die beiden Seſſel. Dann noch an der Wand ein Schreibtiſch mit einer Schreibgarnitur.

Blickte er zum Fenſter hinaus, ſo erſchaute er die jenſeitige Straßenzeile, die ſozuſagen gezähnt den Berg ſich hinaufzog, die rechte Hausſeite des Beſitzers A. gegen die linke des Beſitzers B., an die ſie grenzte, ein paar Fußbreit vorgerückt und im ſelben Maß dann weiter die rechte Hausſeite des Beſitzers B. gegen die linke des Beſitzers C. Die Höfe, Stallungen und Scheunen lagen nach hinten zu, oft in reichlicher Ausdehnung.

Blickte er zurück, ſo ſah er auf dem blauen Teppich in der Luxusſtube das Sonnenlicht, das die Farben verſchönte, das aber gemach abrückte und endlich durch das Fenſter entſchlüpfte. Das Feierabendgeläut war ſchon verſtummt, ebenſo das „Gebet“, die neun einzelnen feierlichen Glockenſchläge, die nach kurzer Pauſe dem eigentlichen Geläut nachklingen.

Als der Sonnenſtreifen auf dem blauen Teppich kürzer und kürzer wurde, ſtieg dem Milius Stauch ein Bildchen auf: zwei ſehr ſchöne rehfarbene Ziegen, die ſcheinbar der Beaufſichtigung entſchlüpft waren und im Rübenfeld des Nachbarn gierig blateten. Spitzbuben mit Bewußtſein. Und die Beſitzerin Bubs Male vor ihrem Häuschen, den Rücken gegen die Untat gedreht.

Ja, das war doch nichts Abſonderliches, dieſe dreiköpfige Spitzbubengeſellſchaft, aus der Frau und den beiden Tieren beſtehend? Aber im Verhalten der Tiere lag Humor, in ihrer gierigen Eile, in ihre Verdauungskammern einzuheimſen. Das Bildchen hatte er in ſich aufgenommen, während er mit gebrochenem Fuße auf fremdem Wagen heimgefahren war.

Zugleich hatte er die Lerchen in der Luft und in der Ackerfläche jubilieren hören. Tütelü — und Tütterütü — und wüſſen Sü, wüſſen Sü — und noch manch eins der kleinen zuckerumfloſſenen Worte, die Helma Habermann vor nun zwölf Jahren in ihre Menſchenſprache übertragen hatte.

Daneben aber hatte der Bedarf des Augenblicks weiter geredet, die Sorge um das Pferd, der Ärger über alle Verkehrt-

heiten des tückischen Tages, der im Sold böser Mächte gestanden hatte.

Ein wenig halb geglaubter und halb belachter Teufel- und Hexenglaube trieb hier oben hoch in den Bergen auch sein Wesen. Von Bubs Malen, die den Kropf hatte, der groß wie zwei Köpfe war, und über den sie, mitten darüber hinweg, ein schwarzseidenes Band mit einer richtigen, schmalen, netten Schlipsschleife gebunden hatte, zweiohrig und zweiflüglig die Schleife wie einen Ziergegenstand — man bedenke, mitten über diesen großen, gelbweißen Kürbis — — Ja also, von dieser alten, kleinen, verhutzelten Vogelscheuche mit den Habsuchtsaugen erzählte man mancherlei, das mit rechten Dingen nicht zugehen konnte. Sie war arm wie ein herrenloser Hund gewesen und hatte jetzt, alt geworden, Haus, Stall und Feld. Wenn sie ein bißchen stahl, belangte man sie nicht gleich, denn man wollte nichts mit ihr zu schaffen haben. Aber, lieber Himmel, von dem bißchen Stehlen abgesehen ... Sie nannten sie Bubs Male. Aber der Hausname war Schwänzer und der Vatersname Kober.

Alle diese Alltagsgegenwart hatte seine Gedanken in Anspruch genommen, und zugleich hatte darunter eine Stimme vergangener Zeiten zu reden begonnen.

Er hörte jetzt ein Trappeln vieler kleiner Füße und ein Meckern aller Tonarten. Die Ziegenherde wurde von ihrem Hirten heimgebracht, an die achtzig Ziegen oder mehr, aller Größe, aller Farben und Arten.

Standen da schon die Hauskinder vor den Türen und lockten die ihnen Gehörigen, und die Böcklein und Geißlein machten drollige Kindersprünge der Freude über das Wiedersehen, und die Alten antworteten dem Rufen in ihrer Ziegensprache, und Haus um Haus stäubte die Herde ab und wurde kleiner.

Nachher saß Flora bei ihm und schälte ihm Petersbirnen. Nannte weder den Namen der Tante Aurele noch denjenigen der entlassenen Magd. Erzählte aber vom Wagen und vom Pferd, das indessen eingebracht worden war. Daß der Materialschaden nicht bedeutend sei, daß jedoch der Vater das Pferd baldmöglichst verkaufen wolle. Und daß auch sie nicht das Tier im Dienst behalten möge. Nein — wer denn damit fertig werden solle, wenn Milius es nicht imstande sei. — Aber er sehe bleich aus — ob er denn sehr schmerze, der Schaden ...

Nachher kam die Nacht. Da mied ihn zuerst der Schlaf, und die Schmerzen stellten sich aufdringlich ein. Das Zimmer war undunkel, so daß er alle Gegenstände darin wohl unterscheiden konnte.

Mit der Zeit kam Besuch zu ihm. Er hörte es trällern: Tütelü — und tütterütü — und wüssen Sü, wüssen Sü — Lerchen, die weitab hoch in das Himmelsblau aufstiegen, kleine graue Sänger, die zu allerhöchst hinter Wolken verschwanden. Die Wolken waren aber der Schlummer, in den sie ihn hinübersangen.

Altvertraute Wege taten sich dem Ruhenden auf. Er ging wieder über die große grüne Saalwiese mit dem herrlichen Baumbestand, der seinen Doppelwuchs im Verlauf des Stammes trug wie schamhaft rutschende, wunderdrollige Pluderhöschen. Er kam wieder in die Strauch- und Laubverstecke. Er suchte wieder seine feine Helma Habermann.

Und sie stand plötzlich vor ihm, aber er war nun nicht mehr draußen im Freien, sondern in irgend welchem geschlossenen Raum, darin ein Tisch sich befand, und Helma trug einen großen Strauß von prächtigen bunten Blumen in ihren beiden Händen. Sagte zu ihm: „Nimm doch den Strauß, Milius, — hier — Ach! er ist ja so heiß von meinen heißen Händen" — — Und er nahm den Strauß willig entgegen, legte ihn aber neben sich auf den Tisch und stand danach wieder vor ihr arm und leer ohne Gegengabe. Und Helmas zerhacktes Stimmchen sprach weiter in einem sonderbaren gesanglichen Ton: „Nun nimmst du mich noch einmal an dein Herz —" Es klang aber, als werde ein Gedicht hergesagt, sonderbar versmäßig und zum Weinen traurig.

Milius erwachte. Schlug seine Augen auf. Sah das Helldunkel der Sommernacht, das sich durch die Fenster zu ihm in die Stube drängte. Und sprach zugleich die traumbescherte Strophe nach — ganz leise vor sich hin.

Helma Habermann feierte ihre Auferstehung in ihm. Es stieg unaufhaltsam wie aus einem Brunnen herauf, gleich quellenden Wassermassen, deren Zeit gekommen war. „Nun nimmst du mich noch einmal an dein Herz — — —"

Schmerzen der Seele preßten und schnitten seinen Körper. Bild um Bild seines Kinderlebens mit dem Habermannsmädelchen, seines Jünglingslebens mit dem feinen holden Liebchen, das ihm geworden war, sah er in sich auferstehen.

Schmeckte wieder die Qualen der Trennung. Sah aber nur die Helma Habermann und sich selbst, nichts sonst, ihn, den Bereiter der Schmerzen, sie, die Empfängerin. Hörte im Geiste sein Kind lallen, seinen Knaben, den er nicht kannte. Dunkle Träume

ungenossenen Glückes zogen an seinem lauschenden Herzen vorüber. —

Er war sonderbar still in den folgenden Tagen, sein Gesicht war sehr bleich, seine Augen waren ernst. Um den Mund hatte sich ein Zug gelagert, als darbe er.

Dehler kam und fragte ihn nach einer größeren Bestellung. — Ja, die müsse erledigt werden, antwortete er. — Wo er den Brief habe? — Der sei in Dehlers Händen. — Weit gefehlt! — Er wisse es aber genau. Dehler solle nur einmal nachschauen. — Das sei vergebliche Mühe. Nun gewiß, er werde es tun. Aber Flora solle indessen auch nachsehen in ihres Mannes Briefsachen. — Immerhin. —

Flora saß nun vor dem Schreibtisch, zog die Schübe auf, nahm den Inhalt in Augenschein. Nichts — nichts. — —

Da tat sich die Tür wieder auf und Dehler sagte, daß er leider der Schuldige sei. Der Ausreißer habe sich in seinem Taschenbuche gefunden, das er schon mehrfach zuvor durchsucht habe.

Flora saß noch immer vor dem aufgezogenen Schreibtisch. Jetzt, als der Vater gegangen war, stand sie auf.

Sie trat an das Lager ihres Mannes, und er sah in ihren Händen eine alte, kleine Brieftasche, die er sehr wohl kannte. Der Brieftasche hatte sie das Bildchen der Helma Habermann entnommen, das sie ihrem Soldaten verehrt hatte, vor nun wie vielen langen Jahren — ja, doch etwa vor dreizehn Jahren.

Und Flora Stauch sagte mit halbheller Stimme zu ihrem Manne: „War es die?“

Er antwortete ebenso, der Ton ein bißchen schwingend und auch halbhell: „Ja.“

Nun wieder die junge Frau: „Ich habe es mir bald gedacht.“ Und gar nichts weiter — keine Silbe.

Sie legte das Bild in die Brieftasche zurück und verwahrte diese auf ihrem alten Platz im Schreibtisch. Stand noch ein wenig und blickte vor sich nieder, ohne sich ihrem Manne zuzuwenden. Schaute sodann im Zimmer umher nach den schönen blanken Möbeln und dem Auspuß an Teppich, Bildern und kleinen Schnurrpfeifereien. Schaute all den Wohlstandskram an, als ein Lebendes, eine Person, die ihren Mund öffnen möge zur Zeugnisabgabe, als einen Anwalt, der mit Verstand eine Sache verfechten solle. Ging sacht aus der Stube ohne Gekränktheitsbewegung. Ließ den Tagen die Macht zu glätten. Traf sich aber darüber, daß sie müßig niedersaß. Traf sich auch über feuchten Augen, die sie trocknen mußte. Ließ dennoch dem leib- und seelenkranken Manne alle Zeit, deren er bedurfte, um seinen inwendigen Menschen, der durcheinander gerüttelt war, zurechtzuschieben. Schickte ihm die Kinder zu ohne Belästigung und die Tante Berta in weisem Maße.

Spaßens Hermann erhielt Erlaubnis, bei dem Kranken einzutreten, außerdem die Freunde und Freundinnen des Hauses, hübsch nacheinander, ungehäuft, wie eine Interpunktion des Tages. Nahm sich selbst kaum von dieser Methode aus. Trat aber immer als die Trägerin etwelcher guter Gaben ein. Brachte ein Leibgericht, oder einen Blumenstrauß, oder eine gute geschäftliche Kunde. Glättete auf diese Weise und zwang.

Eines Nachmittages aber setzte sie sich bei ihrem Manne nieder. Sie hatte das westliche Fenster weit geöffnet und ließ die Sonne voll hereinstrahlen.

Sanfte, satte Geräusche zogen daher – Dreschtakt. Jetzt nur ein Zweitakt, der eintönig, beinahe schwermütig klang, dann ein munterer unegaler Sechstakt, der eine Weile flatterte und stolperte, ehe jeder Partner seine Taktlage innehatte. Der Schlag der runden Schlegel auf die Holztenne klang ein wenig hohl, zugleich aber auch melodisch weich, der Sechstakt zum Beispiel hatte immer etwas Schwatzhaftes an sich, nach niedlichen Frauenfüßen mit klappernden Pantöffelchen.

Um die Augen der Frau lag ein Suchen, das sie versteckte. — Es ging ein bräutliches Trachten von ihr aus.

Sie machte auf das Dreschen aufmerksam, es komme aus des Nachbars Scheune am Felde. Die Tante helfe ein wenig. Ob er es nicht am Takt höre, sie habe den ersten Schlag. Bei der Tante müsse alles ordentlich hergehen. Das wisse sie selbst von ihrer Kindheit her. — Gestern hätten die jungen Mädchen übrigens zuletzt „gebunden“, Kränze gebunden, für Sigismunds Ella und Reinhold Sorge, und zum Schluß hätten sie gestreut — Mehlbeerkraut zu Ungars und Gutheils hin. Ja, man spreche, daß Franziska Ungar und Heinrich Gutheil ein geheimes Liebespaar seien. Aber sie hätten die Bahn bis zu den beiden Häusern ganz, ganz dünn gestreut aus Schelmerei, wegen des Widerstandes, den Gutheils Emma, die Mutter, entgegensetze, und doch auch wieder dieser zum Tort. So sei die Welt nun einmal.

„Als sie bei uns zur Hochzeit Kränze gebunden hatten,“ sagte sie, „hatten sie zu Dürrns und Müllers gestreut, weißt du wohl noch?“ Sie faßte seine Hand.

Seine Augen waren, während sie sprach

und hier neben ihm saß, aus dem Frühling, der vor dreizehn Jahren gegrünt hatte, in die Gegenwart zurückgepilgert. Sein Blick, der sie traf, war von dem Märchen der Vergangenheit noch angefüllt. Damals war er Jüngling gewesen. Jetzt trat er wieder in seine Mannesjahre ein, zu Dürrns und Müllers, zu Sigismunds und Sorges, zu Ungars und Gutheils, zu all den Menschen seines Ortes hier, vom Schulzen Rebhinner bis hinab zu Bubs Malen, dem Weibe, das keiner belangte, wenn es ein bißchen stahl, weil keiner mit ihm zu schaffen haben wollte.

Er sah auf seine Frau. Sah ihr feines Gesicht. Nahm ihre Kleidung wahr. Was sie anzog, verfeinerte sich. Er sah auch das Suchen und Tasten in ihren Zügen. Oder er sah es vielleicht nicht; aber er gewahrte das Entgegenkommen und die Anhänglichkeit. Daneben tauchte der Gedanke an ihre Rechte auf, wie ein Wegweiser, dessen man achten müsse. Und er rastete bei dem Gedanken und wartete auf sich selbst — auf das verträumteste Etwas in ihm, das noch weitab war und das langsam herzuwanderte.

Flora erzählte weiter: ob er sich besinne? — ob er noch wisse? — Sie sprach von ihrer beider Hochzeit. Betonte die kleinen Unterschiede. Denn durch altes Herkommen ist ein Rahmen gezogen worden, der den Taglauf gliedert, bei diesem Paar wie bei jenem Paar, und welcher der Schelmerei ihre kleinen Stationen macht.

Nach der kirchlichen Trauung — ob er noch wisse — sie sehe es ja alles zum Greifen deutlich vor sich — das große Faß mitten im Wege, das die Straße sperrte, und wo er mit Kreide seine Zuwendung an Bier in Litern habe aufschreiben müssen. Und ein wenig weiterhin der landwirtschaftliche Aufbau, die Dreschtenne mit acht Schlägern, vier Burschen und vier Mädlen, und daneben die Laborantenanspielung mit dem Kessel über gemaltem Feuer, und dem Salbenkocher, der in seinem großen Rezeptbuch studierte. Und dann die abwandernden Laboranten — ob er denn noch wisse. — Voit habe am durchgesteckten Stock die große lederne Reisetasche auf dem Rücken getragen, Arnold habe das Kalbsfell aufgehenkelt gehabt, dem Häußler habe der Quersack von blauer Leinwand über den Nacken gehangen, auf jeder Brustseite ein wohlgestopftes Beutelende. Und dann seien sie ausgerissen, die drei, und der Feldjäger sei hinterher gesprungen. Habe eine nachgemachte Frau überrannt. Habe einen der Pascher endlich erwischt und die Katzbalgerei sei losgegangen. — Ob er noch wisse —?

So erzählt sie den ganzen Hochzeitsverlauf mit den verschiedenen Mahlzeiten und den verschiedenen Spaziergängen bis zum großen Essen abends im Gasthof um sieben Uhr, wo der Gesangverein sein Ständchen bringt. Erinnert ihn an das Kranzabtanzen und das Zerreißen des Schleiers.

Plaudert weiter von allerlei Frohem, Festlichem im Verlaufe des Jahres, dem Werfen der Ostereier, dem Pfingsttanz und der Kirmes. —

Spricht schließlich auch vom Verlauf ihrer Ehe, von der Geburt der Kinder, vom Geschäft, vom Vorwärtskommen. Und sie faßt seine Hand um ein wenig fester und hält sie. Ist doch zärtlich und beinahe ein wenig unruhig.

Und der Mann ist endlich heimgekommen in das Dehlerhaus, in die Stube mit den hübschen Möbeln und den bürgerlichen Zierlichkeiten, zu der Frau, die das Aussehen einer feineren Städterin hat, in die Griffweite des Berufs, der an die Abwechslung der Reisezeit gemahnt, die auf den Herbst und Winter fällt, und an das Anschwellen des Bankguthabens.

Und seine Hand tastet nach der Frau. Umschließt ihren Kopf. Zieht ihn herab seinen Lippen entgegen.

⁂ ⁂ ⁂

Zur Abwartung für ihren Mann, der vielfach bettlägerig war, hatte Eline Kessel, wenn sie selbst auf Handel auswärts war, oder auf ihren paar Ackerstücken zu schaffen hatte, oder sonst Arbeit im Tagelohn verrichtete, Rügers Selma angestellt, eine alte Großmutter, die in ihrer Hausstelle entbehrlich war und sich auf diese Weise, indem sie spann und strickte und den kranken Mann versorgte, ihren Sitzplatz und ihr Essen verdiente. Eline hatte dann alles vorbereitet. Und der Mann lag schließlich auch nicht immer danieder, raffte sich zusammen und half ein wenig.

Das Verhältnis zu Rügers Selma war ein durch und durch gutes. Denn wenn Eline daheim war, durfte Selma an allerlei Geredetem teilnehmen, sowie an der Evangelienvorlesung am Abend.

Sie war bei Kessels ein wenig im Vorhimmel. Es war schließlich doch etwas anderes, wenn man ruhig in der Stube sitzen durfte am barschen Herbsttage, als wenn man draußen die Kuh am Stricke führen mußte, barfuß aus Armut, und der Weidenden wohl aufpassen mußte, wenn sie ihren Darminhalt fallen ließ, um mit den frostigen Füßen zu deren Erwärmung in den dampfenden Brei sogleich hineinzutreten.

Kam dazu der Ton der Eintracht und

das Verhältnis zur Kirche. Selmas Sohn war ein Trinker. In deſſen Hauſe fielen mancherlei rohe Worte. Und das Gottverhältnis war abgebrochen.

Wenn eins aber bei Jahren iſt, da mag man das nech — da will man ſeinen Herrgott behale — wegen des baldigen Übergangs in ſeine Verpflegſchaft. Da hat man hier unten nix Feſtes mehr, keine Rechte und keinen rechten Platz mehr.

Die alte Selma Rüger war krummrückig, mit ergebungsvollem Geſicht, nicht eigentlich hager. Und die Augen waren doch ſchon ein wenig ſtumpf, obgleich man mancherlei in ihnen las von ewiger Plackerei des Lebens.

Dazu nun der Mann von der Eline Keſſel — ein mittelgroßer, hagerer Menſch, dem der Rheumatismus die Glieder verſchnürte. Ganz krumm und verbogen ſchlich er daher. Taſtete ſich vom Tiſch zum Stuhl, vom Stuhl zur Ofenbank. Trug in ſeinen gekrümmten Händen herzu an Kleinigkeiten, weſſen man bedurfte. Schwarzbärtig mit ſchwarzen Augen, aber Haar und Bart von weißen Krankheitsfäden durchſchoſſen. Der Sohn von der alten Dorothee, die ſich gravitätiſch auf die Himmelsreiſe gemacht hatte nun ſchon vor Jahren.

Sie hatte noch am Abend das Lob der großen Liebe gehört: — „Wenn ich mit Menſchen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht —“ und hatte am Morgen gelb, ſtill und kalt in ihrem Bette gelegen, aber mit einem eigenen Lebewohlſagezug im Angeſicht, der doch wohl ihrer Schwiegertochter gegolten hatte.

Eline Keſſel war auch gealtert, ihre Haut war gröber geworden, ihr braungezopftes Haar wies grauen Schimmer auf, und ihre Kräfte hatten ein wenig abgenommen. Nicht abgenommen hatte ihre Redlichkeit in jeglicher Beziehung, im Handel wie in nachbarlicher Verträglichkeit.

Sie war eine Gotteslobrin nach wie vor, die ihr Schickſal immer als eine Erleichterung empfand, gegen das ſchwerere Schickſal gerechnet, das ſie hätte betreffen können.

Und ſie machte dem Herrgott keine Faxen vor, verdrehte ihre Augen nicht in falſcher Demut bei ſeinem Namen, ſondern faßte mutig ihr Tagewerk an und verrichtete, was vorlag, ſo Willkommenes wie Unwillkommenes mit gehorſamem Sinne.

Vor zwei Jahren hatte ſie ihre Tochter verheiratet. Mit dem Schwiegerſohn war ſie einverſtanden.

Saß ſie abends ein wenig neben ihrem Mann, neben der Bettſtatt, auf der er ruhte, oder auf der Ofenbank, um ihn zu ſtützen, dicht neben ſeiner Schulter, dann erzählte ſie heiter und erzieherlich von allerhand Unglücksfällen. Selma Rüger ſaß dann auch irgendwo und hörte erbauten Sinnes zu, wie das Schickſal ſeine Rute ſchwang. Und Keſſel, der Mann, hörte ebenfalls in Elinens Sinne.

Denn ihm ging ſonſt nichts ab an Koſt und Heimatsfrieden. Und er hörte kein Seufzen über eine Laſt, er ſah überall wohlgemutes Vollbringen. Und die Schickſalsberichte, die Unfälle und Todesfälle, hatten etwas ſo Sättigendes im Sinne der Gerechtigkeit. Keine Mißgunſt oder Schadenfreude war beigemiſcht.

So erzählte ſie gelegentlich immer wieder einmal von dem Stauchſchen Unfall mit dem durchgehenden Pferde, der nun ſchon ſeine dreiviertel Jahre etwa zurück lag und der ſchließlich nach entſprechendem Krankenlager gut verlaufen war und im Anſchluß daran von den Krankheitsanfällen, die den Schwiegervater, den Erwin Dehler, in raſcher Folge heimgeſucht hatten, bis er eines Tages erlegen war.

Wußte keiner, was ihn eigentlich zu Falle gebracht hatte. Irgendeine Säge war in Tätigkeit getreten und hatte ihre Arbeit getan, an irgendeinem der dem Körper eingebauten Lebensſtämme.

Vor vier Wochen war er mit allem ihm zuſtehenden Pompe beerdigt worden. Und die Jungen hatten die große Erbſchaft angetreten.

Ja, wie war doch gleich das mit dem Mann von Rügers Selma, dem alten Rüger, als der Großvater geſtorben war? Spricht man von Erbſchaft, ſo darf man das nicht unerwähnt laſſen.

Der Ehemann hatte alſo vor dem Erbſchaftsrichter „in Sachen der Hinterlaſſenſchaft des Großvaters Rüger am ſo und ſovielten Tage des Monats ſoundſo, des Jahres ſoundſo —“ erſcheinen ſollen. Und war der Vorladung nach ſeiner Auffaſſung des Wortlautes nachgekommen, indem er ſich mit Stiefeln, Hoſe, Weſte und Rock des Verblichenen bekleidet hatte. Wirklich geſchehen; darum darf man es erzählen. Denn man will ſonſt keine Witze über den Tod machen, der eine gar ernſte Sache iſt — ein ſo großes, ſtilles Lebewohlſagen und Gutenachtſagen, ein ſo unheimlich gründliches Platzmachen und Auswandern.

Es gibt Bücher, in denen der künftige Aufenthalt der Seele nach jeder Richtung hin beſchrieben wird, landſchaftlich und räumlich, Bubs Male hat ein ſolches Buch. Dann iſt da aber noch der alte Gemeindediener, der wieder ein ganz anderes Dolu-

Der Schützenkönig

Gemälde von Prof. Philipp Franck

(Ausstellung der Berliner Sezession 1921/1922)

ment besitzt, das von Arbeitsleistungen der abgeschiedenen Seelen zum Zwecke ihrer Läuterung berichtet. Welcher Niederschrift soll man da Glauben schenken? —

Die Stauchschen Töchter trugen ihre schwarzen Kleider. Milius und Flora trauerten auch in ihren Herzen. Ihre Anerkennung, mit der sie des Daheimgegangenen gedachten, trug schwarzes Gewand.

Dehler war ein intelligenter Mensch gewesen, der sich nie gegen irgendwelchen ersprießlichen Fortschritt gesträubt hatte. Darum war er den Jungen auch nie zum Hemmschuh geworden. Und aus eben dem Grunde wurden sein Rat und seine Arbeitskraft jetzt entbehrt. Er hätte noch dableiben können, noch helfen können.

Eines Tages ging die Tante Berta dem Milius Stauch zur Hand beim Füllen einer Sendung, die am andern Tage verschickt werden sollte. Die Flüssigkeit war schon filtriert, die Fläschchen, Mellenbacher Lieferung, standen bereit.

Da sagte die Tante: „Daß Habermann tut ist, weißt du doch wuhl?“

Nach einer Pause, die sich breit machte, als lehne er den Gesprächsstoff ab, antwortete Milius: „Von wem soll ich denn das wisse?“

„Man hört mancherlei. Der ist doch epper um die Zeit gestorbe, wo du krank gewesen bist, e bißchen später epper.“

Wieder antwortete Milius erst nach einer Weile. Aber seine Antwort blieb auf das bescheidenste Maß beschränkt.

Die Tante ließ sich nicht abschrecken. Sie erzählte von schwerer Erkältung und wie ihn „seine Tochter“ heimgeholt habe. Dann auch, daß er sich beim Handel besser bewährt habe als in der Landwirtschaft.

Und daß es vorteilhafter für seine Familie gewesen wäre, wenn er noch ein bißchen länger hätte dahertreten dürfen. Auch daß seine Familie ihren Wohnort zurückverlegt habe oder zurückverlegen werde — seine Frau, seine Tochter und der Enkelsohn.

Diesmal erfolgte die Antwort des Milius Stauch sogleich. Er sagte: „Das ist doch erledigt for mich. Ich habe getan, was ich habe gedurft. Sie hätte längst konnt heirate, ich habe ihr satt Bewerber nachgewiesen — sehr annehmbare.“ Sein Ton war kurz.

Die Tante antwortete in aller Ruhe: „Ich ha gedacht, das interessiert dich doch, daß du weißt, wie es da jeht.“

„Es gibt gar viele Menschen auf der Welt, wo ich nix von weiß, wie es ihnen geht.“

Der Briefträger kam. Die Tante sagte noch: „Es dreht sich auch bloß um das Nennenswerte, um Todesfälle usw.,“ und ihr Ton war fest wie der seine.

Sie war eine Unbequeme und Furchtlose. Aber weil sie selber streng nach ihren Worten lebte, war ihr schlecht auszuweichen. Und auch darum, weil sie eine so Unentbehrliche war. Wenn die Tante Berta nicht vorhanden gewesen wäre, hätte etwas im Hause gefehlt, ein Polster.

Eines Tages ging sie wieder bergab, um nach ihrem alten Adoptivkind zu sehen, dem Rosamund Stauch.

Sie fand ihn, wie er mit einem Schürhaken gegen die Aurele Frischauf anging, die hier unten bei dem Dehlerschen Bruder, dem die Magd entlaufen war, Wurzel geschlagen hatte. Rosamunds Gesicht war blaurot aufgelaufen vor Wut, seine Glieder zitterten, sein Kinn bebte. Seine Stimme, die polterte und sich überschlug, brachte keine unverstümmelten Worte zustande. Es war Brei, der hervorquoll. Er sah schmutzig und zerrissen aus an Rock und Hose.

Die Tante mischte sich ein. Ergriff für den Alten Partei. Ihre Rede war kräftig, sowohl was Inhalt wie Stimmklang anbelangte. Sie rollte das Sündenregister der Aurele auf. Hatte nicht das mindeste von einem weichen Hauspolster an sich der Nachgiebigkeit und Friedfertigkeit auf alle Fälle. Schließlich nahm sie ihr altes, großes Kind beim Schlafittchen und entführte es.

Sie heizte den Waschkessel und rüstete ein Bad, wusch und scheuerte an dem alten Wüterich umher und putzte seine alten Schuhe und Stiefel. Hatte die Leckerbissen ausgepackt und stopfte ihm den Mund damit.

Bis endlich die gerechte Entrüstung und die rein persönliche Bockigkeit sich beide legten und der alte Rosamund umgänglich und müde wurde.

Während er ein bißchen verdämmerte und verdruselte, hatte die Tante eine eindrucksvolle Unterredung mit ihrem Bruder. Mit dem sie gar nichts gemein hatte an inneren Werten. Der ein Dehler im Superlativ war, indessen sie selbst der Mutter nachartete, die aus altem, stillem Bauernhause hervorgegangen war.

Heute jedoch hatte sie die Kampfstiefel angezogen und sagte ihre Meinung glatt heraus. Erst der Anstand des Hauses und die Gerechtigkeit, nachher der Profit. Er habe bis zur Stunde am alten Rosamund keinen Schaden gehabt. Und in welchem Zustand Leibes und der Seele habe sie den alten Hausgenossen heute wieder angetroffen!

Spät ging sie heim, auf engem Weg zwischen hohen Bergen.

Sie fürchtete sich nicht. Ein halbheller Himmel war über dem schmalen Wege, er mochte sich winden, soviel er wollte, aufgespannt. Ein bißchen Gehhelle troff immerhin auf das Weglein hernieder. Und ihre Gerechtigkeits- und Ausgleichgedanken waren so stark bei der Arbeit, daß sie den Furchtgedanken den Weg versperrt hätten, wenn selbst sie sich hätten hervorwagen wollen.

Schließlich begann es in ihr zu bauen. Und als sie sich zum allerletzten steilen Aufstieg anschickte, war ihr Haus, das will sagen: ihr Plan unter Dach.

Es drehte sich um nicht mehr und nicht weniger, als daß Rosamund Stauch bei seinem Sohne Unterkunft finden solle aus menschlicher und kirchlicher Gerechtigkeit. Er solle sein Stübchen mit dem Ausblick auf die Straße haben und seinen Sitzplatz in der vorgebauten gedeckten Laube am Hause. Es solle ihm also ein richtiges Altenteil beschieden werden. Arbeitsleistungen würden kaum mehr von ihm zu erwarten sein; denn es sacke an ihm: seine Beine seien böse angelaufen. Versorgen wolle ihn die Tante Berta usw.

Bei Widerspruch seitens der jungen Stauchs würde ihre Predigt über den Ausgleich einsetzen und bei ernstlicher Weigerung, auf ihre gerechten Vorschläge einzugehen, ja, da würde sie — — vielleicht — — da würde sie vielleicht — —

Sie war jetzt auf der Höhe, sah die Häuser ihres Dorfes im dumpfen Licht eines Mondes, der von seiner vollen Rundung erst ein kleinstes Wenig eingebüßt hatte, und der bronzegolden und feist am Rande der Berge stand auf einer ausdruckslosen, bläulichweißgrauen Himmelsbespannung — sah die Kirche mit spitzem Turme, alles mit Schiefer eingedeckt so Häuser wie Kirche, alles schwärzlich im Ton, blank, wo das Mondlicht die Flächen bestrahlte, blickte wieder hinter sich das Sträßlein hinab, das sie emporgestiegen war, und das immer nur fiel und fiel, bis es die Bergfüße erreicht hatte, und das da unten wie ein sich krümmendes weißes Schlänglein zwischen die Berge verlief.

Und die Tante dachte, daß sie um ihrer Seligkeit willen sich des alten Rosamund annehmen würde, wenn nun nicht im Hause seines Sohnes, daß ihm das verschlossen wäre, dann in dem ihrigen, in ihrer eigenen kleinen Wohnung, die sie mieten würde — nachdem sie sich von ihren jungen Stauchs getrennt haben würde — von dem Schlafen unter einem Dach mit den vier Weißblümelein, Rotblümelein, Blaublümelein — um des gerechten Ausgleiches willen. —

Ach, die Tante Berta trat an den Herrgott heran wie ein jüdischer Handelsmann, bot ihre eigene kleine Gewohnheitsbehaglichkeit um riesengroßen Vorteiles willen. Schutz von sechs Menschenleben forderte sie, daß keines den wilden Tieren der Hölle zur Beute werde, daß keines einem Felssturz erliege oder sonst welchem Unglücksfalle, daß keinem die Habe oder die Ehre genommen werde, oder das Blut im Leibe vertrockne.

Alles dies für nur so viele Stunden Qual und Ärger und Verdruß und Hemmung, als der Alltag in sich barg, und natürlich nun auf etwa fünf oder zehn Jahre berechnet. Welche Lebensdauer sie dem Rosamund Stauch meinte zumessen zu müssen, fünf, wenn sie an seine armen verschwollenen Beine dachte, und zehn, wenn er als das Unkräutlein in ihren Gedanken stand und sie in Erwägung zog, wie wohl das Üble zu gedeihen pflege.

Sie kam dann heim, und die Aussprache fand statt. Milius saß auf dem Sofa zwischen den Fenstern in der alten Dehlerschen Wohnstube, Flora saß am Tisch ihm gegenüber beim Zeitungsblättchen.

Und die Tante Berta stand aufrecht an des Tisches Schmalseite, so daß sie beide vor sich hatte, den Mann nach links und die Frau nach rechts. Sie stand da, wie ein vortragender Rat, ganz gefaßt und gesammelt, ihre eine Hand auf die Tischplatte gestemmt, während die zweite zu allerlei Gebärden aufgelegt war.

Sie trug vor. So und so hatte sie den Rosamund Stauch angetroffen im kämpferischen Gegenüber mit der Tante Aurele, so und so waren Ton und Aussehen gewesen, so das Gewand, so die Körperpflege.

Sie sprach nicht vom Ausgleich, sie drohte nicht mit des Herrgotts Rutenstreichen und mit den eignen Maßnahmen, aber es klang gleichwohl alles schon aus ihrer Stimme hervor.

Milius seufzte.

Darauf sagte die Tante: „So kann das nech weiter giehe mit den alten Mann.“ Sprach ohne Umstände vom Stübchen hier im Hause mit dem Plätzchen in der Laube unter ihrer Vorsorge und Pflegschaft.

Des Milius Stimme: „Freilich — —“ Die Stimme klang gepreßt.

Flora entgegnete: „Wir wollen das überlehe. Morgen können wir dann ratschlage. Zuvor müssen wir aber drüber einig sein, mein Mann und ich.“

Die beiden Großen waren in der Küche. Der Junge kochte das Abendgericht, die Sachte deckte den Tisch in der Küchenstube, einem ganz kleinen Raum.

Jetzt kamen sie: die Suppe sei aufgetra-

gen. Zugleich fanden sich die beiden Jüngsten aus der Nachbarschaft ein.

Sie aßen. Die Tante versorgte die Kinder, teilte ihnen zu. Und die Glocke klang weiter in ihrer Stimme. Ja, das war doch wie Abschiedsläuten.

Milius und Flora schauten einander an. Flora nickte. Und dann, als die Kinder zu Bett geschickt waren und die Tante danach ableuchtete, sprachen sie miteinander.

Ja, sie würden sich doch wohl dazu bequemen müssen, sagte Flora vorsichtig, den Vater ins Haus zu nehmen.

Wenn die Tante für ihn sorge ... antwortete Milius still. Sie habe ja die rechte Art für so etwas. — Es sei erstaunlich, was sie alles zuwege bringe bei den Menschen. — Was sie für Einfluß gewinne. — Sie sähen es ja im eigenen Hause. — Sie mache keine Übergriffe, aber bieten lasse sie sich auch nichts, sie wahre bei aller Gelindigkeit gewissermaßen immer ihre Rechte. — Der Tante könnten sie den Vater sehr wohl anvertrauen.

Ja, das könnten sie. So Flora. Da würde er seine Ordnung haben, und daneben — Unarten würde sie ihm nicht durchgehen lassen. — Sie würde ihn immer im Zaume halten.

Milius sagte: „Man hat ja so viel vom Leben. Wir haben doch uns und unsere Kinder — und das Geschäft gieht aufwärts. Man muß nicht abbaue, man kann sich ausbreite. Man hat auch Furcht vor Gott, er könnte zürne, wenn man sich seiner Pflicht entzieht. — Mein Vater hatte freilich gesündigt — aber — es ist doch alles zu meinem Besten ausgeschlagen."

Die Tante kam, und sie sprachen mit ihr. Sie wollten nach ihrem Vorschlag verfahren.

So kam denn schließlich der Rosamund Stauch ins Haus als Wohngenosse, bezog einen Palast, der herrlich herausstaffiert war, als ob er einen regierenden König beherbergen solle. Die Ehrenkompagnie stand bereit, Kranz- und Straußschmuck dufteten dem Einziehenden ihr Willkommen entgegen. Als Oberhofmarschall saß die Tante Berta neben dem Ankömmling im Wagen, und der Präsident-Reichskanzler fuhr. Unter der Haustür aber stand zum Empfang die allerhöchste Weiblichkeit, die Frau Kaiserkönigin. Das war Flora, der Pferdelenker aber war Milius in eigener Person, und die Ehrenkompagnie bestand aus den vier Blümelein, die um den Großvater Dehler Trauerkleider trugen.

Der Palast war eine liebe kleine Stube, angefüllt mit Bett und Tisch, mit einem Willkommenskranz aus Fichtenzweigen über der Stubentür und mit einem Feldblumenstrauß in Tisches Mitte. Zwei Stühle am Tisch und am Fenster ein uralter Backenstuhl, dessen Abgründe in der Polsterung die Tante mit Heu tadellos eingeebnet hatte, und dessen Überzug, von zwei ehemaligen Dehlerschen Hosen herrührend, eigenhändig und kunstvoll trotz dem besten Tapezierer von ihr aufgenagelt worden war. An der Wand ein Jesusbild und ein Spiegelchen von zwei Spannen Größe. In der Ecke ein Kleiderrechen. Und daneben eine Waschkommode mit Waschnapf und Wasserkrug, über einem Wäscheschubkasten. Unter diesem ein freies Verlies für alle möglichen Gegenstände, Stiefelzeug zum Beispiel. Im Tischschubkasten lag ein Neues Testament neben einem Pappschächtelchen, das Tabak enthielt — — Ein Königspalast!

Dem alten Rosamund kamen die Tränen. — Er sackte in den Backenstuhl.

Und dann waren die andern alle verschwunden, und die Tante brachte ihm Kaffee und räumte seine paar Habseligkeiten ein. Verwies seine alten Kleider in die Bodenkammer und sein Sonntagsgewand auf ein Plätzchen im Kleiderschrank auf dem Flur.

Die Tage kamen daher einer nach dem andern ohne große Ankettelung.

Die da unten, die jungen Stauchs, lebten ihr Leben für sich. Er aber war das Kind der Tante Berta, die ihn gerecht versorgte, gelegentlich mit ihm plauderte und täglich ein wenig mit ihm schalt. Sie holte ihn auch zur Arbeit im Garten in ihrer Gesellschaft und ließ ihm seine Ruhe, wenn er fahl und mattäugig aussah. Und er dankte ihr durch Mürrischsein. Durch Grobheiten und Bissigkeiten. Hing aber an ihr. Sie war sein Anker, sein Rechtsanwalt, sein Stäupknecht. Ja, der Rosamund Stauch brauchte mitunter Schläge, versteht sich, keine mit dem Stecken.

Es waren Schläge, wenn die Tante tat, als ob es ihr leid sei, daß sie hilfreiche Hand geleistet habe bei seiner Übersiedlung hierher. Denn eine Unruhe erstand darauf in ihm, als solle er ausquartiert werden. Er versank zehn Klafter tief in eine jammervolle Hilflosigkeit und er kraxelte und kümmerte unten in dem tiefen Loch verzweifelt umher mit allerlei Angstgedanken. Aber auch das waren Schläge, wenn sie ihn weder im Guten noch im Bösen beachtete, wenn sie ihm seinen Kaffee brachte, als ob er Schmidt heiße und nicht Stauch.

Alsdann begann er seinen äußeren Menschen wohl zu säubern mit Waschen, Bürsten und Stiefelputzen. Trat mindestens dreimal am Tage seine Wanderschaft nach Canossa an.

Mitunter ſaß die Tante Berta neben ihm unten auf dem Laubenplatz, erzählte ein paar Minuten lang oder beſſerte aus.

Am Sonntag gingen ſie auch wohl ſpazieren. Dabei traten die Enkelkinder dem Großvater näher.

Das Feinebißchen ſchäkerte ſich ein wenig heran, zwar nur ein ganz klein wenig. Aber es war doch Beſuch gemacht, und die Einladungen und Geſellſchaften konnten ihren Anfang nehmen. Sie war die erſte, die zu dem Großvater freiwillig auf die Stube kam, und die ſich ein andres Mal ein bißchen zu ihm in die Laube ſetzte, und die nach wieder etlichen Tagen ihm ein klebriges, heißes, kleines Kinderſträußchen brachte von abgerupften Feldblumen.

Zwiſchen den jungen Stauchs und ihm bildete ſich ein Alltagsverhältnis heraus, eins das in der gleichen Form ſchon viele Jahre hätte gewährt haben können, das ſchon ein bißchen grau war und keine großen Anſprüche mehr ſtellte.

Aber doch kam Milius eines Tages, ſetzte ſich zu ihm in die Laube und ſprach vom Geſchäft. Es geſchah in ganz oberflächlicher Weiſe, nur etwa ſo, wie wenn eins die Tageszeit bietet.

Der Gruß wurde aufgenommen, der Alte ſetzte ſein Wörtlein dagegen, das eine Frage war. So war denn ein Weg angelegt worden, darauf ſich die beiden Inwohner gelegentlich begegnen konnten — die beiden in ihnen wohnenden Altmenſchen des gleichen Blutes, aus denen lange vermoderte Geſchlechter redeten. Sie nahmen einander nichts übel, Roſamund dem Milius nicht die mangelnde Unterordnung, und Milius dem Roſamund nicht das Fehlen der allerinnigſten, mit Stolz durchſetzten, aus Wort und Blick hervortretenden Anteilnahme.

Eine halbe heilſame Gleichgültigkeit webte zwiſchen ihnen. Unter der doch allerlei wuchs und gedieh — tief zwar unter der Erdoberfläche. —

⁂ ⁂ ⁂

Die Frauen arbeiteten in den Pflanzländern, den beieinander liegenden Streifchen und Quadratchen, die den Einwohnern auf ihre Stammgüter zuerteilt worden ſind. Allmählich wurden die Beete leer vom dicken Kohlrübenpflanzenbewuchs, der auf die großen Äcker übertragen wurde. Und dann ging das Hacken und Säubern los und das neue Bepflanzen mit Futterrüben. Schließlich ſah die ganze kleine, den verſchiedenſten Parteien zugehörige Plantage friſch und aufgeräumt aus wie eine Puppenſtube.

Ja, das muß jetzt alles hintereinander geſchehen. Die Rüben müſſen verpflanzt werden, länger als ſieben Wochen dürfen ſie nicht ſtehen. Denn in der ſiebenten Woche ſetzen die Rüben an, und verpflanzt man ſie zu ſpät, ſo können ſie nicht mehr Wurzel faſſen und müſſen eingehen. Alſo ſpricht die Tante Berta.

Überall ſind Menſchen auf den Feldern, überall ſieht man die gebückten Geſtalten. Sie behacken ihre Kartoffeln, ſie arbeiten im Heu, ſie hauen Grünfutter und ſchleppen es in Körben auf dem Rücken heran. An der aufſteigenden Böſchung neben dem Fahrweg ſieht man eine Anzahl graukahler Stellen in kurzen Zwiſchenräumen, es ſind die ausgeſeſſenen Plätzchen, auf denen die Grasholer zu ruhen pflegen.

Was für viele, viele Menſchen, für viele, viele Männer und für viele, viele Frauen doch ihre Wohnſtätte im Örtchen haben! Die Männer pflügen, hauen Gras oder Klee, fahren Sudde mit Kühen oder Pferden, denn es hat geregnet in der Nacht. Die Frauen aber tragen Sudde auf dem Rücken zu ihren Äckerlein, pflanzen, hacken, ſicheln, bücken ſich — bücken ſich.

Morgen oder übermorgen werden ſie wohl alle im Heu arbeiten — das Heu am Morgen aufſtreuen, es am Nachmittag zuſammenharken, in Haufen bringen und die Haufen heran zum bereitſtehenden Wagen ſchaffen.

Das Korn ſteht ſchulterhoch, der Weizen tief aber ſtraff, die großen, nun bepflanzten Rübenäcker ſehen ſchnurrig aus, mit ihren ſchlampigen Pflänzchen, die matt am Erdboden liegen und in der Nacht oder am morgenden Tage oder übermorgen und überübermorgen das Aufſtehen erſt noch lernen müſſen.

Am Himmel ziehen Wolken auf, verbinden ſich zu großen Inſeln und Flächen. Die Leute ſprechen vom Gewitter, ſelbſt wenn es ohne Regen, ohne Blitz und Donner wieder zur Aufklärung geht.

Der alte Chauſſeearbeiter ſitzt auf ſeinem Blechkiſſen inmitten der Fahrſtraße, zwiſchen einem Gehäufe zerklopfter Steine und ebnet eine böſe Ducke im Straßenverlauf ein. Er klopft und hämmert und ſchnupft. Und klopft und hämmert und ſchnupft.

An den kleineren Häuſern gibt es noch viele Schiebefenſter. Flugs ſchiebt der Neugierige das Fenſterlein zur Seite und ſteckt den Kopf heraus. Und dieſer Kopf ſieht aus, als ſei er losgetrennt von ſeinem Körper. Denn die Öffnung iſt nur gerade ſo groß, daß der Kopf hindurchfahren kann.

Wenn nun da der alte Günther Appelfeller herausſchaut mit ſeinem hängenden, gelbweißen, zottigen Schnauzbart und ſeinen

Zankaugen — ich weiß nicht, was einen an dem Anblick dieses aufgeklebten Kopfes erfreuen soll. Ganz anders freilich ist es, wenn ein Jungmädelskopf rasch so ins Freie trachtet, einer mit Flirrhärchen und zarten Wangen; oder wenn Eline Kessel durch das Schiebfensterchen nach Recht und Ordnung auf die Gasse schaut und dabei etwa lächelt mit ihren lieben weißen Porzellanzähnen.

Durch das Dorf klingt Sensendengeln, dann auch Schmiedegeräusch vom Hufbeschlag der Zerrkühe; in den drei der Gemeinde zugehörigen Backöfen schieben die Hausfrauen Brot und Kuchen ein. Und da kommt der Postwagen, der bei Regenwetter eine große Plane überzieht. —

Eine junge Frau geht heim. Sie war mit beim Rübenpflanzen — nur ein paar Stündchen eben — denn ihr Mann will, daß sie sich schone. Es war aber sehr eilig, weil die Rübenpflanzen bei Zögerung gelitten haben würden und eine Tagelöhnerin nicht aufzutreiben war.

Sie weiß nicht, daß ihre Lebensuhr seit nun acht Monaten bereits ihren letzten Jahrrundgang angetreten hat. Sie denkt noch an weite Zukunften.

So geht sie durch alles Juniwachsen der Felder, vorüber an aller hurtigen Sommerarbeit der Menschen. Hält beim alten Chausseearbeiter inne und weiß einen neuen Auftrag: hinten am Wege, dicht bei dem Wiesenlappen, wo es scharf bergunter geht, sei eine brüchige Stelle — wenn er da gleich ein bißchen nachklopfe und so weiter. — Kommt beim alten, zottigen Schnauzbart, dem Appelfeller, vorüber, auch bei den beiden anderen abgeschnittenen Köpfen, der reizenden Linda Müller und bei der Eline Kessel, und ist nun mittendrin im Sensendengeln und im Schmiedegeräusch und bei den Backöfen. Geht nachher ihrer Hausarbeit nach, wobei ihr die Kleinen, das Feinebißchen und das Brummlippchen, Zureichungen machen, und revidiert am Nachmittag ein wenig das Kinderzeug. Denn um Ausgang Oktober wird Besuch erwartet: ein Kindchen.

Flora Stauch möchte ihren Mann mit einem Knaben beschenken. Seine Freude würde riesengroß sein, so sagt sie sich. Sie denkt zugleich aber auch an das Geschäft, was die direkte Sohnesnachfolge dem für Nutzen bringen würde. Denn nicht alle Schwiegersöhne fügen sich ein, wie Milius es getan hat.

Das Feierabendläuten erklingt und nach kleiner Pause das Gebet, die nun einzelnen, feierlichen, gedehnten Glockenschläge. Da denkt man doch mitunter an den alten Großvater Dehler, den Vater des vor nun bereits zwei Jahren verstorbenen Erwin Dehler.

Der Großvater hatte erzählt, daß zu seiner Zeit in Schlesien in der Niederlausitz auch das „Gebet" geläutet worden sei. Er sei um die Heuzeit daselbst mit seinem Laborantenkalbsfell auf dem Rücken über eine Wiese gewandert und habe überall auf den Feldern die Mäher bei der Arbeit gesehen — — als es Feierabend zu läuten begonnen habe. Nach dem Geläut sei dann der Einzelanschlag erfolgt, das Gebet, genau wie bei uns hier im Dorfe auf den Thüringer Bergen. Darauf hätten alle Schnitter ihre Sensen niedergelegt und hätten gebetet. Das habe ihn so gerührt, hat der alte Großvater gesagt, wie sie alle dagestanden hätten mit ihren abgezogenen Hüten und darüber geneigten Köpfen. Und er war immerhin, wenn er auch eine gute, weiche Frau geheiratet, doch ein Dehler gewesen, dem nichts so leicht an den Herzmuskel tippte. —

Als der Herbst herankam, sagte Milius Stauch, daß er seine Geschäftsreise diesmal hinausschieben wolle, bis erst —

Aber nein, entgegnete seine Frau, er solle nur im Takt bleiben.

Er reiste und kam heim.

Die Laboranten reisen ja heute anders, als ihre Väter es getan haben. Sie nehmen vielleicht ein paar Kisten bestellter Ware mit und dürfen außerdem von jedem ihrer Erzeugnisse ein Probefläschchen bei sich führen. Die Zeiten des Kalbfelles, der großen am Stock auf dem Rücken getragenen Reisetasche und des Quersackes sind vorüber, die Zeiten wo, unter der Schutzdecke des Samenhandels, so ungefähr ein jeder Fabrikant sein eigener Balsamträger war.

Heute kommen die Korbfrauen und Hausierer und verschachern die Salben und Tropfen, auch selbstverständlich unter irgendwelchem Deckmantel, den sie beileibe nicht lüften dürfen, wenn ein Feldjäger oder Gendarm oder Gemeindediener in der Nähe ist. —

Flora Stauchs letzte Stunden waren gekommen. Sie lag danieder und litt große Schmerzen. Unter Beihilfe des Arztes gebar sie ihren Sohn. In Banden einer Abspannung, die zehnfach stärker war als jede Menschenkraft, schlief sie ein. Sie hatte nicht die Freiheit gehabt, erst noch zu segnen oder wenigstens nach dem, was sie verlassen mußte, zurückzuschauen. Das große Dämmern schlug seinen Mantel um ihre Sinne und leitete sie hinüber in die Dunkelheit.

Auf diese Weise haftete dem Ableben der Flora Stauch etwas Eindrucksloses an, es hinterließ beinahe kein Erinnerungsbild. Sie

hatte ihre Arbeit vollbracht und war danach ausgelöſcht worden. Kein Lebewohlſagezug redete aus ihrem erbleichten Angeſicht. Still und kalt lag ſie ausgeſtreckt auf ihrer ſchmalen Todeslagerſtatt, fraulich und fein die Züge ihres Geſichts, aber ohne Sprache ihrer letzten Gedanken.

Der Junge war ein netter, kleiner Kerl, nahrungsgierig und beſchaulich, wohlabgewartet von ſeinen fünf Pflegerinnen, der Tante Berta und dem Schweſternvierblatt. Er lief ſeinem Jahrestag entgegen und war ein ſpärlicher Plapperer. Der Großvater nannte ihn ſtupid und machte wenig Umſtände mit ihm, und der Vater hatte ſeine kleine Freude an ſeinem Fleiſch und Blut, ſeinem künftigen Geſchäftsnachfolger.

Um dieſe Zeit, als der kleine Erwin Stauch ein Jahr alt war, geſchah es, daß die Tante Berta eines Tages erbleichte und mit glaſigen Augen im Sofa ſaß, gelb von Hautfarbe. Sie ſah und hörte wohl, was um ſie her vorging, aber es war alles ein wenig verwiſcht, der Ton wie der Umriß, und es verging wohl eine halbe Stunde, ehe ſie wieder völlig zu ſich kam.

Die kleine Mattigkeit ließ bald nach, und die Tante war ſcheinbar wieder die Alte.

Da geſchah es in zehn Tagen, daß der Anfall ſich wiederholte, daß ihm aber ein Krankenlager von acht Tagen folgte, bei dem der Arzt ſeine Stimme einmiſchte. Er ſprach im Drohtone.

Bis dahin war die Tante die Fürſorgerin geweſen, jetzt ſollte von Schonung die Rede ſein. Sie ſpürte längere Zeit ſchon einen fremden Griff in ihrem inneren Wirtſchaftsleben. Ihr körperlicher Fabrikbetrieb, Gedeih- und Erneuerungsbetrieb, zeigte ausgelaufene Stellen.

Die beiden Großen, der Junge und die Sachte, jetzt vierzehnjährig und dreizehnjährig, nahmen ſich der Wirtſchaft an. Die Tante wurde gut verſorgt, ein Familienеſſen, das der Vater lobte, erſchien auf dem Tiſch des Hauſes, und das Feinebißchen bediente ihren Großvater. Danach wankte die Tante wieder umher, ihre gute Stimme lobte.

Am Nachmittag ſaß ſie in der Sofaecke, als Milius kam und ſich zu ihr ſetzte. Er nahm ſie ſohnlich in den Arm und ſtreichelte ſie. Dankte ihr für alles Gute, das ſie ſeinem Hauſe angetan habe, bei Erziehung der Kinder, in der Fürſorge für ſeinen Vater. Sprach vom Geſchäft, wie er nach dem Tode ſeiner Frau geſtellt ſei.

Die Tante ſagte: „Wenn du epper amal in Schwierigkeiten kommſt, daß du Geld gebrauchſt, daß ſie dir Einſchränkung wollen auferlege wegen der Beteiligung von deinen Kindern, oder wenn du amal ganz frei willſt ſei — mit meinen paar Tauſend, wo ich habe, helfe ich dir. Ich will mein Teſtament auch anders mache. Da iſt mäncherlei hienfällig dran geworden durch die Zeit.“ Sie ſchwieg. Milius ſaß jetzt neben ihr, nachdenklich die Arme auf den Tiſch gelegt.

Die Tante fuhr fort: „Man räumt halt auf.“ — Sie ſchwieg wieder. Aber das Schweigen verriet ihre Gedanken. Und Milius hielt ſtand.

„Ich habe immer gedacht,“ ſagte die Tante, „du wirſt mir was anvertraue, daß du was ändre willſt an deinem Leben. Auf mich iſt nicht mehr ſiehre feſte zu baue, und die Kinder ſind doch noch jung, jelte, und der Hausſtand hat ſeine Rechte, der will geführt ſein und eingeteilt. Und du haſt doch auch deine Lebensſchulden noch zu zahle gegen Helma und gegen deinen Sohn, wo du nech ſiehre oft wirſt geſiehen haben.“

Milius atmete ſchwer. „Ich kenne ihn nicht.“

Die Tante ſagte für ſich: „Wenn ich anfange zu denken, da ſpannt mir's in meinem Kopfe.“

Und ſie ſagte zum Milius: „Nune iſt das vielleicht nech der geeignete Tag heute, daß wir drüber reden. Aber, jelte, nech wahr, das muß ich ja wiſſe, wie viel ich muß abhale (leiden, aushalten). Und man denkt, es ſoll beſſer werre und es tritt das Gegenteil ein. Nune packt man ſeinen Koffer eben. — Wie kommt denn das eigentlich, daß du deinen Sohn, deinen Michael, überhaupt nech haſt kennen gelernt? Es iſt doch das Kind. Das zieht doch hien.“

Milius antwortete: „Wie die Verhältniſſe lagen, war das beſſer för beide Parteien, man blieb geteilt. Ene Anknüpfung hätte ſich da nicht loßt vermeide. Und wo hätte das ſollen hinführe? Meine Frau konnte das auch von mir fordern, daß ich peinlich war. Sie hat mich nie geplagt.“

„Und jetzt?“

„Ja jetzt — — Die Sache iſt doch jetzt eingewurzelt,“ ſagte er.

„Das verſtiehe ich nicht.“

„Man verpflanzt nicht gerne ſo ſpät. Da iſt jedes in ſeinem Erdboden am beſten dran. Und ſechzehn Jahre Trennung bleibt ene böſe Sache, man mag ſie anfaſſe, wie man will. Sechzehn Jahre ändern einen ganzen Haufen am Menſchen. Sie iſt in der Landwirtſchaft geblieben, und ich bin mehr in das Geſchäftliche gekommen. Und meine Kinder — denen möchte ich auch nicht zu nahe trete.“

„Zu nahe — —“ ſagte die Tante mit müder Stimme.

„Ja, zu nahe — — Ich kenne die Helma Habermann, was sie früher gewesen ist. Die von heute kenne ich nicht. Sie kann sich verändert haben, sie kann vollständig abgerückt sein. Nune könnte ich eine Person heirate, wo ich mit in Berührung geblieben bin. Aber eine, wo mir fremd geworden ist, die kann ich nicht so geradewegs heirate. Denn ich muß för sieben Personen mit ihr fertig werre, för meine fünf Kinder, för den Vater und för mich."

„Und deine Schuld, daß du die abträgst —"

„Die ist verjährt."

„Die gieht doch auf zwei Beinen umher."

„Tante —" sagte Stauch, „was soll das nutze! Wenn nachher nix stimmt."

Die Tante entgegnete: „Die wird sich schwerlich verändert haben, die Helma Habermann. Die war doch wie aus einem Guß gemacht. Die ist auch begehrt gewesen, allerwent, wo sie hinkam. Ihren Sohn hat sie was lassen lerne. Er hat müssen alle Schulen durchstudiere. Sie wohnen wieder in ihrem Dorf. Der Junge ist aber jetzt in der Lehre in Saalfeld. Er soll Schlosser werre. Zur Schlosserei hat er schon die Talente gehabt, wie er noch kaum hat stehen können. — Wenigstens," sagte die Tante und sah den Milius Stauch festen Auges an, „würde ich mir mein Kind doch mal betrachte, ehe ich mich davon abkehre."

„Woher weißt denn du das alles?" fragte er. „Das ist doch sonderbar."

Darauf erzählte sie, daß sie bei der Eline Kessel gelegentlich ein wenig horche, ohne daß die Frau die Absicht spüre. So groß sei Elines Bewunderung aller der Tugenden und Taten der Helma Habermann, daß ihr gelegentlich die Zunge durchgehe, wie gut und voller Verstand und voller Fleiß die Helma sei und voller Artigkeit gegen ihre Herzmutter, und voller Gerechtigkeit und Strenge und schwesterlicher Nachsicht gegen ihren Sohn. Und der Michael sei ein Sauberer an Gewand und Gesinnung, Abwege werde der amal nech einschlagen. Und da sei nix Unrechtes an irgendeinem. Da sei Bravheit Trumpf und wieder Trumpf.

„Das freut mich," gab Milius sacht zurück. Stand auf, drückte sich hinter dem Tisch hervor, blieb noch einen Augenblick, als überlege er, nickte der Tante zu mit nachdenklichen Augen und ging.

Ein Geschäftsgang führte ihn bergab, denselben Weg, darauf er vor Jahren mit seinem Bäschen gerodelt war, mit Flora Dehler, seiner späteren Frau, die ihn nach vierzehn Jahren einer gesegneten Ehe leider verlassen hatte. Es war auch derselbe Weg, den er bergab genommen hatte mit dem Pferde, dem das Durchgehen in der Gehirnkammer gesteckt hatte.

Er dachte an seinen Unfall damals — an sein Krankenlager — an die Auferstehung der Helma Habermann. Es sei Fieber gewesen, sagte er sich. Die Stimme einer fremden Person, der Magd, habe zuvor an ihm gerüttelt. Er dachte zurück, wie seine Frau um seine Liebe gekämpft hatte, wie fein und ohne Aufhebens sie zu ihm getreten war und alle Schätze seines Lebens vor ihm ausgebreitet hatte. —

Es dämmerte, ehe er seinen Heimweg antreten konnte. Das wunderbarste Abendrot, das seine Reflexe auf den Schnee geworfen hatte, zog seine Farben ein. Es wurde allmählich dunkel, und die Sterne zogen auf. Kälte drückte herab. Er sah zur Seite die verschneiten Wälder, kam an verschneiten Feldstücken vorüber.

Neben ihm im Dämmern schritt die kleine Helma Habermann. Er sah sie wieder in ihrem Zusammenbruch unter den Eichen, als sie begriffen hatte, daß er keine Küsse von ihr heische, sondern als der Abschiednehmer vor ihr stand. Er sah wieder in ihren Augen den stummen Schrecken und das herrenlose Versinken. Er sah wieder den Blick, der ganz wohl einer Sterbenden eignen konnte, und gewahrte wieder, wie sie sacht in sich zusammensiel und auf dem Grasboden vor ihm hockte, ihr Gesicht in ihre Hände vergraben — ohne zu seufzen und ohne zu klagen. Und wie sie schließlich sich erhob und sacht von hinnen ging. — Darauf dachte er an seinen Sohn — an sein Wachsen und Werden. —

Er fürchtete sich. Eine große Enttäuschung beschlich sein Herz.

Sträubte sein praktischer Sinn sich gegen irgendwelche Unzuträglichkeiten, die noch gar nicht beschlossen waren? Er wollte vorerst ja nur erwägen. —

Er sah über die Landschaft hin, über das matte, nächtliche Schneeweiß von Aufstieg und Senkung, über die vielen Schatten, die auf der Lauer lagen und Schlafruhe heuchelten, über den Sternschmuck des Himmels und seinen Mondenglanz. Dunkel stieg das Dorf vor ihm auf. —

Vor den Nächten mußte er auf seiner Hut sein. Der Schlaf begann Lücken zu zeigen, wüste oder unruhige Bilder bevölkerten ihn. Immer standen sie in Verbindung zur Helmazeit in seiner Vergangenheit.

Da zog er schließlich einen Panzer an zu seinem Schutze. Fühlte aber unter dem Harnisch das Fieberschleichen.

Eines Tages sagte die Tante zu ihm, daß sie zu Einkäufen nach Saalfeld wolle.

Sie brachte allerlei Wichtiges vor an Kleiderbeſorgung und Putzmacherſache. Für den Hausſtand wurden Flicklappen und Nähgarn gebraucht, für den Küchenbedarf Kochtöpfe und für die Speiſekammer guter Kaffee, Reis und Mandeln und andere leckere Kaufmannswaren. Sie ſprach vom Färber und vom Drogiſten, alte Gewänder ſollten ſich zu neuer Farbe bekennen, und das Seifekochen ſollte in Angriff genommen werden. Und die kleinen Kramläden im Ort brauchten das nicht zu wiſſen, was für Allotria im Hauſe Stauch getrieben würden, bezüglich des Kaffees zum Beiſpiel. Und es ſei mehr Auswahl drüben in Saalfeld und beſſere Beſchaffenheit. Und ſie würde eine Nacht ausbleiben, möglicherweiſe aber auch deren zweie.

Sie zog ihr dunkles Kleid an mit großer ſchwarzer Schürze und dicker Winterjacke. Das wollene Tuch, dem es oblag, den Kopf zu ſchützen, wurde im Nacken geknotet. Nahm den feingeflochtenen, weißen Korb auf den Rücken, der alle guten Einkäufe bergen ſollte. Unter dem ſchönen Korbtuch, das ihn zudeckte, beförderte ſie allerlei Gaben für die Handwerkerfrau, eine frühere Ortsangeſeſſene, die ihr Obdach gewähren ſollte. Vorn im Korbe in der Ecke ſteckte wie gebräuchlich der Regenſchirm.

Und nun Lebewohl ihrem großen, unartigen Pflegling, dem Roſamund Stauch, und den fünf Herzblümelein.

Als ſie dem Milius Stauch die Hand reichte, wußte dieſer, daß die Tante bei Habermanns vorſprechen würde, ja, daß Habermanns der eigentliche Grund ihrer Wanderſchaft waren. —

Er nahm die Flinte und ging ins Freie. Über den verſchneiten Fichten ſtand es hier und da wie Rauchwölkchen heimiſcher Hütten. Es war der Wind, der den Schnee aufhob und der ihn jetzt, aus volleren Backen blaſend, in langer, weißer Fahne entführte. Ein wenig Regen fiel und gefror gleich. Aber der Wind blieb weiter bei ſeiner Arbeit und wurde im Verlauf der Nacht zu einem Beller und Heuler. Vielleicht auch ſaßen eine ganze Anzahl Windherren beiſammen auf ihrer langen Windbank, graue, glotzäugige, naſenloſe Geſellen, die mit ihren runden Mundlöchern alle Stimmen und alle Geräuſche nachahmten. Sie winſelten und weinten, warfen ſich auf ihren Windwagen und rollten johlend, brüllend, pfeifend über die Landſchaft.

Am andern Morgen war noch alles weiß im Umkreiſe, der Himmel, das Schneetuch, das die Berge deckte, der Rauch, der aus den Schornſteinen aufſtieg. Aber im Verlauf des Nachmittags ſetzte das Tauwetter ein. Der Schnee verwäſſerte. Ein haarfeiner Regen füllte die Luft an, und die Wege wurden glaſig und glitſchig.

Milius ſpannte an und fuhr zum Bahnhof hinab. Die Tante kam, und ſie ſtiegen auf und fuhren heim. Milius ſaß auf dem Vorderſitz, die Tante mit Korb und Schirm thronte hinten. Manchmal blickte er nach ihr um, ſah ihr gutes Geſicht mit der Güte und Geduldigkeit und mit den vielen kleinen Zwiſchentugenden der Vorſorge und ſchelmiſchen Nachſicht und deren Verwandtſchaften und mit dem allerkleinſten Gendarmenzug der Beharrlichkeit. Lächelte und nickte ihr zu. Wandte ſeine Augen wieder zurück auf den Weg, war nur Fahrer und fühlte tief innen eine Bedrängnis vor dem, was die nächſten Stunden ihm bringen würden.

Er hatte den Mantelkragen aufgeſchlagen, die Tante ſaß unter dem Schirm. So hoch gereckt und ſchlank der Neffe erſchien, ſo breit duckerte die Tante zuſammen. Die Bedachung durch den Schirm machte die ganze Geſtalt noch weitläufiger.

Es regnete weiter mit ſanftem Wechſel. Erſt fiel das Naß ſpärlich, dann wurde es dichter und im Fall kräftiger. Um eine Weile aber ließ es wieder nach und hing am Ende nur noch als dicke Feuchtigkeit im Luftraume. Schließlich ſah jegliches Ding unluſtig aus in dem engen Spielraum, der dem Blick belaſſen wurde. Die ganze Gewaltſamkeit und Enge der Luftſtimmung drang feindlich auf die Tante ein. Die Hoffnungen verkrochen ſich, die Zweifel ſchlichen heran und wollten Vortrag halten.

Darauf rief ſie die Gedanken des täglichen Lebens zu ihrem Schutze herbei. Dachte an ihr großes Kind, den Herrn Roſamund, und ging ſchließlich zu den fünf Stauchkindern über. Das nahm die Zeit fort und lenkte ihre Gedanken von der Furchtſtraße ab.

Der Wagen hielt, die Kinder ſtoben heraus, der alte Roſamund wackelte heran.

Die Tante ſah ſich im Hauſe um mit leiſem Lachen. Sah über kleine Unebenheiten hinweg, mäkelte nicht.

Das Stücklein Nachmittag verlief, der Abend kam.

Mit der Türklinke in der Hand ſagte Milius Stauch zur Tante, mit der er allein in der Stube war: „Haſt du denn keinen Gruß an mich auszurichten?“

Die Tante entgegnete: „Das habe ich ja ſchon beſorgt.“ — „Ich dächte nicht.“ — „Die Geſchäftsleute haben alle nach dir gefräht, wo dich kennen.“ — „Sonſt keiner?“ — „Von wem willſt du denn noch was wiſſe außerdem?“ — „Ich dachte, du wäreſt dran geweſen bei Habermanns?“ — „Das bin

Paradies
Gemälde von Arthur Illies
(Deutsche Kunstausstellung Stuttgart 1921)

ich auch." — „Und da hat dir keiner ennen Gruß an mich aufgetrage?" — „Nein." — „Helma nicht?" — „Sie hat nix gesagt. — — Du frähst das alles so „obenhin", sagte die Tante, und ihre Stimme schwankte ein wenig. „Das klingt alles so, als ob du denkst, es läuft dir eins nach, was dich einfange will. Aber dir läuft nix nach."

Milius fragte, ohne auf ihre Rede einzugehen: „Ist sie etwa schon verheiratet?" Kurz klang die Antwort: „Die ist nicht verheiratet." — „Oder hat sie sonst was Festes, was zur Heirat führe soll?" — „Die hat nix." — „Ihr habt aber als von mir geredt?" — „Ja."

Nach dem Abendessen, als die Kinder zu Bett geschickt worden waren, stellte er sich zum Gefecht.

„Du kannst mir nun vortrage, wenn du willst." Er setzte sich aufs Sofa.

Ein eiserner Ofen erwärmte die Stube. Die Tante warf noch ein paar Holzstücklein nach. Dann kam sie auch an den Tisch dem Milius Stauch gegenüber, der beide Hände in die Taschen seiner Beinkleider versenkt hatte und ganz herren- und herrschaftsmäßig anzusehen war.

Das Sofa hatte rötlichen Wollbezug. Der Fensterpfeiler, vor dem es seinen Platz gefunden hatte, war nicht sehr breit. So sah die Tante von rechts und links des schmalen Männerkopfes die mit gestreiften Rollvorhängen verdeckten Fensterflächen.

Sie schob die Hängelampe hoch, sah zu Milius hinüber und begann zu berichten.

Sie erzählte breit, als ob sie eine Geschichte vortrage, flocht die Habermannschen Wohnverhältnisse ein und die Wirtschaftsverhältnisse, erzählte von der Krankheit der Mutter Habermann und von ihrem Verfall im Verlauf der verflossenen sechzehn Jahre. Erzählte von Helma Habermann, ihrem Aussehen, ihrer Beschäftigung. Und dann erzählte sie auch von dem jungen Michael — Beschrieb sein Äußeres, seine Stimme, seine Gepflogenheiten. Wiederholte die Reden der Mutter und Großmutter, die sich auf seinen Fleiß, seine berufliche Veranlagung bezogen. Sprach von seiner Artigkeit und seinem Anstand. Sagte, es sei ganz merkwürdig, wie sich beide Eltern in dem Jungen vereinigten. Und erzählte nun ganz vertraulichst, beinahe als ob sie etwas ins Ohr sage, kleine, nette, liebe Züge von Schalkheit und von festem, verständigem Lebenswillen. Ließ ihr Lob breit dahin fließen und brachte dem lauschenden Manne sein Kind ganz nahe.

Sah, daß es in dem Herzen des Milius Stauch sich zu regen begann. Sah die Anteilnahme in seinen Zügen, die sich hoben. Wartete auf das Lächeln, das innen erst zusammentrat.

Hatte alles auch so wundervoll bildhaft gemacht, die Sauberkeit an Stube und Gewändern, den Sorgenstuhl der Mutter Habermann und den wackeren, alten Tisch mit seinen gedrehten Füßen. Spiegelein und Bilder an den Bauernwänden und Gardinenstreifen oben vor den Fenstern — so daß Milius alles wahrnahm, als trete er in die Stube hinein.

Aber er sah nicht nur jegliches Gerät — er sah auch die Personen, die in der Stube versammelt waren, ganz deutlich die Tante Berta und die Mutter Habermann, jede mit einem kleinen Heiligenschein der Güte und Tüchtigkeit und ehrlichen Frömmigkeit, der um ihren guten Kopf herum lief beinahe wie eine Haube, was eine gleichermaßen erhabene wie erheiternde Wirkung auf ihn ausübte. —

Außerdem aber sah er auch seine beiden Gläubiger aus dem Zusammenbruch seines Jünglingslebens: das Mädchen, dem er das Wort hatte brechen müssen, das ihn an sie fesselte, und den Knaben, seinen Sohn, für den er als Staatsbürger gesorgt hatte, weil das Gesetz ihn zwang, dem er als Erzeuger aber Liebe wie Führung schuldig geblieben war.

Bei diesen beiden Gestalten sah Milius Stauch keinen Heiligenschein. Er erschaute sie auch nicht so deutlich wie die beiden Weiblein, bei denen es seinem Ermessen anheimgestellt blieb, ob überhaupt er ihrer Rede lauschen wollte.

Aber allmählich wurde doch die Vergangenheit wach und stimmte ihren Lockgesang an. Freilich floß ein breites Wasser zwischen hüben und drüben. Doch konnte man vielleicht nach einer Brücke Ausschau halten. —

Es kam ganz anders, als er vorausgesetzt hatte. Die beiden Gestalten traten aus ihrer Verschwommenheit, aus dem Dunst der vergangenen Jahre, nicht hervor in seinem Sinne der bürgerlichen Verwendbarkeit, sondern sie wuchsen auf zu riesenhaften Drohgestalten. Forderung ging von ihnen aus. Man konnte sich ihnen nicht nahen im Alltagstone. Man hätte, wenn man die Verbindung hätte bewerkstelligen wollen, mit geneigtem Nacken demütig vor sie hintreten müssen.

Die Tante erzählte von dem hölzernen Puppenkinde, das sie selbst auf seinem Platz im Holzkoffer gesehen hatte wohlgesäubert im neuen Gewande. Michael hatte als Kind damit gespielt. Hatte mit dem hölzernen Herzschatz gepocht und gehämmert.

Sie erzählte von dem gerippigen Weihnachtsbäumchen, das von rotbraunen Herzchen umflackert war. Nur die braunen Holzzweiglein ſeien noch vorhanden, mit ihren baumelnden, welken Papierherzchen an dünnen Zwirnsfädchen. Aber im Schächtelchen daneben all die abgefallenen, verfärbten Fichtennadeln, die das Bäumchen, da es jung war, beſtanden hatten.

Und in einem andern Schächtelchen das ſilberne Herzchen, das dem Fichtenbäumchen beigegeben worden war, und das einen kleinen, roten Funkelſtein inmitten trug und ein Schatzkämmerchen innen. Im Schatzkämmerchen drinnen hatte die Tante ein ſtraffes, blondes Haarkränzchen wahrgenommen, das mit roter Seide umſchürzt war, und eine Locke vom Haupte des Milius Stauch darſtellte, da er noch der herzliebe Frühlingsjunge ſeiner kleinen Helma Habermann geweſen war.

Im dritten Schächtelchen endlich hatte die Perlenkette gelegen von kantig gegoſſenen, granatbraunen Glasperlen.

Wie die Tante das alles jetzt erzählte, in dieſem ſchwingenden, ein wenig geheimnisvollen Kirchenton, der bunte Lichter darüber ausſchüttete — da entſchwand die Helma Habermann den Blicken des Milius Stauch, das kleine Mädel der Vergangenheit mit den dunkelbraunen Haaren und den hellbraunen Augen, das kleine, liebe Mädel, dem der Klugheitswinkel um Kinn und Näschen blühte, und deſſen gerade, ſchmale Lippen ſo herzfriſch zu plaudern verſtanden — das kleine, liebe, goldige Mädel, das dem Milius Stauch in ſeiner Frühlingszeit angehört hatte.

Statt ſeiner wuchs die Drohgeſtalt auf, die fürchterlich anzuſchauen war. —

Es war dem Milius Stauch, als ſolle er erwürgt werden. Das war zuviel — dieſe Liebe, die immerfort geblüht und ſeiner gedacht hatte.

Die ihren Rechtsbrief in der Hand trug und der Stunde harrte, da er kommen und den Brief einſehen würde.

Die ihren Rechtsbrief in der Hand trug wie ein Geſchenk, das ihr geworden, oder wie ein Pſalterbuch, wie etwas, das den Lohn lange ſchon empfangen, nicht aber in verſtändiger, bürgerlicher Beſcheidung, ſondern im erhaben kirchlichen Sinne.

Das war zu viel! Dem war er nicht gewachſen! Er fürchtete ſich!

Während die Tante noch ſprach, ließ er die Hand, die ſeinen Kopf jetzt geſtützt hatte, ſchwer auf den Tiſch fallen, erhob ſich und ſagte mit rauher Stimme: „Wir wollen zur Ruhe.“

Helma Habermann hatte den Beſuch der Tante Berta als ein Anhorchen des Milius Stauch aufgefaßt, beinahe als eine verdeckte Anfrage: wie lebt ihr? Und ſie hatte ihr Auswendiges und ihr Inwendiges zu ſeiner Begutachtung bloßgelegt, hatte ihr ſauberes Tagewerk dargetan mit ſeinem Erträgnis und hatte die Tante einen Blick in den hölzernen Koffer tun laſſen mit ihres Herzens Erinnerungszeichen.

Als nun aber die Wochen und Monde dahingingen, ohne daß ein Brieflein bei ihr eingelaufen wäre, das Anknüpfung begehrte, oder ohne daß ein Unterhändler aufgetaucht wäre im Stile der Tante Berta, und ohne daß der eine Schritt erklungen wäre, des Mannes, der daherkam und ſeine Hand nach ihr ausſtreckte — da begann ihre Seele, die ſie entblößt hatte, zu frieren.

Körperliche Seelenſchmerzen ſtellten ſich ein, in deren Verlauf etwas ſtarb. Ein leuchtendes Kleinod war wertlos geworden. Sie öffnete ihre Hände und ließ es entgleiten. —

Es war im Monat September, ſo um die letzten Tage herum, und es waren mehr denn acht Monate ſeit jenem Anknüpfungsbeſuch der Tante Berta vergangen, als Eline Keſſel eines Tages wieder bei Habermanns eintrat nach langer Pauſe. Sie ſah ſehr ſchlecht aus und erzählte ſtill und wortkarg von einer Krankheit, die ſie ganz plötzlich erwiſcht und umgeworfen und ihr alle Kraft aus den Gliedern geſogen habe. Wenn ſie früh um zehne aufgeſtanden ſei von ihrem Krankenlager, habe ſie ſich um Elfe wieder dahin zurückfinden müſſen, ohne Gnade. Und ſo dann ſpäterhin auf die Tage ausgedehnt, das Unvermögen, außerhalb des Bettes zu bleiben. Sie habe ſich an die Tage feſtgebunden von einer Stunde auf die andere. Das ſeien alles Krücken für ſie geweſen. Und ſie habe doch immer wieder ſich müſſen niederlegen. Bis ſie nun endlich wieder pilgern könne und ihrem Erwerb nachgehen. Dabei ſenkten ſich ihre Augenlider wie unter Bleigewichten.

„Vorerſcht,“ ſagte Helma Habermann, „trinkſt du hier e bißchen Kakao und ißt e bißchen, und danach legſt du dich e paar Minuten nieder. Du wackelſt ja. Greif nur tüchtig zu, daß der Magen ſpürt, es gibt was. — No, heh, was machſt du?!“ Sie ſprang auf. Eline Keſſel ſchwankte auf ihrem Stuhl wie ein Perpendikel.

Sie ſtammelte: „Man will nich immer die Leute beſchwere! — Ach, ich hatte ſo abgenommen, ich ſah ſo aus! Immer nur leide, leide muß ich. Ja, ich muß viel abhale itze — Jelte, nech wahr, das muß ich ja wiſſe, was ich abhale (aushalten) muß.“

Helma Habermann brachte die Eline Keſſel in die Kammer, zog ihr die Stiefel aus und hieß ſie ſich aufs Bett legen. Da ſchlief die Halbkranke bald ein.

Als ſie wach wurde, nächtelte es bereits. Sie richtete ſich auf, ſah einen Lichtſchlitz an der Tür entlang, hörte gedämpfte ſpärliche Rede aus der Stube herzudringen.

Ihr Stuhl polterte, und Helma kam herein.

„Bleib nur liege," ſagte ſie. „Oder för mich kannſt du auch e biſſel aufſtiehe. Mein Mutterle macht dir Platz in ihrem Stuhl." Sie brachte ein Paar Schuhe. „So, zieh an." Leitete ſie in die Stube und ſetzte ſie in den Sorgenſtuhl — in den Stuhl, der die weitläufigen Glieder der Habermannsmutter ſonſt zu bergen hatte.

Da ſaß Eline Keſſel ſteif und anſchlußlos. Und der Stuhl knarrte gelegentlich ein bißchen im Rohr, als ob er auf die fremde Sorge antworte, die in ſeinem Hafen raſtete. Und Eline mußte wieder Kakao trinken und mußte dazu vom leckeren Zudel (Kartoffelgericht) eſſen, der, wohl mit Speck betröpfelt, im Ofenrohr auf ſie wartete. Und ſie taten alle, als gehöre es ſich ſo, daß ſie dableibe, und als beenge ſie keinem den Platz.

Ihr Aufenthalt bei Habermanns belief ſich auf drei Tage Bettruhe. Am letzten Tage ſtellte ſich das Gähnen ein und das Strecken. Danach ſtand ſie auf, nahm ihren Korb auf den Rücken und pilgerte weiter.

Sie ſtand vor der Herzmutter und ihrer Tochter, ſonnte ſie mit ihren eifrigen Augen an, ganz Dankbarkeit, ſtrich mit ihren geraden Händen ſacht ihnen über Schultern und Arme als Zahlung für genoſſene Wohltaten, ſtand ſo rührend ſteif da und nahm ſchließlich ein paar fromme Worte auf ihre Zunge, wieder jede Silbe einzeln, daß ſie unverkürzt bleibe.

Sie ſagte: „Das iſt doch ein Jammer, Helma, daß du ledig geblieben biſt. An dir hätte ein Mann was gewonnen, der dich gekriegt hätte. Du ſollteſt lieberſt doch noch heirate."

„Mich will keiner," antwortete Helma und lachte.

„Ach, das machſt du mir nicht weis. Der muß aber wohl gar viel beſitze, der bei dich ſoll Anklang finde."

„Anſtand, ja, den muß er beſitzen." Und ſie lachte wieder.

Nun wußte Eline Keſſel nicht, was ſie zu dem Lachen ſagen ſollte, zu ſeiner Beſchaffenheit — über was für Sturzäcker das gegangen war. Denn ſo reif an Jahren, daß ſie ſo frank und kurz, wie ſie es getan, daher lachen durfte, war die Fräulein Habermann noch nicht. Eline kannte aber ihr Vorleben nicht, weil ſie keine Horcherin war, und weil die Bauern vorſichtig mit Geſchwätz ſind, das den Nachbar betrifft.

Sie pilgerte ihre Straße dahin, verkaufte ihre Waren und nächtigte zu guter Letzt, eine Stunde von ihrem Heimweſen entfernt, beim Heinrich Rocktäſchel, der Gaſtwirt und Schmiedebeſitzer war.

Da ſaßen ſie am Abend und ſchwatzten ein wenig vom Leben, als erprobte Menſchen, die ſie waren.

Rocktäſchel hatte eine Tochter von etwa zwanzig Jahren. ein Leidenskind. Denn ſie war verwachſen, und es haperte auch ſonſt bei der Inneneinrichtung an Herz und Lunge.

Sie meinte aber, daß ſie Rechte auf Glattſtellung habe, daß ihr für die Verkümmerung des Wuchſes beſondere Zuwendungen von der himmliſchen Weltleitung gemacht werden müßten, ebenſo für die mangelhafte Maſchinerie in ihrem mangelhaften Gehäuſe, dem Bruſtkorb. Sie war dem Vater keine große Hilfe, und ihr Tag wurde ſtändig kürzer, ſetzte ſpäter ein, hörte zeitiger auf.

Es waren keine Gäſte im Schmiedegaſthof, denn es war um die Zeit des abendlichen Viehfütterns, das der Schmied ſchon erledigt hatte. Außer ihm war eine Verwandte, ein langes, biſſiges Weib, im Hauſe, das zufaßte. Die Schmiedsfrau war ſeit drei Jahren tot. Es war eine vom Montag oder Dienstag oder Mittwoch geweſen, keine Beſondere, und mit ihrem Tode fehlte eine Arbeitskraft im täglichen Leben.

Außerdem fehlte dem Heinrich Rocktäſchel nichts. Denn ſie hatte keine eigene Herzſprache geführt. Die Herzſprache, die rechte echte, hatte er überhaupt nicht kennen gelernt, auch nicht von ſeiner Stiefmutter her.

„Das iſt eine Angeburt," pflegte der Schmied zu ſagen, „die hat nicht jede. Das ſtackt drinne, das kann man ſich ſonſt nech aneigne. Du haſt das," ſagte er zur Eline Keſſel. „Und manch eine hat das auch noch. Aber eine habe ich mal unterwegs getroffe, die hat das gänzlich gehabt. Das iſt ſchon viele Jahre her, daß ich das Mäderle getroffen habe."

Und er lächelte ein gutmütiges, verſunkenes Lächeln, das gewiſſermaßen fernab war. Erzählte ſacht von einem Gang durch die thüringiſche Landſchaft, führte aber weder Ort noch Namen an. Stellte nur ſchlicht ſein Bildchen hin von dem regenfeuchten Tag und dem braunen, kleinen, ſchlanken Mädelchen, das den Glasſplitter in den Fuß getreten hatte.

Darauf ſagte Eline Keſſel: „Ich kenne eine, die is begehrt geweſen allerwent, wo ſie hinkam. Die hat aber nech geheiratet. Hinte aber, wenn eins kommen würde, wo zu ihr paßt, da würde ſie am Ende zulange. Sie hat e Kind. Der mag itze ſechzehn Jahre alt ſein, der Junge. — — Das kann vürkomme," ſagte Eline Keſſel. „Der Burſch, wo die hat ſitzen laſſen, der iſt voreilig geweſen." Und ſie erzählte weiter von ihrer geſchäftlichen Verbindung mit den Habermanns. Danach von ihrer Krankheit jetzt, wo ſie drei Tage bei ihnen im Hauſe geblieben ſei. Nannte Namen und Ortſchaft.

Mitten in ihrem Lobgeſang unterbrach ſie ſich: „Was iſt denn aber mit dich?"

Der Schmied antwortete: „Nix. Was ſoll denn da ſei?"

„Du ſiehſt ſo anderſch."

„Das kommt mal vor."

Er ſprach ſich nicht aus. Aber er ſann und überlegte. Zog nicht etwa in Frage, ob er das kleine braune Mädel, die Helma Habermann, die Bekanntſchaft einer frühjahrlichen Nachmittagſtunde, wiederſehen ſolle, ſondern überlegte nur, wann er dies Wiederſehen ins Werk ſetzen könne.

Machte ſich an dem zuſtändigen Tage ſonderlich zurecht, anſehnlich im Gewand, mit beſtem Stiefelzeug. Und in einem allerallerkleinſten Herzwinkel ſtand ihm ein Rosmarinblümelein und duftete auf altfränkiſche Weiſe.

Er wollte das kleine braune Mädel wiederſehen und wollte ſie um dies und das befragen. Wollte feſtſtellen, ob das Schnattermäulchen in den vergangenen langen Jahren etwa ausgeartet ſei, ſtellte ſich aber keineswegs vor, daß ihre Jugend auf ihn gewartet habe. Er dachte daran, daß ſein Schwarzſchopf ſilbrige Stellen zeigte, und dachte, daß ein ähnlicher Vorgang ſich bei ihren braunen Haaren vollzogen haben mochte. War alſo mit beiden Füßen ganz auf der Erde. Hatte aber das ganze Drum und Dran bereits geprüft — durch die Zeugenausſage der Eline Keſſel.

Daß Helma Habermann einen Sohn beſaß, rechnete er ihr nicht als Unehre an. Er kannte das Leben und ſeine Winkelzüge. So pilgerte er ſeine kleine Strecke zur Bahnſtation, fuhr, pilgerte wieder und kam bei Habermanns an. Traf die Herzmutter Habermann mit breiten Röcken im Viehſtällchen bei den Ziegen und die Helma Habermann in der Hofecke vor dem Waſchfaß. Wünſchte guten Tag. Schaute dabei. Redete ſodann. Und ſaß ſchließlich auf dem Stuhl mitten in der Stube, die blanke, hellgraue Dielen hatte. Die Herzmutter ſaß im Sorgenſtuhl, und Helma lehnte an der Tiſchecke, ſchlank, zierlich, wie ſie geweſen war. Sah anders aus als in ihren jungen Jugendtagen, aber nicht unebner. Und ihr Mund gab Antwort auf ſeine Rede. War aber etwas vom Sonntag in ihren Worten, in der Geſinnung wie im Stimmklang.

Als der Sohn Michael heimkam, wurde das Beiſammenſein beinahe noch anziehender. Der Schmied Heinrich Rocktäſchel ſaß eingewurzelt auf ſeinem Stuhl, als ſei es ſein Heimatsplatz. Und er ſah den ſchlanken Jungen mit den ſchwärzlichen Schloſſerfingern wie ſein Fleiſch und Blut an.

Nachher half er beim Scharwerken an einem Räuſchen für die beiden Ziegen. Hatte den Rock abgeworfen.

Und zu guter Letzt ſaß er mit am Tiſch bei der Abendkoſt.

Ein Tiſchtuch war aufgelegt, ein Weinglas ſtand vor ſeinem Eßteller. Und Helma ließ ihn koſten — Hiefenwein — Mahlbeerwein — Brombeerwein und Heidelbeerwein — ſamt und ſonders mit Oſterwaſſer zubereitet, wohlgepflegt und gut geraten.

Und zu allerallerletzt ging er in den Gaſthof zum Schlafen. Schlief feſt und geſund und brachte am andern Morgen ſeine Werbung an. Legte ſeine häuslichen Verhältniſſe dar und ſeine Vermögensverhältniſſe. Hörte die Gegenerklärung der Frauen an. Sagte, es ſei ſchon gut, daß etwas vorhanden ſei; aber er würde ſeinen Heiratsantrag ebenſowohl machen, wenn das Fräulein nix ſonſt beſäße als ihre werte Perſon. Er denke immerhin, daß er ihren Anſprüchen an eine Heirat werde nachkommen können. Den Michael wolle er halten als ſeinen Sohn, und der Mutter werde er immer anſtandsvoll wie einer eigenen Mutter begegnen. Sie ſollten keine Klage über ihn zu führen haben. Und was ſeine liebe Frau anbelange, die wolle er auf ſeinen Händen durch das Leben tragen. Es ſeien zwar bloß Schmiedehände, breite, große, ſchwarze Tatzen; aber ſie hielten feſt, die Hände.

Schön, ſchön, ſagte Helma Habermann, ſie wolle hinkommen an ſeinen Ort und wolle mit ſeiner Tochter reden. Sie wolle zu ihr ſagen: „Hier kommt die neue Mutter, aber du ſollſt keine Bange vor ihr haben. Sie will nix als deine Freundin ſein — —" Wenn das Mädle ihr dann wohlgeſonnen ſei, wollten ſie es feſt miteinander machen.

Ach, gab der Schmied leiſe vor ſich hin zur Antwort, das ſei doch nun am Ende ſchon feſtgemacht.

Sah die Helma Habermann treuherzig an. Sagte: „Oder muß ich das Fräulein noch weiter bombardiere? Ich mach alles."

Stand da dunkelſtruwelköpfig trotz der eingeſtreuten weißen Borſten, gutmütig und ein bißchen ſchwerfällig.

Helma Habermann ſah ihn eingehend an — ſeine mittelgroße Geſtalt, ſein gebräuntes, rundes Geſicht mit den breiten, dunkeln Brauen und dem dicken Schnauzbart. Muſterte ihn weiter. Und er gefiel ihrem Herzen wohl, dem Teil in ihrem Gemüt, den ſie noch zu vergeben hatte, dem Heimſtättenwarmen, Vorſorglichen.

Ja, ſie komme, und es werde ſich ſchon alles fügen, wie er es wünſche.

Der Mann zog heim ohne bräutliche Zärtlichkeitsgabe. Lächelte jedoch vor ſich hin. Denn es hatte ihm trotzdem gefallen, daß ſie ihm nicht gleich am Halſe gehangen hatte. Er war der Zärtlichkeiten nicht gewohnt. Aber es gab eine Reizſtelle in ihm, die Sinn für das Anſchmiegliche hatte.

Er kam daheim an und ſorgte, daß ſein Haus mit aller Sauberkeit gerichtet wurde. Sagte der langen, biſſigen Verwandten, daß die Hausfrau komme.

Teilte ſeiner Tochter mit, indem er ſich zu ihr ſetzte, daß er ſchon lange einen Wandel für nötig gehalten habe, ſich aber nur ſchwer dazu habe verſtehen wollen, um ſo verſchiedener Urſachen willen. Die Haupturſache ſei der Friede im Hauſe geweſen, daß er nicht etwa eine auf den Thron geſetzt hätte, wo ſie alle ihre Flügel hätten ſenken müſſen. Aber nun habe es der Zufall geführt, daß er von einer gehört habe, daß ſie ledig ſei, wo er vor vielen Jahren kennen gelernt habe. Da ſei er nun hingeweſen. Das Fräulein werde am Sonntag herkommen und alles betrachten. Sie habe ihre Einwilligung nur zugeſagt, wenn auch die Tochter einverſtanden ſei. Und das werde ſie ſchon ſein. Ja, das denke er doch. Das Fräulein werde ihr ſchon gefallen. Da kriege ſie ein bißchen was zum Erzählen, wenn die ins Haus komme — und ein bißchen was zum Gernehaben — eine gute Freundin.

Der Schmied hatte gegen das Ende hin bedenklich leiſer geſprochen. Jetzt ſtrich er ſacht über ſeine Tochter weg, juſt wo er ſie traf, über ein Stückchen Arm und ein Stückchen Knie. Zugleich ſtand er auf.

Und dann kam der Sonntag heran, wo er ſich ſchmuck zurechtmachte und zur Bahn fuhr.

Es war aber alles aus einem Guß, der äußere Menſch der Braut, was Hut und Gewand anbelangte, wie die Wärme, die ihr aus den Augen ſtrahlte und die etwas Verbürgtes hatte.

Der Schmied, als er neben ihr auf dem Wagen ſaß, lächelte erbaut vor ſich hin. Zeigte, als ſie in den Bereich ſeines Dorfes kamen, was ihm an Holz und Äckern eignete. Stellte das Seine vor und war guten Mutes, daß ſich alles vom Tage noch zu Erwartende ſeinen Wünſchen gemäß zutragen würde.

Er freute ſich auf den Wandel in ſeinem Hauſe, auf den Verlauf des Alltags ohne Gekeif, auf die Vorſorge, die ſeiner Tochter zuteil werden würde, und dann ſo weiter auch auf das Warme, das ihm perſönlich zufallen würde.

Und der Tag verlief, wie er ihn ſich gewünſcht hatte. Helma Habermann kam als die Freundin zur künftigen Tochter und wurde von dem kränklichen Mädchen ehrend aufgenommen.

Sie faßte gleich zu, wo ein Handgriff am Platze war.

Und als der Mann ihr das Haus zeigte und ſie in der oberen Putzſtube allein miteinander waren, ſie beide, das Mädchen und der Mann, und er ihr geſagt hatte: „Du mußt meine Tochter anfaſſe, als ob ſie deine wäre, das verlange ich. So betrachte ich aber auch deinen Sohn wie meinen Sohn und will danach verfahre als Vater mit Rat und mit Beiſtand —“ da gab ſie ihm ihr Jawort und fühlte ſeinen kräftigen Verlobungskuß mit Freuden.

Sehr viel mehr ſprach der Heinrich Rocktäſchel an dieſem denkwürdigen Tage nicht aus eigenem Antriebe. Er gab ſich gerecht ohne Beſchönigungen. Man ſah ſeinem Geſicht die Güte an, der auch eine Handvoll Knurrigkeiten beigemiſcht ſein mochte. Denn wozu hätte der Rocktäſchel ſonſt den widerſpenſtigen Schopf gehabt?

Die Braut ſchlief bei der Tochter in deren Kammer. Als dem leidenden Mädchen die Unruhe und die Ängſte kamen, und als der keuchende Huſten immer wieder die Herrſchaft anſtrebte, ſtand ſie auf und verſuchte ihr beizuſtehen.

Zuletzt ſaß ſie ſtill da neben dem Bett, hielt die welke junge Hand und redete ſacht. Wenn nur erſt der Winter überwunden ſei, und wenn das Frühjahr komme und der Sommer — wenn alles ſo ſchön grün ſei und bunt, die Wieſen und die Felder und der Himmel — ja — dann werde die Geneſung daherkommen. Sie ſagte ein Verslein her, das ſie ſich ſelbſt ausgedacht hatte, das von Freude, Sonne und Geſundheit handelte.

Und ſie ſprach von Gemeinſchaftlichem: Dann ſitzen wir — oder: dann ſtehen wir — oder dann gehen wir — zählte kleine Freuden und Erheiterungen her, in die das

kranke Mädchen verwoben war. Band ſie an ihr Herz der Helma Habermann, als an dasjenige einer Freundin, linde feſt. So daß die Nacht reich und fruchtbar wurde.

Am andern Tage, als ſie von der Hochzeit ſprachen, tat der Schmied ſeinen Willen kund: länger als ſechs Wochen wolle er nicht warten. Wozu denn noch mehr Zeit verſäumen, als ohnehin ſchon verſäumt worden ſei? Drei Jahre ruhe ſeine Frau bereits in der Erde, mindeſtens zwei Jahre lang hätte er ſein Stückle — Stückle — Stückle Gemütlichkeit ſchon genießen können. Keine Widerrede! Er, der Mann, habe das Beſtimmen. Dazu lächelte er.

Helma Habermann aber lachte laut und herzlich. Der Schmied ſah ihr zu, wie ſie den Mund aufriß, und ſah alle ihre kleinen, hübſchen Zähne. Und er dachte: Die ſoll mir öfterſch lache, dafür will ich ſorge. Und es wurde ihm ein kleinſtes bißchen dreherlich im Kopfe.

Am Nachmittag fuhr Helma heim.

Die gen Weſten dem Untergang zuſtrebende Sonne malte ihre reichen Farbenwunder. Sie malte den Horizont in Rotviolett zu Grau und in Grauviolett mit Gold durchblitzt und ſetzte einen dunkelvioletten Kamm darüber. Ein breiter Streifen ſchloß ſich an, der lichtblau und meergrün gefärbt und von gelben Strichen und Flecken unterbrochen war. Alles aber war durchſichtig, in Schmelzfarben oder Glasfarben gehalten und mit goldener Paſpelung verſehen. Darüber ſpannte ſich hoch am Himmel ein dickes, breites, vielfaltiges Wolkentuch, das rote Farbe hatte. —

Helma war jetzt ſchon auf dem Wege zu ihrer Heimſtätte in die Nähe des Steinbruches gelangt. Sie wandte ſich zurück und gewahrte das Wunder. Stand und erfreute ihr Herz an dem Anblick, der doch nicht fröhlich war. Dem Wolkenbau am Himmel und der Sonnenfärbung haftete vielmehr etwas Gewaltſames an.

Sie genoß es, ohne ihm Einfluß auf ihre Stimmung einzuräumen. Drehte ſich aber doch nach einiger Zeit wieder um und nahm wieder den Himmel in Augenſchein.

Da war ein Farbenmißklang indeſſen eingetreten: das Violette, Meergrüne, Lichtblaue über der Horizontlinie war verblaßt, und ein ſchwarzdunkler Trauerſtoff nahm ſeine Stelle ein, von einem hellen Gelb in Streifen geteilt. Unheilvoll darüber hing das rote Tuch, das zu ſinken ſchien und das ſich zu Blutfarbe gewandelt hatte. Der Himmel ſah grauenhaft aus, als ſolle ein Theater anheben von ſchreitendem Mord oder ſonſt ſchleichendem Verbrechen, als müßten Schreie gellen und flüchtende Menſchen über die Bühne ſtürzen. Helma ſtarrte hinauf. Was ſchaffte da oben für eine Künſtlerin? — —

⁂ ⁂ ⁂

Magnus Klötzer hatte Bücher im Schränklein zu ſtehen, die auf ihn übererbt waren, ein paar Klaſſiker und ein zerfetztes Geſchichtswerk. Aus dieſen Büchern und aus dem Schulverfolg ihres Sohnes hatte Helma mancherlei kennen gelernt, was ihr ſonſt fern geblieben wäre.

Sie hatte im zerzauſten Geſchichtswerk ihre große weltgeſchichtliche Liebe gefunden, den zweiten Friedrich der Hohenzollern. Ja, das war ſonderbar, denn ſie war ſonſt Mädchen aus dem Volke und wollte nichts weiter ſein. Aber dem zweiten Friedrich ſpürte ſie nach, ſeinem Werdegang, ſeinem Schaffen, und ſeinem inwendigſten Leben mit Leid und Freude, ſeinem ganzen großen, gewaltigen Wachstum.

Michael überholte ſie. Er fragte: „No, wie iſt es dir denn ergange?“ Er nannte ſie nur bei ihrem Vornamen.

Es ſei ihr gut ergangen, antwortete ſie.

„Und die Tochter?“

„Ach, das iſt ein liebes Mädchen, die wird dir ſchon zuſage. Die pralt keinen an. Und ſie freut ſich ſchon auf dich, daß du mitkommſt.“

„Gleich komm ich doch nicht mit.“

„Du bleibſt noch a biſſel beim Meiſter Klötzer. Der Vater wird das ſchon abmache.“

Die Tage gingen dahin. Der Hochzeitstag rückte heran.

Da hielt Helma eines Tages Gottesdienſt in ihrer Kammer. Sie dachte ihr vergangenes Leben zurück. Fremd gewordene Bilder zogen herauf, die ſie wehmütigen Auges betrachtete, ein Tropfen herber Bitternis fiel herab. Sie ſaß da mit gefalteten Händen. Ihre Liebe war wie ein welkes Blatt zur Erde gefallen. Dieſe große, gewaltige, fromme, beharrliche Liebe, die alle Stürme unverletzt überdauert hatte — dieſer Glaube an den Mitſünder ihrer Frühlingsſünde — die keine Sünde geweſen war — nein, gewiß nicht. —

Sie ſchürte ein Feuerlein und gab ihm das Weihnachtsbäumchen zur Beute, das von blanken, braunroten Herzchen umflatterte. Legte dem Fichtenkind das Soldatenbild in die Arme. Sah zu, ohne Schmerz zu empfinden — ohne Schmerz zu empfinden — wie die Flämmchen an dem Tand daher liefen und ihn zerfraßen. — Sah dem zu, ohne — ohne — ohne Schmerzen zu empfinden.

Nachher dachte sie voll gelassener Zuversicht an den Schmiedemeister Heinrich Rocktäschel und an den Aufbau ihres neuen Lebens an dessen Seite.

Und als der Hochzeitstag schon ganz nahe gerückt war, trug sie ihren Herzschatz zu Grabe, ihr heißgeliebtes, selbstgeschnitztes Puppenkind, und zersprengte ihre granatenfarbene Perlenkette.

Wo ist denn das silberne Herzlein geblieben? Ach, das ist in den Wassern der Saale verschwunden unweit der Stauung, wo die Saale zum Abfluß in das Bett der Mühllache gezwungen wird, und wo sie platt und glatt wie ein Spiegel sich ausbreitet ohne Wellengekräusel. Das Rauschen vom Wehr füllt die Luft an, und der platte, glatte Wasserspiegel läuft in eine Spitzenschleppe aus, in eine krause, weiße Schaum- und Schuppenschleppe, die sich vom Wehr hinab ergießt.

Wo Lache und Saale den spitzen Winkel bilden, schließen sie ein Wiesenstück ein, das in wunderbarster Grüne prangt. Und in dem stillen, großen Saalespiegel, der zuvor liegt, in der unbewegten, glatten, angestauten Wasserfläche spiegelt sich der Himmel wider und die Bäume und die Gebüsche, die die Wiese hier durchstehen. Die Spiegelkraft ist aber so fein und so scharf, so emailleblank, ist aus jeglichem Alltag herausgehoben. Man sieht das allerzarteste Wolkengefaser und man nimmt jegliche Blattform wahr. Nichts ist verpackt, nichts zerfließt, allem ersteht sein Recht.

Und dicht daneben, neben diesem wunderfeinen, stillen, zärtlichen, ein wenig überirdischen Bilde, hebt das Sprühen und das weiße Gefedere, das Aufbäumen und Abfließen des schäumenden Wassers an. — —

Die gewesenen Sehnsüchte sind in das große Grab hinabgesunken. Helma Habermanns Auge schaut in eine Zukunft, die keine Sehnsüchte kennen wird. Das Auge schaut in gute Alltage.

Himmelsleitern sind aber nirgends in diesem Zukunftsbilde angelehnt. An überwallende Feierstunden denkt Helma Habermann nicht.

Aber sie denkt an Übereinstimmung und Ordnung und an gute Zwiesprache. Sie denkt an heitre Worte, die sie dem Heinrich Rocktäschel schuldig ist, und an zärtliche Nachsicht mit dem verwachsenen Mädchen, das sich an das Leben anklammern möchte.

⁂ ⁂ ⁂

Zwischen dem Milius Stauch und der Tante Berta war eine kleine Entfremdung eingetreten, die auch dem übrigen häuslichen Behagen Abbruch tat. Es mangelte am natürlichen Ton und Blick und an gelegentlicher Scherzrede.

Sogar der alte Rosamund merkte es, und seine Ruhe litt darunter. Er fragte nach dem Mißverständnis. Es müsse doch irgend etwas vorliegen. Er vermißte die Wärme und wollte wissen, von welcher Seite aus mit der Heizung gekargt werde.

Tante Berta sprach eines Tages vom Ruheplatz. Sie machte Rebellion gegen die vielen Rufstimmen, die vom Kochherd, vom Flickkorb und von der Vieh- und Landwirtschaft ausgingen. Sie wollte sich zurückziehen — wollte ihren Kreis verengern — sich ins Altenteil setzen, sozusagen auswandern. Milius könne wieder heiraten.

Ja, das könne er schon, sagte Rosamund, aber es sei doch besser, wenn alles beim alten bleibe. Ja, und warum könne es denn nicht beim alten bleiben? Die Kinder, die seien doch nun nachgerade behende und könnten zugreifen und könnten helfen, was sie ja auch täten, so daß der Tante die Arbeit erleichtert würde. Und wen er denn heiraten solle?

Die Tante zögerte. „Doch wohl die Helma Habermann." — „Die?" — „Ja." — „Wegen was denn die?" — „Da kannst du noch frage. — Ich dächte, da hätte er siehre viel gutzumachen."

„Das ist alles ausgeglichen," sagte der alte Rosamund grimmig. Und er fügte hinzu: „Man kann nicht wisse, ob sie nich hinternach gehässig wird, wenn sie die Macht dazu hat."

„So ist die nicht beschaffen. Aber du — freilich — in deinem Tempo würde das liegen. Du hast deine krumme Laune heute wie gestern. Beim Sündigen da seid ihr immer ins Vordertreffen; aber vom Ausgleichen wollt ihr nix wissen. Eure Untugenden dauern euch, daß ihr die sollt ausrotte. Euch müßte eins mal Mores geben. Das täte euch not. Ich weiß bloß nech, wie ihr mal wollt vor den Herrgott hientrete, ihr habt doch balle keine Seele, wo Zeugnis för euch ablegt."

Sie sprach noch weiter, und Rosamund Stauch ergab sich ins Zuhören, mit der Abwandlung, daß er seine Gedanken auf Reisen schickte. Er dachte an ein Leibgericht, hinterher auch an seine alten Schuhe, die geflickt werden mußten. Darüber vernahm er, was die Tante zu seiner Aufrüttelung redete, sozusagen mit verstopften Ohren.

Und dann kam das Feinebißchen mit dem Strickstrumpf und setzte sich zum Großvater.

Nun schwenkten des Großvaters Gedanken herum aus dem Mürrischen und Wider-

ſetzlichen ins Umgängliche. Und er hörte dem kindlichen Plaudern zu, freilich auch mit Abwandlungen. Wie das Alter es eben macht, wenn die Kräfte morſch geworden ſind — — —

In dem Milius Stauch hatte um die Herbſtwende ein gelegentliches Zwieſprechen zweier Stimmen angehoben: das Erwachen und Strecken eines ganz kleinen Punktes, der untergeordnet worden war und der allmählich an Bedeutung gewann. Der Punkt, um den es ſich handelte, war des Milius Stauch Verhältnis zu Helma Habermann und zu ſeinem Sohne — den er nicht kannte. Er ſtand und blickte nach ſeinem Sohne aus und vermochte nichts weiter zu erſchauen, denn eine verwiſchte Geſtalt und ein verwiſchtes Angeſicht, das ihm abgewandt war. Wie ſollte er ſeine Stellung beſchreiben, die ſein Herz dieſem ſeinem Sohne gegenüber einnahm — den er nicht kannte — dieſem ſeinem Sohne gegenüber, der ſechzehn Jahre alt war.

So ganz gleichgültig war ihm das Kind ſeiner Liebe doch nie geweſen. Ab und an in den vergangenen Jahren hatten ſeine Gedanken dieſes Kind umtaſtet und hatten Fragen geſtellt, die ſein Äußeres und ſein Inneres betrafen. Aber er hatte es nicht an ſich herankommen laſſen, hatte es nicht bei ſeinem Namen genannt: mein Sohn, dein Vater verlangt nach dir ... keine brennende Liebe oder neugierige Eitelkeit, kein ſtumm ſchreiendes Schuldbewußtſein hatte danach geſtrebt, den Sohn in die Arme zu ſchließen — dieſen Sohn, den er nicht kannte, und deſſen Geſicht ihm abgewandt war — —

Eines Abends, als er ſeine Kleider ablegte, um zur Ruhe zu gehen, glitt ein Vorhang in ihm nieder. Draußen in der frei gewordenen Weite, die ſein Blick ableuchtete, tauchte eine neue Zukunft auf. Darin ſah er ſich mit der kleinen Helma Habermann und mit ſeinem Sohn, wie ſie zu dreien dahinſchritten. Er hatte in der Hauptſache nur dieſe eine unklare, feierabendliche Vorſtellung — die merkwürdigerweiſe nichts Fremdes für ihn hatte. Der Zwang, daß er ſie hatte bekämpfen müſſen, war gewichen. Feſte Zukunftspläne jedoch baute er nicht.

Überlegte aber doch ſo weit, daß er ſich zu einer Fahrt nach Saalfeld entſchloß. Er wollte ſehen und ſprechen. Alles Weitere würde ſich dann finden, ob Abkehr oder Nähertreten. Ja, warum ſollte denn überhaupt Feindſchaft ſein und ängſtliches Meiden, als ob eine Gefahr drohe? Oder als ob böſes Gewiſſen im Spiele ſei?

Am übernächſten Tage machte er ſich auf den Weg. Er erledigte Geſchäftliches und ging danach ſeine Straße fürbaß, die ſeinem Jugenddörfchen zuführte.

Ein feinſter grüner Hauch lag über die Äcker ausgebreitet, faſt nur die Ahnung einer Grünfarbe war es. Man dachte: Sieh da, wie braun der Acker iſt. Dann aber ſpukte es doch an der Farbe ein wenig, und das eben war der dünnſte, allerkürzeſte, grüne Saatenhauch, der aus der Scholle hervorſproß.

Ein Dorfmädchen kam daher mit einer hochtragenden Kuh, die kurz vor dem Gebären ſtand. Ganz langſam ging ſie ihre paar Schritte zwiſchen den Ruhepauſen.

„Die Lotte will nicht allein im Stall bleibe," ſagte das Mädchen heiter lachend zu ihm, indem es vorüberging, und wippte mit dem Kopf nach den andern beiden Kühen, die ſeitlich im Acker den Pflug zogen.

Und dann kam unten die Wieſe links vom Wege, die an das erſte Dorf heranreichte.

Auf dem Wieſenſtreifen weideten Kühe, die ein anderes Mädchen hütete. Und das andere Mädchen erzählte dem erſten Mädchen, die wilde Kuh, die Rennerin, habe ſie daheim gelaſſen, und die brülle nun unausgeſetzt. Und das erſte Mädchen mit der Lotte, die jede Stunde mit dem Gebären beginnen konnte, ſtand noch ein wenig, und die beiden Mädchen redeten weiter von ihren Kühen daheim und auf dem Acker und hier auf der Wieſe und ſtellten ihren Tieren Leumundszeugniſſe aus und Brauchbarkeitszeugniſſe.

Ein breiter Menſch ging vorüber mit flatterndem Rock und unordentlichen Haaren. Es war Ulrich. Stauch erkannte ihn an ſeinem Drum und Dran, an Kopf- und Schulterwerfen und allerlei Unabgebürſtetheiten. Ulrich erkannte ihn aber nicht, weil er nicht um ſich ſchaute.

Und ſo war die Straße weiter belebt.

Da ſtanden, wo der Weg abzweigte, zwei halbwüchſige Jungen von etwa vierzehn und ſechzehn Jahren. Stauch hörte, wie der Kleinere deklamierte: „No, das iſt doch ſo itze: da wird ma zuerſcht Lehrjunge und danach macht man ſein Geſellenſtück, da iſt man Geſelle. Und wenn ich nu Tiſchler will werre, da werre ich Tiſchler oder Schloſſer oder Schuhmacher. No, und zuletzt, da wird man Meiſter."

Der Größere lachte ein wenig. Er ſagte: „Mein Meiſter iſt mein Freund, ich hab's gut bei dem. Wir halten auch ſonſt aufenander, meine Leute und mein Meiſter. Noch ein Jahr muß ich lerne. Man muß danach a biſſel weiter, mal in ene andere Werkſtatt,

Bei der Lampe
Gemälde von Prof. Carl Albrecht
(Sammlung Dr. E. Bastanier, Berlin)

das will der Meiſter auch. Aber wir denken beide nicht gerne dran. Wir kneifen die Augen ein. Wir ſind ſo gewöhnt auf einander. Mein Vater will, ich ſoll auch noch Schmied werre. Der iſt Schmied. Das werden ſie dann ſchon abmache."

Stauch hörte, daß die beiden jungen Menſchen hinter ihm gingen. Bei einer Abzweigung verlor ſich der eine Schritt.

Er drehte ſich um und ſah den Schlanken, Älteren auf demſelben ſchmalen Fußwege, den er ſelbſt innehielt. Der Junge gefiel ihm, und er blieb ſtehen.

Nu—n — wohin denn die Wanderung gehe. — Er lächelte bei ſeiner Frage und ſah ſich den jungen Menſchen, deſſen Vater ein Schmied war, eingehend an. Und als der Junge ſeine Antwort gegeben, ſagte er ihm, daß er eben dorthin gehe, wohin den Jungen ſein Weg führe. Und er fragte, ob er etwa in dem Orte zu Hauſe ſei?

Jawohl, das ſei er, lautete die Antwort. Seine Mutter und ſeine Großmutter wohnten dort. Er ſelbſt erlerne die Schloſſerei in Saalfeld beim Schloſſermeiſter Magnus Klötzer. Aber er gehe über Sonntag immer heim. Seine Helma wolle es ſo haben wegen der Wäſche und des Ausbeſſerns. Und er müſſe doch auch immer erzählen, wie es ihm ergangen ſei. Heute nun gehe er heim, weil ſeine Mutter morgen Hochzeit habe.

Eine rauh gewordene Stimme fragte ihn nach kurzer Pauſe, wie ſein Name ſei. „Wie ſprechen ſie für euch?"

Er antwortete, daß er Habermann heiße, mit Rufnamen Michael, und daß ſein Vater, den er morgen bekomme, Heinrich Rocktäſchel heiße und in Winsdorf wohne, wo er einen Gaſthof und eine Schmiede ſein eigen nenne.

Der Mann ſtieß einen abgehackten Laut heraus.

Er ſtarrte den Jungen an, der vor ihm ſtand. Starrte ſein junges Abbild an, die geſchickte Schlankheit, das ſchmale Geſicht, in deſſen gelaſſenen jugendlichen Zügen doch zugleich die lebhaften Züge der Helma Habermann enthalten waren. Starrte ſeinen Sohn an ...

Es tat ihm innerlich plötzlich etwas weh. Eine Beengung machte ihm zu ſchaffen, die ihm die Sprache verweigerte. Ein Bild, ganz blaß, tauchte auf — er, Helma Habermann und Michael, ſein Sohn. Sie zogen zu dreien an ſeinem Auge vorüber im ſonntäglichen Gewande zwiſchen feierabendlichen grünen Feldern im matten Sonnenlicht. Ein fernes, blaſſes Bild familienhafter Eintracht.

Michael Habermann wartete eine Minute, ehe er guten Tag wünſchte und weiterging.

Milius folgte ihm.

Seine Augen hingen an ſeinem Sohn. Umſtrichen die junge Geſtalt und freuten ſich ihrer. Er ſah nichts als den Sohn und in ihm ein Stück Lebensglück, das auf ihn gewartet hatte und das ihm jetzt genommen werden ſollte.

So folgte er ihm. Verlor ihn aus den Augen an den Biegungen des Weges und ſah ihn danach vor ſich wieder auftauchen.

Endlich blieb er zurück. Er ſtand im Schutze der Baumſtämme, während Michael über die große, flache Wieſe ging. Da erſchaute er ihn zwiſchen dem gelblichen Gras und den kahlen Sträuchern und Bäumen, die das Bachbett ſäumten.

Der Sonnenuntergang vollzog ſich, die Dämmerung kam. Der Himmel trug ſeinen dünnen Schleier von feinſter blaugrauer Mariengaze, aus welchem Sterne blitzten — Milius Stauch ſah nichts davon. — Die Nacht zog herauf und er ſah auch das Nachtwerden nicht, das Blankerwerden der Sterne, das Dunkeln der Himmelsfarbe. — Er hörte das Stillwerden wohl, das Abrücken der Taggeräuſche, die den Grundton gebildet hatten und nun die Tragfläche freigaben für die Einzelgeräuſche, die verblieben waren und die hell daherzogen.

Er irrte Wegen vergangener Tage nach. Es war doch beinahe, als ob ſein Sohn den Schwerpunkt in ſeinen Gedanken bildete. Er ſpürte ein Sehnen in ſeiner Handfläche, ſie dem Sohne darzubieten — ſeinem Sohne, den er mit keinem Finger berührt hatte.

So erlebte er den Richttag ſeiner Seele. In dunkler Spätherbſtnacht, in irgendeinem Strauchgefüge, das einer Kammer nicht unähnlich war, auf dem Stumpf eines gefällten Baumes ſitzend, hielt er mit ſchütterndem Körper ſein Angeſicht in den Händen vergraben.

Er hörte ſein eigenes ſchweres Atemſtoßen. Sein Wehklagen ſtieg auf.

Und die Nacht ſtand lauſchend an ſeiner Seite, und die Pracht des Himmelsgewölbes erſtrahlte über ihm.

Kälte durchrüttelte ihn. — Er erhob ſich. — Torkelte weiter. — Lehnte an einem Baum. — Saß nieder auf einen Stein — auf einen Holzſtumpf — auf einen Erdrand. — Kälte durchrüttelte ihn.

Allmählich im ſpärlichſten Morgenſcheine kam er nach Saalfeld zurück. Er ſah die feinen, ſpitzen Türme der Johanniskirche ganz blaß aus dem grauen Licht ſich abzeichnen, verſchlafene Türme, die von vergangenem Leben kündeten, das lange abgeſpielt war.

(Schluß folgt)

Der Bergmann

Radierung von Hermann Kätelhön

An einen, dem der Mut gesunken. Von Otto Wohlgemuth

Klein, nicht verzweifeln, lieber Kamerad,
Nicht den Gram im geheimen still nagen
Und bohren lassen, nicht, nicht verfluchen,
Und nicht so verbittert lachen ins Leere.

Wie unser Zorn in den Radspeichen wuchtet
Des Wagens, der uns einmal doch noch zermalmt,
So wissen wir nun, unser Leben ist Arbeit,
Und in Arbeit und Mühe ist das G.ück der Menschen.

Geboren werden, das Erschauen des Lichts,
Verstehenlernen und Träumen und Singen,
Der letzte Druck einer Hand beim Abschied,
Das ganze Erleben, all dies ist Arbeit.

Knechtschaft, Tyrannei und Empörung ist Arbeit.
Stilles Weinen und Warten von Minute zu Minute.
Die Zeiten, wie sie kommen und wieder vergehen,
Und alles dies mitschaffend leidend erleben.

Und Flamme und Flut und Kampf und Ermüdung,
Die Träne der Ohnmacht in Schweiß und in Enge,
Die Erbärmlichkeit, wenn du darbst mit den Deinen
Und dir verwehrt ist die Schönheit der Welt.

Auch der Gedanke, daß wir allzumal Brüder,
Daß wir eine Mutter haben, unser Heimatland,
In dem wir sind, wenn aus Not und Verrottung
Immer wieder erwacht das starke Bewußtsein.

Auch dies, daß wir beide in der Nacht der Erde
Mit unseren Lampen hier hocken im Bergspalt
Und lauschen in dieser grauen Stille
Auf das zitternde, abgrundtiefe Gestampf,

Und reden von der Menschheit Leid und Not,
Von der Finsternis, die in den Herzen nistet,
Und uns grämen und denken, was sollen wir tun,
Daß das Feuer der Freude und Liebe nicht stirbt.

Wenn wir ernst durchsinnen das alte Geheimnis,
Die endlos, umfaßbare, dunkle Bewegung
Der wogenden, zündenden Zeugeatome
Gebärender Urkraft, unser ganzes Sein.

Und wenn unsre Fäuste die Hämmer dann schwingen,
Und aus der Umklammerung der brechenden Felsen
Die Kohlenflut stürzt, — Kamerad, nicht verzweifeln,
Das Leben ist doch das gewaltigste Wesen.

Schön ist's, zu opfern ererbte Kraft
Im unwiderstehlichen Willen zum Wirken,
Im Ringen und Drängen nach Licht und Erlösung
Aus Erdenenge und Schicksalsmacht.

Dies ist Arbeit, so, wie sie sein soll, Verzehrung,
Arbeit ist brennendes Leben und Sterben,
Ist Rhythmus in der Vernichtung und Schöpfung.
Arbeit ist Gottheit im Banne der Tat.

Fünfzig Jahre aus der Geſchichte der Sammlungen unſerer Staatsmuſeen

Von Generaldirektor a. D. Wilhelm v. Bode

Der Herausgeber der Monatshefte erinnert mich daran, daß in wenigen Monaten das fünfzigſte Jahr ſich vollende, ſeit ich als Beamter an die Berliner Muſeen berufen ſei und fragt an, ob ich nicht Erinnerungen aus dieſer Zeit niedergeſchrieben habe; ſie würden auch für einen größeren deutſchen Leſerkreis ſelbſt in dieſer ſchwerſten Prüfungszeit von Intereſſe ſein. Allerdings habe ich Lebenserinnerungen niedergeſchrieben, ſogar ziemlich ausführliche, aber dieſe ſind für meine Familie und für unſere Muſeen beſtimmt; zur Veröffentlichung werden ſie ſich nur zum Teil eignen, und auch das erſt nach meinem Tode. Die Wiedergabe kleiner perſönlicher Erlebniſſe ſcheint mir heute, wo wir Deutſchen erſt zum vollen Bewußtſein unſerer wirtſchaftlichen, politiſchen und geiſtigen Verelendung und dadurch hoffentlich einmal zum Wiederaufbau kommen müſſen, zu kleinlich. Dagegen bin ich gern bereit, vom Aufbau unſerer Sammlungen in dieſer Zeit, ſoweit ich dieſe erweitert oder ſelbſt begründet habe, einen Überblick zu geben. Freilich wird er, auch wenn ich mich möglichſt kurz faſſe, eine lange Aufzählung von Tatſachen bringen, aber ſie werden ſelbſt dem mit unſeren Sammlungen vertrauten Kunſtfreund manches Neue bieten und werden für die Zukunft bei einem Wiederaufbau der Sammlungen, zu deren Plünderung der Raub der zwölf Eyckſchen Tafelbilder durch die Belgier den Auftakt gegeben hat, erwünſchten Anhalt bieten. Bei den Mitteilungen über die Art der wichtigſten Erwerbungen wird notwendigerweiſe auch Perſönliches mit einfließen; namentlich bei den folgenden einleitenden Bemerkungen über die Förderer und Protektoren unſerer Muſeen in dieſem Zeitraume, denen wir für unſere Erfolge zu beſonderem Dank verpflichtet ſind.

Die Berliner Muſeen und ihre Protektoren

Jeder kennt die Begründer unſerer Galerie alter Meiſter: Friedrich der Große, der feinſinnige Kunſtfreund und erſte leidenſchaftliche Sammler unter den Hohenzollern, beſtimmte ſeine Galerie in Sansſouci als Kunſttempel für jedermann; Friedrich Wilhelm III. ging weiter, indem er — ſchon bald nach ſeinem Regierungsantritt — durch Schinkel Pläne für ein Muſeum in Berlin entwerfen ließ, das alle plaſtiſchen und Gemäldeſchätze aus königlichem Beſitz aufnehmen ſollte. 1830 wurde der Schinkelſche Bau eröffnet, nachdem inzwiſchen noch manches erworben war, vor allem die große Galerie Solly mit ihren reichen Schätzen namentlich an Werken des fünfzehnten Jahrhunderts. Während der König der Kunſt perſönlich nicht näher ſtand, aber für ihre Förderung im öffentlichen Intereſſe volles Verſtändnis hatte, war ſein Sohn Friedrich Wilhelm IV. von ſeltener künſtleriſcher Begabung; ihm verdankt das Muſeum auch ſeine Erweiterung durch das „Neue Muſeum“ und die Überweiſung und Erweiterung des Kupferſtichkabinetts und der Kunſtkammer, ſowie die Begründung der ägyptiſchen Abteilung und einer großen Sammlung von Gipsabgüſſen. Aber um die Gemäldeſammlung in ähnlicher Weiſe zu bereichern wie ſein Vater, fehlte es ihm an Entſchluß und Ausdauer. Als ſein Bruder Wilhelm ihm als König folgte, ließen zunächſt innere und äußere Kämpfe nicht an die Förderung der Muſeen denken. Dieſe konnte erſt wieder in Angriff genommen werden, nachdem der Kampf mit Frankreich ſiegreich ausgefochten war. Gerade damals wurde ich an die Berliner Muſeen berufen und habe hier ſeither unter den drei Hohenzollern-Kaiſern tätig mitgewirkt und über ihre Stellung zur Kunſt, vor allem zu den Berliner Muſeen mir ein Urteil bilden können; mit wenigen Worten ſei hier angedeutet, welchen Dank die Muſeen den drei Herrſchern ſchulden, wie jeder dieſer unſerer Herrſcher ſich zu ihnen geſtellt und in welcher Art er ſie gefördert hat.

Wilhelm I. war ſo ausſchließlich als Soldat erzogen und ſo lebhaft für dieſen Beruf begeiſtert, fühlte ſich in allen Fragen der Kunſt hinter ſeinem älteren Bruder ſo weit zurückſtehend, daß er ſich ſelbſt faſt als Banauſen betrachtete. Als ernſte Fragen der Kunſtverwaltung an ihn als Herrſcher herantraten, war er ein Greis; ſein erſtes war daher, daß er dieſe Sorge ſeinem Sohn übertrug, indem er ihn Anfang 1872 zum Protektor der königlichen Muſeen ernannte. In echt ſtaatsmänniſchem Sinne hat er aber trotzdem die Förderung der Muſeen ſich am Herzen liegen laſſen. Die Ausgrabung von Olympia und bald darauf die Ausgrabung von Per-

gamon fanden seine Billigung und warme Unterstützung; auch für unsere Erwerbungen in der Gemäldegalerie war er interessiert.

Ein Besuch, bei dem ich den damals Achtzigjährigen selbst führen durfte, hat mir auch den überraschenden Beweis geliefert, daß der Kaiser infolge seines Mangels an jeder Übung und durch Unterordnung unter seinen älteren Bruder seinen Kunstsinn sehr unterschätzte und sehr mit Unrecht auch im Publikum als Kunstbanause galt. Ich hatte dabei Gelegenheit, gerade seine feine natürliche Begabung für echte Kunst zu beobachten. Die ersten Gruppen des großen Frieses von Pergamon waren angekommen, zu deren Besichtigung der Kaiser mit seiner Suite sich angemeldet hatte. Da gerade am gleichen Tage Michelangelos Giovannino aus Pisa eingetroffen war, ließen wir in aller Eile die Marmorfigur auspacken und auf einer der Kisten im Direktionszimmer aufstellen, für den Fall, daß der Kaiser Zeit und Lust haben sollte, nach den Pergamenischen Reliefs auch diese Figur noch anzusehen. Wir waren gerade fertig damit, als der Kaiser eintrat. „Ein Johannes soll das sein? Ich hätte mir ihn anders vorgestellt!" war seine erste Bemerkung. „Ja, es ist eine recht törichte Figur und zudem so unsinnig teuer," akkompagnierte der mitanwesende Kultusminister. „Da verstehen Sie mich falsch, mein lieber P.", antwortete der Kaiser; „mir erscheint die Auffassung des Wüstenpredigers als schönen, honignaschenden Jüngling recht merkwürdig; doch das ist Sache des Künstlers. Dagegen finde ich die Haltung und Ausführung ganz wundervoll." Er betrachtete die Figur von allen Seiten und stieg sogar auf eine der Kisten, um sie ganz in der Nähe zu sehen. „Das ist wirklich eine prächtige Erwerbung! Wem verdanken wir sie denn?" Der Generaldirektor wies auf mich. „Ach, da danke ich Ihnen, junger Herr; hoffentlich haben Sie etwas dabei verdient!" „Doch nein," sagte der Generaldirektor, ich sei ja Beamter der Galerie und mir unterstünde auch die Abteilung der christlichen Plastik, für die der Johannes erworben sei. Dem Kaiser war diese Verwechslung offenbar peinlich. Er frug mich, ob meine Abteilung nahebei sei; und als ich das bejahte, sagte der Kaiser, trotz dem Einspruch des Adjutanten, daß Vorträge im Schloß angemeldet seien: „Dann kommen Sie, junger Mann, da wollen wir uns Ihre Sachen mal zusammen ansehen." Er ging selbst voran und fand sofort die nicht sehr zahlreichen Hauptwerke, die wir damals besaßen: die Büsten Minos und Benedettos da Majano und die Marietta Strozzi von Desiderio, aus der Menge des Mittelguts heraus und machte treffende Bemerkungen darüber. Besondere Freude hatte er an der Mädchenbüste von Mino und an der Marietta. „Hat die aber einen häßlichen, langen Hals." Ja, es ist eine garstige Büste, urteilte der Herr Minister, worauf der Kaiser sofort erwiderte: „Sie sind ja recht streng heute, lieber P.; was konnte denn der arme Künstler dafür, daß das junge Mädchen solchen Gänsehals hatte! Ich finde die Büste ganz prächtig; sehen Sie nur den Mund! Ich möchte wohl den Witz wissen, den sie gerade machen wollte." Ein so naives, gesundes Kunsturteil — verbunden mit der wiederholten Versicherung, daß er ja leider nichts von Kunst verstünde — habe ich nur selten bei einem Laien gefunden.

Der Kronprinz — in den traurigen 100 Tagen, in denen er König und Kaiser war, habe ich ihn nicht mehr gesehen — war der häufigste Gast in unseren Sammlungen; oft allein, aber meist mit der Gattin. Für jede Erwerbung, jede Änderung in der Aufstellung und Ausstattung interessierte er sich und ließ uns seine Hilfe dabei angedeihen.

Auf einer Reise in Oberitalien 1875 traf ich das kronprinzliche Paar in Florenz. Später kam ich wieder in Venedig mit ihnen zusammen; die Kronprinzessin fuhr täglich mit einigen Künstlern hinaus, um zu aquarellieren, während ich den Cicerone des Kronprinzen in den Kirchen Venedigs machen mußte. Er war bei der Besichtigung stets sehr gründlich. Sein besonderes Interesse erweckte S. Maria dei Miracoli, die köstliche Schöpfung Pietros Lombardi und seiner Söhne, die damals gerade in Restauration war. Wir hatten uns einschließen lassen, um alles in Muße betrachten zu können. Während der Kronprinz die dekorativen Skulpturen im Chor eingehend musterte, war ich auf einer hohen Leiter bis zur Decke hinaufgeklettert, um mir von dem Gerüst aus die sonst kaum erkennbaren Deckenbilder des G. Pennacchi anzusehen. Als der Kronprinz mich oben bemerkte, stieg er mir, trotz meinem Abraten, nach. Beim Abstieg erklärte er plötzlich, er werde schwindelig; ich müsse vorangehen, müsse die Sprossen, von denen eine Anzahl fehlten oder lose waren, eine nach der anderen abtasten, sein rechtes Bein fassen und von einer zuverlässigen Stufe auf die andere ziehen, während er selbst nach oben blicken werde, um den Schwindel zu überwinden. Langsam machten wir den gefährlichen Abstieg und kamen ohne Unfall wieder unten an. Ich erwähne dies kleine Abenteuer nur wegen des feinen Taktgefühls, das der Kronprinz dabei bewies. Er half sich aus seiner ersten Verlegenheit mit einem Witz über die Energie, mit der ich ihn bei seinen „königlichen Hammelbeinen gepackt hätte", blieb aber in seinem Benehmen gegen mich, damals wie später, stets von der gleichen, natürlichen Güte und Sachlichkeit, während mancher andere hohe Herr Leute, die ihn in solcher schwachen Stunde gesehen, nicht gern wieder um sich gesehen hätten.

Der Kronprinz ist sechzehn Jahre lang der Protektor der königlichen Museen gewesen. Besondere künstlerische Begabung oder Kenntnisse hatte er nicht, prätendierte auch nicht,

sie zu haben. Wenn er Vertrauen zu seinen Direktoren gefaßt hatte, so vertrat er ihre Anträge, auch wenn er selbst kein persönliches Verhältnis dazu hatte. Er hat sein Amt mit größter Gewissenhaftigkeit und nicht ermüdendem Eifer verwaltet, trotz aller Schwierigkeiten, die sich ihm dabei entgegenstellten. Denn er hatte wahrlich keine leichte Stellung, weder seinem Vater, noch Bismarck gegenüber, noch bei seiner Gemahlin. Dies schwächte auch seinen Einfluß bei den Ministern. Er empfand das selbst in hohem Maße; wiederholt hat er mir gesagt: „Warum haben Sie die Sache nicht selbst beim Kaiser vertreten? Mir wird ja doch alles abgelehnt." Aber er ließ sich dadurch nicht abschrecken; bis auf sein jammervolles Sterbelager hat er pflichtmäßig aller Museumsangelegenheiten sich angenommen. Auch gegenüber — seiner Gattin! Die Kronprinzessin war eine begeisterte Kunstfreundin, ja fast mehr, als es ihre Pflichten erlaubt hätten. Aber ihr Interesse lag mehr auf dem Gebiete der dekorativen als auf dem der hohen Kunst; die Einrichtung ihrer Räume, der Bau ihres Schlosses in Homburg und dessen Ausstattung mit Mobiliar und Kleinkunst war ihre größte Freude. Sie hatte auch die charakteristische Eigenschaft mancher Sammler, neidisch und egoistisch andern Sammlern gegenüber zu sein; auch den Museen gegenüber, trotz der Stellung ihres Gatten als Protektor der Museen. Freilich interessierte sie sich lebhaft für die Ausstattung unserer Museumsräume, und für ihre Erweiterung, aber wenn wir Erwerbung von Kunstwerken machten, für die auch sie schwärmte, dann trat ihr Sammlerneid ganz in den Vordergrund. Das sprach sie wiederholt ganz offen aus. Gleich im ersten Jahr der Protektorschaft ihres Mannes schenkte sie uns ein Mädchenköpfchen von Greuze, das einer ihrer Kammerherrn in Augsburg um 10 Taler für sie gekauft hatte. Es war stark übermalt; ich ließ es daher putzen, wobei es schön und tadellos erhalten zutage kam; zufällig fand ich auch einen passenden, prächtigen, alten, gleichzeitigen Rahmen dafür, so daß das Bild sich zwischen unseren französischen Gemälden sehr gut ausnahm. Lange Jahre später sah es die Kronprinzessin zufällig in der Galerie wieder. „Ist dies nicht das Bild, das ich Ihnen einmal geschenkt habe?" war ihre erstaunte Frage. „Freilich, Majestät," war meine Antwort; „wir haben das Bild reinigen lassen, wobei sogar zwei echte Bezeichnungen zutage gekommen sind, und den schönen Rahmen dafür gefunden, so daß es sich jetzt als echt kaiserliches Geschenk präsentiert." „Verspotten Sie mich nicht! Glauben Sie, ich werde dem Museum echte Bilder schenken? Die behalte ich doch für mich!" Fast noch krasser sprach sie sich einmal vor der herrlichen Büste der Prinzessin von Urbino aus. Kurz vor dem Tode des Kaisers Friedrich war mir die Erwerbung dieser seit Jahren von uns umworbenen Büste gelungen. Der Kaiser wünschte sie zu sehen, und da ich verreist war, brachte sie Tschudi ins Schloß Charlottenburg; der Kaiser war aber so schwach, daß ihm die Büste nicht gezeigt werden konnte; die Kaiserin kam, um sie anzusehen. Unter Tränen warf sie einen Blick darauf und unterbrach ihren traurigen Bericht über den Zustand des Kaisers mit den Worten: „Sie sollten doch nicht immer solche Fälschungen kaufen!" Nicht lange, ehe sie dauernd nach Homburg übersiedelte, um einen ähnlichen furchtbaren Tod zu sterben wie ihr Gatte, blieb sie bei einem Besuch des Kaiser Friedrich-Museums vor dieser Büste stehen. Sie betrachtete sie lange. „Warum ist es mir nie gelungen, ein solches Prachtstück für meine Sammlung zu erwerben?" waren ihre Worte. Ich konnte mich nicht enthalten zu erwidern: „Aber, Eure Majestät haben die Büste ja bei der Erwerbung für eine Fälschung erklärt." „Weshalb sind Sie immer so boshaft, Bode! Freilich habe ich es damals gesagt, aber können Sie sich denn gar nicht in die Empfindung eines Sammlers hineindenken, dem ein schönes Stück nach dem andern vor der Nase weggeschnappt wird?" Dies nur ein paar Beispiele dafür, daß weder der Protektor noch wir Direktoren es oft auch da nicht leicht hatten, wo wir Förderung unserer Interessen erwarten durften. —

Wilhelm II. hatte von Jugend auf Freude an der Kunst und hat ein dilettantisches Geschick in ihrer Ausübung bewiesen. Er wußte das und wollte diese seine Begabung — wie überhaupt seine vielseitigen großen Anlagen — auch als Herrscher betätigen. Als wir gelegentlich bei ihm anfragten, wen er als Protektor wünsche, erfuhren wir, das sei er natürlich selbst. Aber jahrelang hat er sich als Protektor nur ausnahmsweise betätigt; so gelegentlich bei der Besetzung einer Direktorstelle, um einen ihm sympathischen Lehrer dafür heranzuziehen. Unsere Museumsmaschine lief damals so gut, die Kollegen hatten sich untereinander, mit dem Generaldirektor und dem Minister so gut eingearbeitet, daß es kaum nötig war, an den Protektor heranzutreten; auch konnte der Kaiser bei den schwierigen sozialen, wirtschaftlichen und militärischen Aufgaben, die er sich gestellt hatte und mit Übereifer in Angriff nahm, kaum an die Museen denken. Inzwischen war durch das starke Anwachsen der meisten unserer Sammlungen das Bedürfnis nach Erweiterung der Museumsbauten immer dringlicher geworden. Unser Minister trat warm dafür ein, fiel aber bei dem allmächtigen Finanzminister Miquel, der der Kunst fern stand und in seiner großen Steuerreform nicht gestört sein wollte, vollständig ab. An den Protektor unmittelbar heranzutreten, wagte weder der Generaldirektor noch der Minister. Schließlich versuchte ich es durch Vermittlung der Kaiserin Friedrich; hatte sie doch stets für den Gedanken eines Renaissancemuseums geschwärmt und mir,

als ich zusammen mit jüngeren Kollegen einen großen, reich illustrierten Katalog ihrer Sammlung im damals von Ihne gerade vollendeten Schloß Friedrichshof am Taunus fertiggestellt hatte, die Unterstützung bei der Durchsetzung dieses Museumsbaus als Dank für jene Arbeit versprochen. Als ich den fertigen Katalog überbrachte, erinnerte ich sie an ihre Zusage, aber sie lehnte schroff ab; ihren Sohn bäte sie um nichts! Aber der anwesende Hofmarschall, der mich später hinausbegleitete, beruhigte mich; er würde die Kaiserin bestimmen, noch heute bei Gelegenheit eines großen Hoffestes dem Kaiser die Notwendigkeit eines Baus, zur Erinnerung an die Tätigkeit seines Vaters als Protektor der Museen, vorzustellen. Gleich am folgenden Tage bekamen wir die Aufforderung zur Besprechung des Neubaus, für den der Finanzminister die Gelder aus Überschüssen zugesagt hatte, und zu dem Ihne die Pläne machen sollte. Durch diesen Bau, der alsbald rüstig in Angriff genommen wurde, wurde das Interesse des Kaisers für die Museen lebhaft angeregt; bis in den Krieg hinein hat er es sich in gleicher Lebendigkeit erhalten.

Wenn die besondere Aufmerksamkeit des Kaisers auf eine Angelegenheit gelenkt war, pflegte seine starke Phantasie sie lebhaft zu ergreifen und das Bestreben zu eigener Betätigung auszulösen. In unsere Museumsangelegenheiten hat er aber kaum je eigenmächtig eingegriffen. Wenn freilich der Architekt eine monumentalere Lösung vorschlug, wenn Ihne nachträglich noch eine Kuppel auf das Kaiser Friedrich-Museum aufsetzen wollte, wenn Ludwig Hoffmann die luxuriöseste Ausführung der Inselbauten in Haustein, selbst an der Rückseite und neben der Bahn, wo die Fassaden unsichtbar sind, verlangte, so waren sie der Zustimmung des Kaisers sicher; aber ebenso zugänglich war er anspruchslosen Entwürfen wie Bruno Pauls Plänen zum Asiatischen Museum in Dahlem. Trotz seiner Prachtliebe war er daher auch Vorstellungen gegen unnütze Prachträume, die den Zweck ihrer Bestimmung unmöglich gemacht hätten, wie Hoffmanns riesige Galerien mit Hunderten von Säulen in den Messelbauten, sofort zugänglich. Wenn diese Bauten heute noch weit entfernt sind von ihrer Vollendung und weiter Millionen über Millionen verschlingen, so ist das wahrlich nicht Schuld des Kaisers!

Sooft es sich darum handelte, wertvolle Erwerbungen für die Museen zu machen, wenn durch Ausgrabungen oder Expeditionen in Mesopotamien, Ägypten, Kleinasien oder Turfan unsere Sammlungen und die archäologische Wissenschaft bereichert werden konnten, hat er sie stets gefördert; wenn durch Vereine — den Kaiser Friedrich-Museumsverein, den Verein der Freunde antiker Kunst, die Deutsche Orientgesellschaft — die Interessen unserer Museen gefördert werden konnten, hat er sich stets an die Spitze gestellt. Seiner wirksamen Befürwortung verdanken alle Sammlungen unserer Museen hervorragende Erwerbungen, zum Teil von ganzen Sammlungen.

⊠ ⊠ ⊠

In den drei Jahren, seitdem die königlichen Museen zu Staatsmuseen geworden sind, galt es weniger, sie zu mehren und zu erweitern, als Unheil von ihnen abzuwenden. Auch das ist nicht immer gelungen: die Eyckschen Altartafeln sind ohne jeden Anstand den Belgiern ausgeliefert, obgleich sie Krongut sind, und unsere vier frühgotischen Sandsteinfiguren vor der Liebfrauenkirche in Trier müssen dem Bischof Korum „aus politischen Rücksichten" zum Geschenk gemacht werden.

An gutem Willen fehlte es sonst anfangs nicht. Von den Zwillingsministern der ersten Revolutionswochen war die Kunst dem Spartakisten Adolf Hoffmann zugefallen. Ich meldete mich bei ihm, um ihm mein Amt zur Verfügung zu stellen; ich sei zwar kein Politiker, aber den drei Kaisern, unter denen ich gedient hätte, sei ich für ihre Förderung der Museen zu größtem Dank verpflichtet. Hoffmann bat mich dringend, davon abzustehen; die Republik könne und wolle mich nicht entbehren. An Reflektanten auf mein Amt fehle es zwar nicht. „Sehen Sie diesen Haufen Briefe hier neben mir; lauter Bewerbungen um Museumsämter! Jeder hat plötzlich sein republikanisches Herz entdeckt und möchte sein Licht jetzt leuchten lassen, wo der Tyrann beseitigt sei. Na, da lese ich denn man gar nicht weiter, gucke bloß noch auf die Unterschrift, ob der verdienstvolle Mann Meyer oder Müller heißt, lege den Brief zu den andern und sage mir: hast du deinen alten Herrn so leicht verraten, so wirst du ja, wenn es mal wieder anders kommen sollte, den neuen ebenso ruhig verraten." Ob sich Adolf Hoffmann als Protektor unserer Museen bewährt haben würde, wage ich nach diesen Worten allein nicht zu entscheiden: seine Herrschaft währte zu kurz. Nicht lange nach seinem Abgang schien sich noch einmal den Spartakisten die Aussicht auf Besetzung der preußischen Ministerien zu bieten. Da wir zur Sicherung unserer wiederholt beschossenen und selbst erstürmten Museen dringend einer Wache bedurften, hatte uns unser Minister Haenisch, da der Stadtkommandant Wels auf seine wiederholten Anforderungen eines Wachtkommandos überhaupt nicht antwortete, an seine Freundin Rosa Luxemburg verwiesen, die auf ihren Parteigenossen Einfluß habe. In der Tat bekamen die Museen auf ihre Verwendung eine Wache. Bei der Gelegenheit ließ mir Rosa Luxemburg sagen, sie hoffe bald noch wesentlichere Dienste den Museen erweisen zu können, da ihre Partei in nächster Zeit wieder ans Ruder kommen werde; sie freue sich darauf, dann mit mir zusammen für die Berliner Museen sorgen zu können, für die sie sich mit meiner

Hilfe eine neue große Zeit verspreche. Ihr trauriges Ende verhinderte, daß die Probe auf diese großen Worte gemacht werden konnte; daß sie aber nicht bloß eine schöne Geste waren, wie wir damals annahmen, beweist die Behandlung, welche die Museen in Rußland durch die Bolschewiken erfahren haben: sie sind durch alle furchtbaren Stürme hindurch gerettet, die Sammlungen sogar vermehrt worden, und die bewährten Leiter der alten Kaiserzeit stehen heute noch an ihrer Spitze. Das ist freilich nicht so unbegreiflich, wie es auf den ersten Blick erscheint, da manche von den Führern der russischen Sowjets jahrelang als Flüchtlinge in London und Paris lebten und dort ihre Zeit nicht bloß nihilistischen Verschwörungen widmen konnten, sondern manche Mußestunde in den Museen zugebracht haben werden und dabei gelegentlich Freude an der Kunst und selbst Verständnis dafür bekommen konnten. Eine russische Jüdin wie jene war ja auch Rosa Luxemburg, die lange mit ihren nihilistischen Gesinnungsgenossen in den westlichen Hauptstädten lebte.

Ob ein Adolf Hoffmann, eine Rosa Luxemburg als Protektoren unserer Museen sich wirklich bewährt haben würden? — Unser eigentlicher Minister ist seit den Tagen Haenischs als Unterstaatssekretär, Staatssekretär und schließlich vorübergehend auch als Minister stets Professor Becker gewesen. Er hat Fachleute als Referenten für die Kunst berufen, und diese haben es, wie ihr Chef, an Energie nicht fehlen lassen; ob sie aber später einmal als echte Protektoren der Museen dastehen werden, muß erst die Zukunft erweisen. Der Verlust des Glanzpunktes unserer Sammlungen, der zwölf Eyckschen Tafeln, der ohne Protest hingenommen wurde, obgleich die Bilder Krongut sind, und das Geschenk der vier frühgotischen Steinfiguren an den Bischof Korum in Trier sind die ersten markanten Taten aus dieser Zeit, über die mir als untergebenem Beamten kein Urteil zusteht.

(Fortsetzung und Schluß folgen)

Im Höhensturm. Von Heinrich von Schullern

Auf einem Riff im weiten Firnenmeer,
Da steh' ich gern allein im Urweltbrausen
Und fühl' den Sturm nach Laune und Begehr
In diesem Reich der Einsamkeiten hausen.

Unwirtlich wohl und barsch ist sein Empfang,
Gleich einem Störenfried mich zu begrüßen,
Doch freut es mich, zu weichen keinem Zwang:
Der Berge Wonnen will ich ausgenießen.

Oft nimmt er seine Backen doppelt voll,
Beginnt zu fauchen und mich anzuspringen,
Gebärdet sich in seiner Wut wie toll
Und wähnt, er müsse mich zu Boden zwingen.

Es wächst die Wut, er sammelt Kräfte an,
Um mich hinab den steilen Hang zu stürzen;
Doch mir gelingt, daß ich mich halten kann:
Ich lass' mir keine Gipfelfreude kürzen.

Und setzt der Riese tobend alles ein,
Den Zwerg mit Wucht zu schleudern vom Geklüfte,
So schlag' ich tief den Pickel ins Gestein
Und lache festgeankert in die Lüfte.

Maximilian Schels

Von Georg Hirschfeld

Das Algäu hat als deutsche Landschaft den großen Reiz völkischer Zwischenstufen. Der bayerische Schwabe reicht hier dem Schweizer die Hand und scheint eben aus Tirol gekommen zu sein. Herbe Sprödigkeit, die in städtischen Schranken philiströs werden kann, wird von dem Behagen des strebsamen Genießers aufgewogen. Das Österreichische ist nur in seiner Gebirgskraft da und zeigt nichts mehr von seiner verantwortungslosen Weichheit.

Es ist charakteristisch, daß die Algäuer Berge abseits von den großen Reisestraßen nach Tirol und der Schweiz liegen und doch von den meisten Freunden der Alpen mit Liebe, ja mit Vorliebe besucht werden. Es gibt dort keine „ersten Nummern" unter den Spitzen und Gletschern, die Höhen sind stattlich, aber nicht gewaltig — dennoch ist Oberstdorf einer der berühmtesten deutschen Gebirgsorte geworden. Sommer und Winter halten sich dort die Wage; immer herrscht ein buntes Leben dankbarer Gäste.

Die tiefe Eigenart und reiche Wegsamkeit der Landschaft mögen es sein, die diesen Erfolg bringen — der Landschaft und ihrer Menschen. Vielleicht zeigt der Winter noch mehr als der Sommer, was das Algäu, dessen Krone ja Oberstdorf ist, besitzt. Der sommerliche Fremdenstrom in seinem bequemen Bette wäscht zuviel vom Spezifischen ab. Der Winter fordert mehr überwindende Willenskraft vom städtischen Besucher. Er kann hier so bitter wie süß sein mit seiner rauhen Kälte und seiner unvergleichlichen Sonne. Die Tüchtigkeit, die ihn wirklich nützt und genießt, kann auf die Dauer nicht gespielt werden. Elegante Damen, die sich in kleidsamer Sportshose zeigen, müssen auch Ski laufen können, sonst werden sie ausgelacht.

Der Wintersport hat uns eigentlich die Algäuer Berge entdeckt. Ich erinnere mich gern des Januars und des Februars 1916, die ich in Oberstdorf zugebracht. Nicht als Sportsmann, sondern als erholungsbedürftiger Münchener kam ich. Die alten Städte Kaufbeuren, Kempten, Immenstadt mit ihrer Atmosphäre von schlauem Bürgerfleiß, Butter- und Käsehandel ließ ich hinter mir und fuhr nicht nach Lindau weiter, wo der Boden-

Kirchenfest in Lech

Nassereith in Tirol. Im Besitz von J. Lenneberg, Rheydt

see wie ein kleines Meer wartete. Ich schlug mich seitwärts in die Büsche — so war es, ein Tal des Friedens nahm mich auf. Auch Sonthofen und Oberstdorf hatten ihre besten Söhne nach Frankreich geschickt, eben tobte der fürchterliche Verblutungskampf um Verdun, aber man hatte in diesem Tal die Empfindung: kein Selbstbetrug, kein feiges Unterkriechen in heimatlicher Schönheit, während in der Ferne das Grauen wütete — ein tiefentschlossenes Wissen von den Tatsachen der unbegreiflichen Welt, ein Ausharren in deutscher Arbeit, da man die Heimat, die jedes Schutzes wert war, geschützt wußte. Noch sehe ich sie vor mir, meine Oberstdorfer Wirtsleute in ihrer stillen, starken Menschenart, die jedem „Fremden" ein Heim zu geben wußte. Sie hatten ihren Buben bei Arras — nichts wußten sie von Ort und Land, wo er kämpfte, sie verbanden nur einen höllischen Begriff damit. Aber die deutsche Opferwürde lebte in diesen Algäuer Bauern — trat man aus ihrer Stube in die Winterpracht hinaus, so wußte man, daß es Genesung gab in allem verschwiegenen Weh.

Wohl dem, der eine Heimat hat und schützt. Wohl dem Künstler, der sein Schaffen in diesem Besitz, in dieser Aufgabe anbauen kann. Oberstdorfs Berge haben ihn oder vielmehr — das ist das eigentlich Reizvolle und Fruchtbare an solcher Erscheinung — sie werden ihn in erhöhtem Maße haben. Denn der Maler Maximilian Schels, dem diese Blätter gewidmet sind, steht noch an der jungen Mittagswende des Lebens. Ein Münchener, fand er in den Algäuer Bergen seine Berge doch — das Winterparadies des Sports lockte hier den Menschen und den Künstler. Bevor der Dämon des Krieges sich auch auf sein Schicksal warf, hatte er schon lange den jugendfrohen Weg in die Alpen gefunden. Einer von denen, die in farbigen Trupps, die Skier geschultert, grade Gesundheit und doch lustig vermummte Groteske, immer wieder den Münchener Hauptbahnhof verließen — so haben wir uns auch den Maximilian Schels der Friedenszeit vorzustellen. Zwischen den Jungen ein Junger, nur ein frischer, kraftbewußter Mensch - aber was die Burschen und Mädchen vielleicht nicht wußten: immer mit ernstem Sehnen auch den Blick auf Farbe und Form des kalten

Exlibris des Künstlers

Jahrmarkt

Skiſpuren auf Tummelsmoos

Geländes gerichtet, über den Weg der Stunde den Weg der Dauer ſuchend, Schneeſchuhe an den Füßen, doch ſchon weit voraus, wo die unwegſamen Gipfel den Horizont begrenzten und die Sonne ihr altes Himmelsſpiel trieb.

Der Sportskamerad wurde ein Künſtler. Die Berge, die ſeine Jugend gerufen, wollten ſein Leben beſtimmen. Natur war ſeine Schule, kein enger, akademiſcher Raum — das wußte Maximilian Schels. Einer der Glücklichen, die den Autoritäten, die uns nur Gewiſſenskämpfe bringen, entgleiten können, warf er ſich, ſein Leben wie ſein Schaffen geſtaltend, der Bergwelt in die Arme. Nur eins wurde ſtärker als ſein unbekümmerter Drang: die vaterländiſche Pflicht, die eine ſchlichte, gegenwärtige Stimme zu haben ſchien und doch aus alter Schuldverſtrickung ſich entlud. Auch Maximilian Schels, von Begeiſterung überrumpelt, überrumpelte ſich ſelbſt und wurde ein Kriegsmann. Aus ſeinen Bergen holte ihn das eiſerne Signal und hielt ihn faſt fünf Jahre in der Ferne. Scheinbar lag ſeine Kunſt in dieſer langen Dauer brach — in Wahrheit wuchs ſie im Hoffen und Harren weiter. Auch der Soldat blieb zu jeder Stunde Maler, wie wohl der Maler immer etwas vom Soldaten haben wird, ein friſcher Selbſterzieher und Kamerad. Endlich ſchlug die Stunde. Aber der Aufrechte kehrte in eine zuſammengebrochene Heimat zurück. Das München, das er wiederſah, war nicht ſein München von einſt. Dumpf und wirr, zwiſchen Größe und Erbärmlichkeit taſtend, vollzog ſich die Zeit. Die Buße war ungeheurer, als man je gedacht. Wer ſich im Schaffen Ruhe und Klärung ſuchte, konnte ſie bei denen, die umſtürzten, nicht finden. Das nationale Unglück war nicht der Acker ſchöpferiſcher Tat, noch nicht für den Genius und niemals für den Stümper — das fühlten die Künſtler, die man nie in den hohen Rat gerufen, vielleicht am ſtärkſten. Ihre Warnung wurde nicht gehört, und ſie konnten nichts tun, als in deutſcher Einſamkeit untertauchen.

Auch Maximilian Schels verließ die enttäuſchende Heimat wieder und kehrte dort ein, wo wirklich Friede möglich war. Oberſtdorf im Algäu wurde ſeine Heimat, ein Aufenthalt, der nichts mit der landläufigen Sommer- und Winterfriſche zu tun hat, die gute, unverwirrte Siedlung eines Wanderers und Künſtlers. Die Natur, der er treu geblieben, verſagte ſich ihm nicht. Sie beſchenkte ihn mit dem, was der Jugend beſtes Gut ſein muß: noch nicht zu ſein, noch nicht

geprägt zu erstarren, sondern ein Werdender zu bleiben, dessen Wandlung man gewärtig sein muß. Nach seinem eigenen Ausspruch lebt Maximilian Schels, der Zweiunddreißigjährige, noch jetzt in dem Glauben, am Anfang zu stehen. Das ist keine Unsicherheit, sondern im tieferen Sinne Sicherheit. Es ist Gewähr des Wachsens.

Man darf es ihm zutrauen. Schels darf schon ein Eigener genannt werden, nicht im offenbaren Sinne des Geleisteten, sondern im verhüllten der Neubildung, die Überliefertes mit gesundem Instinkt aufzehren kann. Die Möglichkeit ist da, und hierin liegt der Reiz solcher Betrachtung, das wirklich Feste des Problematischen. Es wäre leicht, vor den bisherigen Werken von Schels deutliche Vorbilder zu nennen — mir traten besonders Josse Goossens und Carl O. Petersen, vielleicht auch Carl Reiser entgegen — aber ob hier die Beeinflussung Tatsache oder Zufall sein mag, sie kann zerbröckeln, weil eine persönliche Vitalität noch ringt und Vorbilder durchleuchtet. Täte sie es nicht, hätte man den Glauben nicht an die gesunde Werdekraft, so wäre nur ein Geringes hier zu sagen, und der Mann, der in die Zukunft schreitet, hätte für uns keine Gegenwart.

So aber, wie er bisher geworden, folgt ihm der Blick mit Wohlgefallen. Endlich mal einer, der nicht „exprimiert", was ihm niemals ehrlich imprimiert worden ist — das sagt man sich, und es ist nicht wenig wert. Kein Gaukler des Auges, der auf Überraschungen lüsterner Sinne spekuliert. Was er gibt, ist vielleicht nicht groß, aber es ist gut, weil es redlich ist. Richtung in sich haben, nicht Richtung draußen suchen — wie einfach sollte doch diese Wahrheit für jeden

In Walser Tracht. Sammlung Kommerzienrat Desch, Aschaffenburg

Aufstrebenden sein, aber sie wird immer wieder verkannt. Die Mehrheit schaut und horcht und will etwas aufschnappen — die Tragik der Nachtwandler wird von den emsigen Tagwandlern immer weiter verwaschen. Ein Sohn der Nacht, die das Licht entzündet, ist Maximilian Schels nicht — auch er bleibt wohl ein Kind des problemlosen Tages. Aber er wird sich ehrlich in seinen Grenzen bewegen. Sein Auge sieht, was es sieht, seine Hand gibt wieder, was sie erfühlt — er borgt nicht, denn dann würde ihm die Algäuer Luft nicht schmecken.

So aber lebt er zuversichtlich seine Oberstdorfer Wandertage, fern vom Münchener Kunstmarkt. Skiläufer und Maler, Bergsteiger und Künstler — das bürgt für Treue in dieser ungetreuen Zeit. In diesen Blättern ist die Wiedergabe eines Bildes, das wohl besonders charakteristisch den Menschen und den Künstler zeigt: Der vermummte, emsig arbeitende Maler, dessen Skier im Schnee stecken, dessen Sonnenschirm und Geräte wie seltsame, bunte Gewächse in der weißen Winterlandschaft anmuten. Die Atmosphäre der Wanderandacht — besonders fein in der Bergkette und ihrem Himmel festgehalten — verbindet sich mit dem Humor des jungen Übermutes, der sich mit Vergnügen selbst zum Besten hat. Das Seltene an diesem Bilde ist, daß es dem Betrachter die Fähigkeit gibt, Geheimes zu belauschen, ohne Verlegenheit und Verdacht. — Wendet man sich zu dem leuchtenden Bilde, das den einsamen Skifahrer als Beobachter zeigt, der dramatischen Szene des sonst undramatischen Oberstdorfer Lebens, so behält man die Frische der Distanz, auch wenn man in die Begebenheit des Bildes tritt. Skifahrer umstehen das Ziel des Wettlaufes — sie wissen nicht, daß sie in ihrer bunten Vermummtheit drollig sind, und wenn sie es wüßten, würde es sie ganz gewiß nicht stören. Man möchte ja zufälliger Farbenfleck in der Landschaft sein — das Ungestüm des ausgestreuten Lichtes reißt jeden gesunden Menschen mit. Mann und Weib vergessen einander und sind in menschlicher Verschwisterung geborgen. Das Tüchtige regiert, und wesenlos wird jede bewußte Feierlichkeit.

Auch die dörfliche Szene, die wohl den Sammelplatz für eine Prozession darstellt, atmet fröhlich farbige Gemeinschaft. Die Menschen, die hier dargestellt sind, haben etwas Zeitloses und könnten ebensogut vor hundert Jahren ihren alten Brauch vollziehen — nur wurden dazumal noch nicht solche Bilder gemalt. Atmosphäre und Zeichnung gehören dem Künstler unserer Tage.

Die Algäuer Winterlandschaft hält ihren Maler zwischen asketischer Farbenarmut und glühender Buntheit. Tiefe Einkehr in beide Gesichter der erforschten Natur zeigt Maximilian Schels. Man findet hier Wieder-

Veteranenfest in Vorarlberg. Im Besitz von Frau C. Roßner, Oberstdorf

Skispringen auf Schrattenwang. (Mit Erlaubnis des Verlages von D. & R. Bischoff, München)

gaben jener Bilder, die ihren Schöpfer streng ins Zeichnerische drängten. Die weißen Stufungen des Schnees, reicher vielleicht als alle Tinten anderer Jahreszeiten, sind aufgespürt und beherrscht. Was dunkel bleibt, ist Farbe — sonst herrscht Winterton. Um so feiner trachtet die Erkenntnis der Formen die große Eintönigkeit zu überwinden. Wie in dem weißen Gebirgstal Häuschen und Bäumchen stehen, das ist gewachsen und erschaut. Dem abschließenden Hochgebirgshorizont fehlt der Schleier neuer Sphären nicht, und die Kirche, nur an sich gegeben, wacht über unsichtbaren Menschen.

Persönlicher noch ist das zeichnerische Bild „Skispuren". Da ist es einmal festgehalten, was der fabelhafte Menschenvogel auf der reinen Höhe treibt. Man denkt an Riesen, die dort oben diese Runen, diese rätselhaften Wegspuren finden. Eine echt malerische, nicht literarische Symbolik des schönen Spieles, das wir Sport nennen. Das wirre Netz der Skispuren scheint seine strengen, mathematischen Gesetze zu haben. Ornamente, die der Wind verweht, werden von eisigen Gipfeln betrachtet. Es ist gewiß ein bedeutsamer Trieb, keine spielerische Laune, die den Maler einen breiten, dunklen Schatten von links auf das Schneefeld werfen ließ. Der Schatten kommt von einem unsichtbaren Berge, aber er kann auch von einer drohenden Macht kommen. — Wenn in seinen weißen Bildern eine herbe Läuterung lebt, so wird sie in die farbigen Kompositionen von Maximilian Schels als sichtendes und kluges Geschmackselement gerettet. Ein Beispiel für die feine Palette des Schneemalers gibt das Interieur mit der Frau „In Walser Tracht". Hier ist das Kulturdokument, das der Betrachter des farbenfrohen Volkskünstlers braucht, um seine Möglichkeiten für größere Kunstgebiete zu ermessen. Die farbige Komposition des Bildes ist von einer Feinheit, die nicht oft begegnet. Und wie es immer bei echten Koloristen geht — sie lassen auch als Menschenschilderer nicht im Stich. Dem Künstler, der ein ganzes Bild sieht, kann eben das formale Kunststück nicht genügen — Linie und Farbe, Raumteilung und Rhythmus gehören ihm zur Seele des dargestellten Menschen. Es befriedigt sehr, den derben Wanderer hier auf so feinen und stillen Wegen zu sehen. Er verläßt auch hier nicht seine malerische Aufgabe, und das Ergebnis ist keine „genrehafte", literarische Verirrung. So sehr uns auch der geistige Inhalt in jedem Bildwerke nottut — feuilletonistische Niedlichkeit darf nicht wiederkehren. Es ist zu hoffen, daß Maximilian Schels der Verführung der Alten und der Neuen entgehen wird. Er will nicht geistlos eine formale Erfindung

aufdrängen, aber er stützt sich auch nicht auf den Vorgang, der nur Material des Malers ist. Diesen hält sein guter Instinkt in stummer Sichtbarkeit — jene läßt er bescheiden und rein aus sich wirken. Man liest in den Zügen und den niedergeschlagenen Augen der schmucken, jungen Frau. Gedanken über die Gegenstände neben ihr, ob es ein Musikinstrument oder ein alter Krug ist, huschen durch den Kopf des Betrachters — dennoch formt sich keine Handlung, kein Ereignis. Das leuchtende Gelb des Schrankes spricht seelisch ebenso mit in diesem Bilde, wie die triebhaft keusche Haltung der jungen Frau. Die Kraft ihres grünroten Halsschmuckes zwischen den anderen, zarteren Farben „sagt" soviel, wie der ländliche Musikus, der nicht mehr im Bilde ist und sein Instrument zurückgelassen.

Talente bringen immer wieder Überraschungen. Daß wir sie bei Maximilian Schels noch zu erwarten haben, bekundet das Bild, das abseits von allen anderen steht: das zeichnerische Gemälde „Fabrikraum". Der Weg zu dieser Studie aus der eigentlichen Schaffenswelt des Künstlers ist nicht ersichtlich — man muß ihn hinnehmen und kann sich an dem Dokument der Vielseitigkeit freuen. Vielleicht ist es das noch nicht, vielleicht zeigt sich nur erst der Wille, andere Felder zu bebauen. Ob es den Alpenwanderer reizen wird, oft in die Niederungen der sozial Bestimmten einzukehren, ist zweifelhaft. Aber ein ernster Wille war es, der ihn hier begleitete. Wie er draußen die Atmosphäre und den Rhythmus der Dinge gab, so fand er sie mühelos auch drinnen.

Vielleicht ist es von dieser engen Fabrik nur wenige Schritte weit bis zu einem Punkt, wo man aufatmend die Arme nach der ganzen Bergesfreiheit breiten möchte. Wäre von dieser Diskrepanz noch etwas in den Fabrikraum des Oberstdorfer Malers gekommen, so stände man vor einem tieferen Wert der Erfindung. Was gegeben ist aber, hat die seltene Wahrheit der Bewegung. Diese Maschinen stehen nicht still, und die dumpfen, eingesperrten Arbeiter sind so ehr-

Selbstbildnis im Schnee. Ausschnitt aus einem Gemälde des Künstlers in der Sammlung M. Hahn, Köln

Fabrikraum. Gemälde. Im Besitz von Frau Kommerzienrat Kretzer, Berlin

lich tätig wie der frische Maler und Skifahrer. Algäuer verschiedener Zeiten und Stufen, brüderlich doch als Schicksalsgenossen der Heimat. Man möchte dem Künstler wünschen, was man dem Arbeiter leider nicht mehr wünschen kann: der Industrie in jeglicher Gestalt soll er davonfahren auf seinen Schneeschuhen und mit seinem leichten Malergepäck.

Der Weg, den Maximilian Schels bisher gegangen, deutet an, daß solcher Wille immer in ihm leben wird.

Wohin er ihn führt und einzig führen kann, erzählt schon eine geschaffene Arbeit: „Das Kirchenfest in Lech", das wohl sein bestes bisher ist. Auch hier ein Vorgang ohne Deutung, ein Rhythmus ohne Betonung, eine Atmosphäre ohne Steigerung außerhalb der Natur.

Aus solchen Bildern, die von einem Jungen kommen in unserer allzu jungen Zeit, ist ersichtlich, daß in jeder gekonnten Kunst das Richtungsgeschwätz verstummt. Was hier gegeben ist, konnte ohne den Naturalismus nicht auskommen, und der Expressionismus half dem Impressionismus ans Licht. Alle „Ismen" schweigen schließlich in einem Menschen wie diesem Künstler, der wiedergeben kann, was er erschaut, und von jener Macht gelenkt wird, die Geschmack oder Gefühl oder Gemüt genannt werden kann, gleichviel — sie ist im Letzten und im Eigentlichen das Künstlertum.

„Das Kirchenfest in Lech" versichert uns als Erfüllung, daß Maximilian Schels eine Hoffnung ist. Sein Wille bedeutet jetzt noch mehr das Persönliche seiner Kunst, als das Geleistete — aber wo der rechte Wille ist, folgt auch die rechte Tat. Vorbilder schwinden, Bilder treten auf und zeigen den Mann. Dann wird vielleicht ein so fertiges Werk, wie der fröhliche „Jahrmarkt", der hier wiedergegeben ist, als historisch anmuten, aber gerade an ihm wird man den technischen Weg eines Künstlers studieren können, der an einem Goossens nicht vorüberkam, weil er den Schels noch nicht hatte.

Naive Nachempfindung ist fern von bewußter Nachahmung. Was ihm gefiel, mußte ein malerisch bewegtes Gemüt noch einmal geben.

Doch in der Anlehnung zeigt sich schon die Trennung.

Der Mut zum pastosen Farbenauftrag, die Sicherheit, mit andeutenden Flecken bewegte Menschen zu skizzieren und die Gesamtwirkung der Distanz verstehender Augen anheimzustellen, ist Eigenart, die von Freunden Abschied nimmt und im selbstgefundenen Reiche nicht ihr Gegner zu sein braucht.

Der Graf Colonna

Novelle von Sophie Hoechstetter

Doktor Robert Braun, achtundzwanzig Jahre alt und etwas kränklich, steckte mit einem bitteren Lächeln die Hälfte seines Monatsgehaltes ein, denn die andere war schon als Vorschuß erhalten und verbraucht. Er ging zu dem häßlichen Tisch zurück, an dem er arbeitete, fühlte sich als der Sklave des Lehrbücherverlages, und brachte gelangweilt und in klarem Deutsch seine Schilderung des Charakters von Friedrich II., dem Hohenstaufenkaiser, ein Stück weiter.

Die Sonne des ersten Maitages konnte nicht in das gräßlich-rot tapezierte Hinterzimmer in der Potsdamer Straße dringen, denn es lag nach Norden und in einen engen Hof hinein. Es arbeitete noch ein Mensch in demselben trübseligen Raum, der war verwachsen, verbittert und neidisch. Seine Feder ging kratzend, seine Augen beobachteten zuweilen den lästigen neuen Genossen — Braun fühlte, dieser Kollege war sein Feind und würde ihn von seinem Platz wieder verdrängen, sobald sich der geringste Anlaß bot.

Doktor Robert Braun sehnte sich in die Vogesenpässe — denn da hatte er etwas wie Glück empfunden. Fast zwei Jahre lang, zwei seltsam schöne Jahre war er da draußen mit jeweilig nur einem Kameraden in der großen Einsamkeit, auf einer Wachstation gewesen. Man wartete immer auf die Gefahr. Immer schwebte es in der Luft von kommenden Ereignissen. Und man lebte eine Robinsonade, fühlte sich in der Frühe der Menschheit —

Ach, wenn das wieder sein könnte —

„Wollen Sie Überstunden machen, Herr Doktor?“ klang des Buckligen hohe, klanglose Stimme. „Das Sitzen haben Sie in der Gefangenschaft freilich gelernt.“

Braun verachtete schweigend. So, der Mensch hatte herausgebracht, wie lange er in Bern auf die Freilassung warten mußte. Der Bucklige machte eitel Toilette. Er kämmte vor einem Taschenspiegel sein feuchtes Haar, enthüllte beim Rockwechsel ein furchtbar geflicktes Wollhemd, — zog Papierröllchen an und trat dann mit einem frechen Lächeln zu Braun: „Ich muß hier abschließen.“ —

Doktor Robert Braun ging die Potsdamer Straße herunter. Sie wurde langsam eleganter, die Ladenfenster größer, und man konnte sich flüchtig darin betrachten.

Der neue Anzug saß recht gut. Sein Gesicht hatte eine unauffällige Haut. Der kleine Schnurrbart stand wieder ganz dicht. Ehe man im Krieg so verelendete, war man hübsch gewesen. Und jetzt?

Eine Freudigkeit überkam ihn plötzlich: da aus den seitlich angebrachten Spiegelscheiben eines großen Magazins blickte ihm in voller Deutlichkeit ein interessanter, moderner Herr entgegen, und das war er selbst. Und Geldscheine steckten in seiner Tasche.

In jähem Entschluß trat Doktor Robert Braun in das prächtige Magazin.

Da flimmerte es von silbernen Bürsten und Kämmen, von kleinen Spiegeln, von tausend geschliffenen Flaschen. Eine Dame, so vornehm, daß man sie sich als Oberhofmeisterin des verflossenen Kaiserreichs denken konnte, fragte kühl nach dem Begehren. Doktor Robert Braun war ganz Deutscher. Eben darum konnte er der Bezauberung nicht widerstehen, die fremde Namen und Dinge an sich haben. Und so fragte er: „Gibt es wieder Parfüms von Atkinson?“ Muß man alle Erinnerungen verleugnen? Er war als sehr junger Mensch in London gewesen, und schon damals besaß er die Vorliebe für heftige Wohlgerüche. Ohne etwas anlegen zu können, hatte er oft den Laden von Atkinson and Sons in der old Bondstreet aufgesucht, lediglich, weil es da so wundervoll roch.

Die erhabene Verkäuferin sprach: „Wir

ſind mit ſehr ſchönen Qualitäten von Atkinſon eingedeckt“ und ſie nannte Namen, nannte Preiſe, von denen in Friedenszeiten Familien für Wochen oder Monate das Leben beſtritten.

Robert Braun roch. Aus einem der Muſterfläſchchen ſtieg die Bezauberung. Stieg der Rauſch der Sinne.

„Dies iſt ein Parfüm für junge, brünette Herren,“ ſprach die gebildete Dame. Sie reichte Robert Braun ein kleines, verſchloſſenes Fläſchchen.

Ein Kampf tobte in ihm, während die Hüterin dieſes Schatzes fühllos wartete. Dann lehnte ſie kühl fünf Fünfzigmarkſcheine ab und wies zur Kaſſe. —

In dem kleinen Zimmer der Penſion am Karlsbad, der Wohnung Doktor Brauns, ſtand halb erkaltet eine Kanne mit Kaffeeerſatz. Ja, Fräulein Behr, die ihm ſonſt den Kaffee ſelbſt brachte, war wohl mit den andern ausgeflogen. Auf ſeinem Schreibtiſch fand er eine Schachtel feiner Zigaretten und ein Zettelchen von der reizenden Frau von Immiſch! Wie gut von ihr! Er las, daß ſie bis Sonntag abend mit Fräulein Behr verreiſt ſei, und legte den Zettel weg. Dann ſtürzte er den abſcheulichen Kaffee hinunter und aß ſprödes Brot, denn er war ein wenig hungrig. Und nun kam feſtliches Tun. Seine Hände öffneten haſtig und zitternd die Phiole mit dem Wohlgeruch.

Gebeugt über den Schreibtiſch ſaß er. In der linken Hand hielt er das Fläſchchen, mit der rechten ſchlug er die Blätter eines ewigen Gedichtes um. Unſterbliche Verſe und ein betörender Wohlgeruch. O, es gibt noch Schönes auf Erden —

Schönere Dichtungen, das geſtand er ſich ergriffen, gab es, als die dem deutſchen Vaterlande wenig bekannten Romane von Robert Braun. Schönere Düfte, als den einſchmeichelnd-aufreizenden Geruch, der dem Fläſchchen entſtieg, gab es aber wohl keine. Und er genoß mit ſeiner Seele und mit ſeinen Sinnen —

Flüchtig tauchte einen Augenblick die Geſtalt des Buckligen von der Redaktion für Schulbücher vor ihm auf. Nicht des Haſſes wert. Nur einen Augeneindruck, vielleicht vom Schickſal hingeſtellt um eines Gegenſatzes willen.

Und Robert Braun dachte an ſeinen Freund —

Er lächelte. Er wollte es dem Freund erſt ſpäter mal erzählen, was er da in der Redaktion ausgeſtanden. „Einen Freund betrügen, iſt eine Sache von zärtlicher Beſchaffenheit“, hat Chriſtine Waſa, des großen Guſtav Tochter, geſagt. Er betrog den Freund ein bißchen, wenn er vorgab, er arbeite ſehr Intereſſantes und werde fürſtlich honoriert. Aber es lag ihm gerade nicht, den Kredit des Freundes zu beanſpruchen. In wenig Zeit war er ja doch bei ihm, und die kleinen Unterſchiede, die zwiſchen ihnen waren, verſchwanden vor der Idealität ihrer ſeeliſchen Beziehungen.

Im Duft, der aus der Phiole ſtieg, und im Rhythmus des unſterblichen Gedichts, das in altes Leder gebunden auf dem Schreibtiſch lag, gedachte Robert Braun der Nachtgeſpräche mit ſeinem Freund in den Vogeſenpäſſen. Er lächelte wieder. Einziges hatten ſie da erlebt.

Er zündete ſich eine Zigarette an, und die Spenderin fiel ihm ein: eigentlich verdiente es die liebenswürdige Frau von Immiſch, daß er ihr endlich einmal von ſeinem Freunde erzählte —

Der andere Tag war ein Sonnabend, und Doktor Robert Braun wurde ſchon um zwei Uhr von ſeiner Tagesarbeit erlöſt. Auf dem Heimweg kaufte er ſich einige Malpappen, Pinſel, Ölfarben. Eine drängende Luſt überkam ihn, ſeinen Freund aus der Erinnerung zu malen. Die Photographien waren nämlich im Koffer. Um den Koffer führte Braun einen langwierigen Schriftwechſel mit der Reiſeverſicherung. Der Koffer kam nicht — und die Verſicherung gab kein Geld. Nun — er mochte es dem Freund nicht ſchreiben, daß er die Bilder verloren. Es lag ihm eher, nächſter Tage den Photographen aufzuſuchen und ſich neue Abzüge von den Platten machen zu laſſen. Vorerſt malte er den Freund aus

dem Gedächtnis. Eine interessante Sache. Neben dem Farbengeschäft war eine Post. Da fiel Braun ein, er müsse seinem Bruder eine Nachricht geben. Er kritzelte ein längeres Telegramm und lachte dabei. Sein Bruder war in der bescheidenen Stelle eines Hilfslehrers auf dem Dorf. Es hob vielleicht sein Ansehen, wenn er ein Telegramm empfing. Dann ging er heim.

Bis die Dämmerung kam, war eine kühn hingeworfene Farbenskizze auf der Malpappe. Sie schlug rasch ein, die Farben wurden glanzlos, und das paßte für die gewisse Düsternis des Motivs, denn er hatte den Freund als Hamlet gemalt: nur das blasse Gesicht und eine Andeutung der Schultern.

Robert Braun betrachtete sein Werk: natürlich, man war Dilettant. Aber ganz so, was den geistigen Ausdruck betraf, hatte der Freund ausgesehen, wenn er am stillen Feuer in den Vogesennächten mit der jungen, dunklen Stimme Hamlet sprach. —

Der Sonntag kam hell und schön herauf. Robert Braun ging durch die Siegesallee, das Brandenburger Tor und die Linden entlang, bis zu einem weltberühmten „Atelier für moderne Lichtbildkunst".

Er war da bekannt, ließ sich hinaufliften und wurde von dem Inhaber kordial begrüßt. Gar oft hatte Doktor Braun hierher die Träger interessanter Köpfe für die Schaukästen gebracht, und auch Exemplare seiner Romane mit Widmungen. Der große Photograph war in Eile: er erwartete den Reichspräsidenten. Früher kamen Prinzen und Herrscher und alle Generäle des Kaiserreichs. „Es ändern sich die Zeiten," sprach der Lichtbildkünstler und klopfte Braun liebenswürdig auf die Schulter. „Wie? Ja, ja, der Freund. Verstehe. Bestimmt ist noch ein Abzug da." Und er führte Robert in ein kleines Zimmer, wo in vielen, vielen Mappen alle Menschen zu finden waren, die hier photographiert worden.

Robert ließ sich in einen Klubsessel fallen und begann zu blättern. Welch eine Fülle von Gesichtern! Alte und junge, schöne und häßliche, große Weltdamen, Arbeiterinnen des Geistes, Mütter mit Kindern — Prinzen, Fürsten, Offiziere, Schauspieler, Virtuosen, Dichter und Ausländer aller Nationen. Robert Braun suchte und suchte. Er blickte wie in einen Rausch von Gesichtern, von Charakteren, von Affekten — Und endlich hatte er das schöne Gesicht des Freundes gefunden —

Er lief gleich damit nach Hause.

Die Pension verhieß keinen unterhaltenden Tag, denn Fräulein Behr und Frau von Immisch kamen erst in der Nacht zurück, erzählte der pensionierte Gymnasiallehrer, der in den Karpathen ein Bein gelassen und dafür einen Nervenchok eingetauscht. Professor Mentz war heute irgendwo eingeladen, und die anderen Gäste des Hauses reizten Braun nicht. So beschloß er, den zweiten Teil des Sonntags in Sanssouci zu verbringen.

Dort war zwar viel Publikum, aber Robert Braun hatte die Kraft, damit umzugehen, wie Goethe mit dem Tod, das heißt, es nicht zu statuieren. Als ein Einsamer fühlte er Schloß und Park, Treppen und Terrassen. Er stolzierte mit Eigentümerschritten umher, und gedachte Friedrichs des Großen und seiner Freunde. Der Abt von Sanssouci und die Eremiten. Wundervoller Gedanke!

Was war Friedrichs des Großen Menschlich-Schönstes gewesen? Sein freundschaftliches Herz. Wilhelmine, der Schwester, Jordan, Keith, Knobelsdorf, Voltaire, hatte sein Herz gegolten.

Robert Braun dachte an seinen Freund.

Ach bald, bald, kam er wohl.

Und Robert Braun stand oben auf dem Ruinenberg — betrachtete in gerührtem Erinnern die Torsen von Säulen in steinernem Elan — Halb unbewußt kamen ihm Verse auf die Lippen:

„Ich hatte einst ein schönes Vaterland,
Die Veilchen nickten dort so sanft.
Es war ein Traum —"

Daß man gerade an Heine denkt, wenn man um sein deutsches Vaterland traurig ist. — Robert Braun wischte das fort. Er war im Garten, im Weinberg Friedrichs

des Einzigen, des großen Freundes. Und erſchüttert von Sprache, Rhythmus und Sinn der Worte ſagte der Einſame laut in den verglimmenden Abend hinein:

„Adler Friederichs des Großen,
Rauſche auf und decke du
Die Verlaſſnen, Heimatloſen
Mit der goldnen Schwinge zu.“ —

⁂ ⁂ ⁂

Robert Braun ſaß vor ſeinem Manuſkript für das Schulbuch. Hinter ihm kratzte die Feder des Buckligen. Der Verlagsdirektor kam herein und brachte eine Handvoll Korrekturen. Sie mußten heute abend noch in die Druckerei zurück.

Das hieß Überſtunden. Man mußte ſie hier abſitzen. Der Bucklige lachte hämiſch. Er verſtand keine fremde Sprachen. Darum ſaß Robert Braun neben ihm. „Es iſt Zeit, daß die Republik endlich die ſinngemäße Rechtſchreibung einführt,“ ſagte der Genoſſe. Braun würdigte ihn keiner Antwort.

Gegen Mittag wurde er an den Fernſprecher gerufen, der auf dem Tiſch des Buckligen ſtand.

Frau von Immiſch rief ihn an. Braun nannte ein paarmal den Namen, um den Buckligen zu reizen. Ein Telegramm ſei für ihn da? Ach, bitte, er könnte heute erſt zum Abendbrot zurück ſein. Frau von Immiſch möchte es doch öffnen und in den Apparat hinein ſagen. Robert Brauns Geſicht verklärte ſich, als er hörte: „Ich bin in zwölf Tagen Berlin und abhole dich. Tankred.“

In ſeiner Herzensfreude wiederholte er laut den Text.

Der Bucklige ſpähte aus gelben Augen. „Wollen Sie kündigen?“

Dieſe Luſt gönnte ihm Braun nicht. „Na, für einen Abend im Adlon werde ich ja wohl nicht kündigen müſſen,“ ſagte er läſſig. —

Die fünfundzwanzjährige Witwe des Leutnants von Immiſch ſtrahlte Robert Braun an und verfiel vor Vergnügen in ihr heimatliches Oſtpreußiſch: „Antſchuldjen Sie, trautſter Herr Doktor, aber wer heißt denn in einem hannöverſchen Dorfe Tanred?“

„Das wollte ich Ihnen ſchon lange erzählen,“ antwortete Robert Braun fröhlich. Und er berichtete: „Wie Sie aus dem Telegramm hörten, kommt mein Freund Tankred Graf Colonna in zwölf Tagen hierher. Seine Großmutter mütterlicherſeits hat ein Schloß im Hannöverſchen! Darum heißt dort jemand Tankred. Seine Eltern ſind lange tot, er iſt der einzige Erbe der Großmutter. Und wurde ſchon als Kind naturaliſierter Deutſcher. Wir waren Kriegskameraden — in den Vogeſenpäſſen —“

„Tankred Graf Colonna,“ wiederholte Freiin von Immiſch, und in ihren braunen Augen, die unter ſchwarzen Wimpern aus einem blühenden Geſicht mit ſehr reiner Haut blitzten, brach erſtes Intereſſe. „Nein, was für ein pompöſer Name. Iſt er jung?“

„So jung wie Sie,“ antwortete Robert Braun galant.

„Iſt er hübſch?“

„Das nicht. Aber ſchön.“

„Iſt er reich?“

„Ich kann es nicht verneinen.“

„Iſt er klug?“

„Ich weiß es nicht. Er hat Genie!“

Frau von Immiſch lachte hellauf. „Und das alles erfahre ich erſt durch den Zufall. Immerfort haben Sie uns von Ihrem verlorenen Koffer und von Ihrem ekligen Buckligen auf der Redaktion erzählt und von dem Ärger mit den Verlegern, von der Gefangenſchaft in Bern — und den Freund verſchwiegen Sie.“

„Es läßt ſich nachholen,“ lächelte Braun. „Bedenken Sie, liebe Frau von Immiſch, daß ich doch erſt drei Wochen die Freude habe, Sie zu kennen. Nicht wahr, ich bin momentan nicht in glänzenden äußeren Verhältniſſen, das ganze Gepäck weg — eine für den Moment angenommene, etwas untergeordnete Stellung — alſo, genug Gründe, nicht von einem ſo ſchön betitelten und reichen Freund zu plaudern —“

„Anſtändiger Kerl,“ murmelte Frau

Immiſch nicht ganz unhörbar. Und dann fügte ſie mit ihrer klaren, lauten Stimme hinzu: „Kommen Sie auf meinen Balkon. Ich habe von der Reiſe was Hübſches mitgebracht. Kuchen aus Eberswalde. Und Bowlenwein. Nämlich: eine Flaſche Sekt. Und ſogar Treibhauserdbeeren. Rauchen wir erſt eine Zigarette zuſammen und Sie erzählen mir. Denn nachher habe ich zu der Bowle den Profeſſor und Fräulein Behr gebeten."

Die Zigaretten leuchteten auf. Frau von Immiſch ſaß in einem Korbſtuhl Braun gegenüber. Sie lachte und zeigte wundervolle Zähne. „Nein, wie mich das intereſſiert. Ich höre doch ſo gerne von Menſchen. Ich habe ſo einen Menſchenhunger. Alſo, im Hannöverſchen hat Ihr Conte eine grand' mère?"

„Die alte Dame gehört zu jener Raſſe, deren Wiege der Koffer, deren Heimat die table d'hôte iſt. Trotz Krieg und Revolution lebt ſie immer in Bädern, in der Schweiz, in Wien und ſo weiter."

„Das iſt fabelhaft intereſſant," unterbrach Frau von Immiſch. „Meine Großmutter iſt auch ſo viel gereiſt — immerfort Cannes und Nizza, Sankt Moritz und ſo weiter. Und Monte. Natürlich ſpricht dieſe grand' mère alle Sprachen. Ihr Freund wohl auch?"

„Ja, natürlich ſpricht er die üblichen Sprachen — aber auch vollendet Deutſch. Und am liebſten Deutſch."

„Hat er ſtudiert? War er aktiver Offizier? Ach, erzählen Sie doch."

Robert Braun erzählte. Und Frau von Immiſch war ſo gebannt von dem, was ſie vernahm, daß beide nicht merkten, Fräulein Behr und Oberlehrer Mentz warteten ſchon an der Balkontür, um beachtet zu werden.

„Wir möchten nicht indiskret ſein," kam da aus einem ergrauenden Spitzbart die Stimme des Oberlehrers. „Und doch, Herr Doktor, wir ſind nicht taub, und es klang ſo ſchön, was Sie eben erzählten. Einſam auf der Wacht in den Vogeſenpäſſen — und ein Freund, der alle Bücher erſetzt, weil er aus Fauſt, Hamlet und Zarathuſtra rezitiert. Ach, ich beneide Sie. In den Karpathen war es anders." Die Bowle wurde bereitet. Frau von Immiſch war in freigebiger Laune. Sie hatte in Eberswalde einen Onkel beſucht, von dem ſtammte die Spende. In der Penſion der Leutnantswitwe waren Sektbowlen nicht vorgeſehen.

Fräulein Behr hatte kleine Gläſer gebracht, weil da eine Flaſche noch mehr wirkt. Sektbowle! Ach wie lange war ſie nicht mehr getrunken worden. Einſt, als Fräulein Behr noch kein Fremdenheim hatte, ſondern viele Verehrer, da freilich. Jetzt wandte ſie mütterliche Akzente an den verwitweten Lehrer. Man konnte nicht wiſſen — das Herz hat ſich im Laufe der Jahre ſooft gewandelt, am Ende fand es noch Reize an Doktor Mentz.

Frau von Immiſch hob das Glas. Sie lachte friſch, anſteckend heiter, aus ihrem ſtarken, braunen Haar kam ein leiſer Duft wie von Weichſelholz. Sie ſtieß mit Braun an: „Auf das Wohl des Freundes," ſagte ſie herzlich und neugierig. „Sie müſſen uns noch mehr erzählen — denken Sie, meine Herrſchaften, der Doktor hat uns einen intereſſanteſten Freund bisher unterſchlagen."

„Ah!" Fräulein Behr machte runde Augen. „Die Photographie?" Sie erklärte ſchnell, da Elſe, das Mädchen, ſo unordentlich ſei, habe ſie heute in allen Zimmern nachgeſehen, und die wunderſchöne Photographie bemerkt. Auf das Gebot von Frau Immiſch mußte Braun ſie holen. „Dies iſt nicht die beſte Wiedergabe," ſagte er, „die anderen habe ich in meinem Koffer."

Frau von Immiſch verſank in den Anblick. Ein edles Jünglingsgeſicht mit dunklen, großen Augen, etwas welligem Haar, das wohl ſchwarz ſein mußte, nahm ſie gefangen. Welch ein Mund! Faſt völlig antik. Eine hochmütige Naſe. Ein wundervolles Oval des Kopfes. Frau von Immiſch bekam ſchmachtende Augen. Betört gab ſie ſich dem Anblick hin, währenddem Robert Braun Bowle trank. Sie ſchmeckte

ihm ſo ſeltſam gut. Und vom Tiergarten herüber kam junger Blätterduft —

„Wo haben Sie denn den Grafen Colonna kennen gelernt?“ ſagte der Gymnaſiallehrer.

„Im Kriege?“ rief Frau von Immiſch. „Oder ſchon vorher?“

„In Rom,“ antwortete Braun.

„In Rom?“ Der Gymnaſiallehrer ſagte es ſcheu. Und dann brach ein altes Herzeleid aus ihm. — Seit er das Matur gemacht, vor nunmehr dreißig Jahren, ſehnte er ſich nach der Romreiſe. Aber zuerſt, bei der Anſtellung, nun ja, da war er es der Jugendfreundin ſchuldig, die Hochzeit nicht länger hinauszuſchieben. Und dann kam ein kränkliches Kind und das Siechtum der Frau. Und dann kam der Krieg.

Robert Braun wurde gerührt. Eigentlich hatte er die erſte Begegnung mit Colonna nicht erzählen wollen. Aber weil nun die Romſehnſucht ſo trauervoll aus dem Oberlehrer brach, und vielleicht auch, weil die Bowle Braun ein wenig verwirrt hatte, gab er ſein Geheimnis preis. Er lehnte ſich in den Stuhl zurück, ſeine Augen ſuchten das Stück Himmel über den Häuſerreihen des Karlsbads, und er begann: „Auch meine alte Sehnſucht war Rom, Herr Doktor. Doch als ich endlich die Stadt, die ich ſooft in Gedanken die ewige genannt, erreichte, war durch ein bitteres Erleben meine Seele raſtlos geworden. Ich war mir troſtloſen Verhältniſſen entlaufen. Ich bin ſo egoiſtiſch geweſen, daß ich zu der Reiſe mir die kargen Erſparniſſe meines Bruders geben ließ, der eben eine Hilfslehrerſtelle bekam und mir die zweihundert Mark lieh, mit denen ich meinen Weg über die Alpen machte. Alſo — alles ſo heiß Erſehnte lag mir wie tot da. Ich hatte nur einen anderen Schauplatz für mein Elend gewählt. Der einzige Anzug, den ich mithatte, war ſchäbig geworden, und da ich die Scheu nicht verlor, mich wie ein Prolet zu zeigen, ging ich nur mehr abends aus. Ich habe viele, viele Nachtſtunden in dem ungeheueren Rund des Koloſſeums verbracht, bis die Nacht mit dem wundervollen Erlebnis kam. Sie alle kennen Bilder vom Koloſſeum, nicht wahr? Alſo, ich hockte da zwiſchen den Steinen und wartete auf Inſpirationen. Ich bedachte wohl ein Drama oder einen Roman —

„Da kam durch das ungeheuere Rund eine ſchlanke Geſtalt. Sie näherte ſich der Stelle, wo ich im Graſe kauerte, und ich ſah in geringer Entfernung einen wunderſchönen Jüngling von vielleicht neunzehn Jahren.

„Er trug den Hut in der Hand — hatte einen weißen Anzug an, ein Mantel hing ihm loſe über die Schultern —

„In lautloſer Betroffenheit ſah ich ein faſt antikes Geſicht.“

Frau von Immiſch griff wie in Andacht nach der Photographie.

„Dieſer junge Herr ging mit ſtolzen, pathetiſchen Schritten zu einem Marmorblock, ſprang hinauf — warf den Mantel ab und ſtand in weißer Schlankheit ſteil da. Er hob ein wenig die Arme — und ſprach mit einer wundervollen, tiefen, bebenden Stimme in das große Schweigen hinein Anfang- und Schlußſtrophen des berühmten Gedichts von Lord Byron: Rome —“

„Ah,“ rief der Oberlehrer, „deklamieren Sie es uns doch.“

Und Robert Braun hob an:

„Oh Rome! My country! City of the soul . . .“

„Sie können ſich denken, wie mich in meiner Stimmung dieſe Verſe, geſprochen von einer zauberhaften Stimme, berührten. Ich ſchluchzte faſt. Da begann die Stimme von neuem, und zwar eine Improviſation. Mein Freund ſchreibt dergleichen nicht auf, und ſo kann ich Ihnen nur ungefähr den Inhalt wiedergeben. In einem jugendſprühenden Elan rief er in die Nacht hinaus:

Götter und Helden, Cäſaren und Weiſe
Und ihr Armen, namenlos wieder zu Staub verſunken,
Hört ihr den Schlag meines Herzens in trunkener Nacht?

Was euer ſpielender Wille zum Leben geſchaffen,
Was eure Hirne an Taten und Denken erſonnen —
Was ihr erlitten, unfrei und duldend —
Ich, der ich lebe — vermag
Eure Jahrtauſende in der Flut von Sekunden
Durch mein bebendes Herz zu nehmen
Wie die Lippe den Regentropfen,
Der aus Wolkengottnähe zu flüchtigem Kuß
Sie berührt —
Ewiges Rom. Steinerſtarrt Herz von Welten,
Die du alle Tragödien geſehen, die je
Über dieſe Erde gezogen —
Hier bin ich, hier bin ich —
Und die endloſe Melodie deines Seins
Klingt mir ſo nah und ſo ſüß
Wie dem Geliebten das kleine Wort,
Das ſie zur Nacht ihm ſcheu am Ohre flüſtert — — —
Ewiges Rom —
Deine ehernen Ungewitter
Schlafen in Gründen der Zeiten —
Meine beflügelte Seele
Fragt: Iſt der Weltraum nicht größer?
Denn noch nicht fand ich Echo
Für meinen ſüßeſten Rauſch —

„So ungefähr endete die Rhapſodie — und der ſchöne Jüngling verließ die Trümmerſtätte, ſo ſchnell, wie er gekommen. Ich hatte antworten wollen — ich hätte den Flüchtigen halten mögen — denn ein Zwang löſte ſich von meiner Seele und Sehnſucht erfaßte mich, dieſem jungen, feurigen Menſchen mein ganzes Innere zu zeigen."

„Und Sie ließen ihn gehen?" fragte atemlos Frau von Immiſch.

„Ich ſchlich ihm nach. Durch viele, viele Straßen. Bis er hinter dem Portal eines reichen Hotels verſchwand. Dann tappte ich zurück — in mein elendes Zimmer. Not faßte mich. Ich wollte dieſen Menſchen ſprechen — aber wenn ich vor ihn getreten wäre, in meinen abgeriſſenen Kleidern hätte ich wie ein Bettler gewirkt. Ich rang mit mir. Dann ſchrieb ich einen Brief. Das heißt, ich ließ Clemens Brentano den Brief für mich ſchreiben. Ich bediente mich einiger Zeilen ſeines Gedichts:

„Einſam will ich untergehn
Wie der Sklave an der Kette,
Scheint der Stern, den ich geſehn,
Nicht mehr auf mein Dornenbette —"

„Ja," fuhr er aufatmend fort — „ſo ſtand es um mich, daß ich dies ſchrieb — daß ich dazu ſchrieb — ich wäre augenblicklich gerade arm — aber wenn mich der Herr aus dem Koloſſeum dieſer vergangenen Nacht ſprechen möge, ſo würde ich heute gegen Abend am Grabe von Goethe filius ihn erwarten — —"

„Und dann kam er?" rief Frau von Immiſch.

Robert Braun lächelte ein wenig. „Ja, er kam. Und nun möchte ich kurz ſein. — Wir fanden uns —"

Frau von Immiſch und der Oberlehrer begriffen, nun durften ſie nicht mehr um Einzelheiten drängen, ſo ſehr es ſie danach gelüſtete. Nur die Inhaberin des Fremdenheims erhob ihre Stimme. Sie ſaß mit gefalteten Händen da, als höre ſie ein ſchönes Märchen, ihre Augen waren rund und ſehr blau, doch ihre der Wirklichkeit zu Dreiviertel verſchriebene Seele ließ ſie ſprechen. „Der Herr Graf hat Sie doch gleich in ſein vornehmes Hotel als Gaſt eingeladen?" Denn das dünkte Fräulein Behr die Pflicht von Mäzenen.

Robert Braun lächelte ſtill und überlegen, nur eine Geſte deutete an, daß Fräulein Behr nicht an der Freigebigkeit des Grafen Colonna zweifeln ſolle.

Braun hatte Gutenacht geſagt. Er ging ein wenig unzufrieden mit ſich, es quälte ihn, daß er die römiſche Begebenheit erzählt. Denn Erinnerung iſt ein Eigentum, mit dem man behutſam umgehen ſoll. Doch die Bowle entſchuldigte Braun ein bißchen und ſie war es auch, die ihn bald in Schlaf fallen ließ.

Frau von Immiſch hingegen hielt der elektriſche Funke wach.

Sie mußte immerfort denken: ‚Könnte ich doch den Grafen Colonna kennen lernen' — und ſo gegen Mitternacht hieß es: ‚Ich ſchiebe den langweiligen Sommer bei meiner Schwägerin und den ſechs Kindern in Gera ein wenig hinaus und warte, bis der Graf Colonna kommt. Es ſind ja nur zwölf Tage.'

Im Einſchlafen beſchloß Frau von Im-

Beigedreht. Gemälde von Prof Hugo Schnars-Alquist (Verlag von Ludwig Möller, Lübeck)
Original im Besitze der Seeberufs-Genossenschaft, Hamburg

miſch, ihren Namen Agnes, den ſie nie ſehr gemocht, in eine intereſſantere, ja balladenhafte Agnete umzuwandeln.

Als nun der nächſte Tag im vollen Maienglanz heraufzog, erinnerte ſich Fräulein Behr, es ſei die höchſte Zeit, im Zimmer von Doktor Braun ein frühlingshaftes Großreinemachen zu veranſtalten. Luft und Sonne, die Grundpfeiler der Hygiene, mußten in das Gemach geſchafft werden, und da Mädchen immer faul ſind, begab ſich Fräulein Behr ſelbſt an die Arbeit. Ihrem hausmütterlichen Sinne konnte das Gemälde, das erſichtlich den Grafen Colonna darſtellte, nicht verborgen bleiben, und die Parfümflaſche deutete auch auf gräfliche Freigebigkeit. Von ungefähr kam Frau von Immiſch an der Türe vorbei und wurde gerufen, das Gemälde zu beſichtigen, was mit großem Intereſſe geſchah.

Frau von Immiſch, viel kultivierter als Fräulein Behr, ſtach der ſchöne alte Lederband mit dem ewigen Gedicht in die Augen.

Dann ging Frau von Immiſch aus.

Vor Frau von Immiſch breiteten Verkäuferinnen herrlich lockende Strümpfe, Batiſt, Voile und Tüll und Seide und Spitzen aus. Gram und Luſt ſuchten Agnetes Gemüt heim. Sie gab mehr aus, als ſie eigentlich durfte. Aber dann war es doch ſehr hübſch; wie ſo die Maiſonne in das gemütliche Penſionszimmer fiel, die Schere durch Stoff knirſchte, und nach wenig Stunden der Tiſch ſich mit Volants häufte, beſtimmt, nicht mehr tadelloſen Deſſous ein neues, raſchelndes, ein bißchen weltliches und in allen Grenzen der Vornehmheit verführeriſches Gepräge zu geben.

Ach, die ſpieleriſche Maiſonne tändelte mit den Volants, und Frau von Immiſch dachte: wenn die grand' mère den Sommer auf dem Schloß iſt, nun, vielleicht wäre es ihr da doch eigentlich ein Gefallen, eine junge Dame bei ſich zu haben . . .

Ein Gedanke kam ihr: Fräulein Behr brauchte nicht alles zu hören, was Braun erzählte. Mais non. Das einfachſte wäre, mit Braun den Abend in ein Reſtaurant zu gehen. Doch mochte ſich Frau von Immiſch nicht von ihm einladen laſſen, und ihre Finanzen waren durch Batiſt, Seide und Spitzen ſehr geſchwächt. Da fiel ihr ein, ſie wolle eine ſehr gutmütige Bekannte anklingeln, die möge doch heute die Behr zum Abend bitten. Das vollzog ſich — und ſo bekam Robert Braun erneut die Aufforderung, den ſchönen Abend auf dem Balkon der Frau von Immiſch zu genießen. Diesmal mit einem köſtlichen Bohnenkaffee und ſterilisierter Sahne, noch aus Eberswalde in einer Weckflaſche mitgebracht. Robert Braun, entzückt von ſo viel Verwöhnung, widerſtand nicht den Bitten, von ſeinem teuren Tankred neue Weſenszüge und Lebensumſtände zu erzählen.

Auch durch Kaffee (beſonders da er jahrelang ſo rar geweſen iſt) kann man illuminiert werden und Zurückhaltung verlieren.

So warf denn Frau von Immiſch ſpieleriſch die Frage hin, ob Graf Colonna ſehr viel flirte oder ſchon verlobt ſei. Sie hatte nie gedacht, daß der doch eigentlich recht beſcheiden auftretende Doktor, der allerdings ein geiſtreiches Geſicht hatte, diaboliſch oder dämoniſch lachen könnte. Aber was ſie in ſeinen Zügen nun erblickte, war entſchieden ſo ähnlich.

„Liebe Frau von Immiſch, in den Vogeſenpäſſen konnte man nicht gut flirten. Und ſeither iſt meinem Freund die Dame, für die er ſeine ſchöne Freiheit hingeben würde, auch noch nicht begegnet. Selbſtredend: die Großmutter fragt ihn oft danach. Mütter und Großmütter träumen immer von Bräuten, das iſt einmal ſo."

Frau von Immiſch brachte von einem Beſuch bei der Baronin Manteuffel ein Taſchenbuch der gräflichen Häuſer mit in die Penſion. Frau von Immiſch gedachte ſich ſo recht in die Familie Colonna zu verſenken, doch da kam Doktor Braun nach Hauſe.

Er lachte herzlich beim Anblick des Grafenkalenders. Nun ſchön, die Fürſten Colonna fand man vielleicht im Hofkalender — die Grafen ſtanden nicht in deutſchen Geſchlechtsregiſtern.

Da frug Frau von Immiſch, wie denn die Großmutter hieße. Sie wolle nach ihr ſuchen. „Ich habe auch einen Atlas. Leider keine Spezialkarte von Hannover. Doch das Schloß, das Ihr Freund ſo ſchön Mon siècle nennt und das bürgerlich den Namen des Dorfes Höſt trägt, habe ich ſchon gefunden.“

„Gott ſei Dank,“ lachte Robert Braun.

In den Augen der hübſchen Frau von Immiſch war ein Glitzern.

„Könnte Graf Colonna nicht Photos oder Anſichtskarten ſchicken? Dabei fällt mir ein, Sie haben nie den Namen der Großmutter erwähnt —“

„Der wäre auch eine lange Geſchichte!“

Frau von Immiſch bat darum und erfuhr, die grand' mère ſei aus keltiſchem Blut. Eine Macleod. Ihr Mann war der zweite Sohn eines großen Hauſes geweſen. Er ſiedelte ſich in Deutſchland an, denn Georg IV., der Prinzregent, ſchenkte einſt der Familie das hannöverſche Landſchloß. Der letzte König von Hannover habe den Adel des ſtolzen Namens Douglas der grand'mère in Deutſchland beſtätigt, doch Preußen ſich geweigert, ihn anzuerkennen. Weshalb die vornehme grand'mère ſchlechthin Frau Douglas hieße und in keinem adeligen Taſchenbuch zu finden ſei. Braun gähnte verſtohlen. So viel Spürſinn, wie Frau Immiſch beſaß, lag ihm nicht. Er meinte läſſig: „Falls Sie etwa nach Höſt ſchreiben wollen, werden Sie erfahren, es gehört einer Gräfin Blücher. Denn Mama Douglas iſt klug. Als bei Kriegsbeginn die Ausländerhetze einſetzte, inſtallierte die vorſichtige alte Dame da eine Scheinbeſitzerin.“

Frau von Immiſch war nun ſchon bei der Blücher. „Iſt ſie jung?“

„Keine Ahnung! Möglicherweiſe heißt ſie auch Scharnhorſt oder Yorck, alſo Befreiungskriege. Wenn nur erſt mein Koffer käme, darin ſind Bilder,“ ſeufzte Braun.

Er war durchaus nicht dumm. Er hatte ſchon längſt gemerkt, daß Frau von Immiſch eine Einladung nach Colonnas Schloß erſehnte. Fräulein Behr hatte den gleichen Wunſch. Sie brachte ſeit dreien Tagen dem Penſionär am Nachmittag Bohnenkaffee und ſprach dabei in ſentimentaler Weiſe von vornehmen Perſonen, die hart arbeitende und gebildete Damen zur Erholung einladen. Ein ſolcher Gaſt wäre dann keine Drohne! Oh nein.

Der penſionierte Oberlehrer war zurückhaltender. Er ſprach nur ſo im allgemeinen davon, daß in Schlöſſern oft ſehr verwahrloſte und wertvolle Bibliotheken ſeien und daß es ſchon öfter (man denke z. B. an den trefflichen Profeſſor in Guſtav Freytags „Verlorener Handſchrift“) tüchtigen Philologen gelungen ſei, verborgene Schätze zu heben — —

‚Ich habe mir was Schönes eingebrockt,‘ dachte Robert Braun — und der Gedanke an die drei Perſonen, die Einladungen zu Tankred erſehnten, erheiterte ihn ſo, daß er in jäher Kordialität dem buckligen Redaktionskollegen eine Zigarette anbot und ihn fragte, ob er ſchon verlobt ſei.

Da faßte der Bucklige ein Vertrauen. Er entnahm ſeiner Brieftaſche ein Schreiben und reichte es Braun. Der las erſtaunt, daß eine Generalin eine höchſt liebenswürdige Tochter habe, deren Jugendfreund gefallen ſei, und für die nun die liebende Mutter ein neues Glück erſehne. Sowohl ſie als die Tochter hätten das größte Intereſſe für Literatur, und dem ſchönen Beruf eines Verlagdirektors brächten ſie volles Verſtehen entgegen, und daß ſeine Geſtalt das Gardemaß nicht hätte, wäre in dieſem Zeitalter begreiflich.

„Nanu?“ fragte Braun, und erfuhr, daß der Bucklige in einem Blatt für Ehereform ſeine Anzeige gemacht und dieſen Brief erhalten habe. Er möchte gerne antworten — aber, nun ja — wie man denn da ſchriebe? Werte Frau Generalin? Oder Eure Exzellenz? Robert Braun lachte und ſchrieb dem Buckligen einen Antwortentwurf. Was ging ihn ſchließlich die Fremde an, er war nicht ihr Warner! Und einmal im Zuge zu ſchreiben, ſetzte er ſeine Feder von neuem in Lauf — er ſandte einen dicken Brief an den Bruder

ab, und auch dabei hatte er dasſelbe ſpitzbübiſche Lächeln wie bei den Zeilen an die fremde Generalin.

Nur nachher, als er das Schriftſtück in den Kaſten warf, war es ihm einen Augenblick unbehaglich: er hatte ſich mit dem Buckligen liiert, und das machte ihm einen faden Geſchmack auf der Zunge. —

In Penſionen, Erholungsſtätten und ſonſtigen Schauplätzen, wo der Menſch, ob er will oder nicht, Teilnahme für Stunden, Tage und Wochen an ſich feſſelt, die ſpäter in Anſichtskarten wieder verebbt, nimmt der Ehrlichſte und Rechtſchaffenſte zuweilen die Lebensform eines Menſchen an, der verbrecheriſche Pfade wandelt: er ſucht ſich und ſeine Spuren zu verbergen. Er wünſcht eine Tarnkappe auf den Schritten vom Flur bis zu ſeinem Zimmer — er wünſcht ſein Kommen zu verhüllen, denn er möchte mal nicht der Gegenſtand der Teilnahme ſein, und nicht hören, was die Zufallsbekannten heute erlebt, erlitten, in der Zeitung geleſen oder gar geträumt haben.

So ging es Braun dieſen Abend. Er wollte ein paar ruhige Stunden zur Arbeit, zum Nachdenken — oder zum Leſen. Es gelang ihm auch, ſein Zimmer zu erreichen und unhörbar hinter ſich abzuriegeln. Doch kaum waren einige Viertelſtunden vergangen, als es klopfte. Braun rührte ſich nicht. Da wurde an der Türe gerüttelt. Die Stimme des Oberlehrers bat. — Und dann trat er ein — und förderte eine Photographie des Koloſſeums heraus, über die Braun doch wirklich gerührt ſein mußte. Der Oberlehrer ſchien zum Bleiben gewillt. Braun ergab ſich.

Doch von Tankred zu reden war er nicht gewillt. Die Leute taten hier ſchon, als gehöre der Freund ihnen. Und ſo fing Braun an, von ſeinem Bruder zu ſprechen, der ein Volksſchullehrer war und den Philologen nur ſoweit intereſſierte, als es die Höflichkeit heiſchte. Erſt als die Mitteilung kam, der Bruder wohne in der Nähe von Hannover, belebten ſich die Züge des Oberlehrers — und den melierten Spitzbart ſtreichend fragte er haſtig, ob der Graf Colonna nicht für den Bruder etwas tun könne, wenn der doch ſich nicht glücklich fühle.

„Mein Freund iſt doch keine Wohltätigkeitsanſtalt!“

Da fuhr es aus dem Oberlehrer heraus, Herr Doktor Braun möge doch nur nicht böſe ſein und ihn nicht für zudringlich halten. Aber er, Doktor Mentz, könne nicht anders, wie eine Krankheit habe ihn die Sehnſucht ergriffen, aus dem Munde des Grafen Colonna eine Schilderung der ewigen Stadt zu hören. Ob Herr Braun das nicht begriffe? „Tag und Nacht ſchwebt es mir wie eine Verheißung vor: ich könnte das ewige Rom doch noch erleben: und zwar in den edlen Eindrücken eines edlen Jünglings. Ja, fürwahr, wie ein Göttergeſchenk wäre mir die Stunde!“

Robert Braun kämpfte einen kleinen Kampf mit ſich. Dann antwortete er faſt zornig: „Ich werde meinem Freund ſchreiben, er ſoll Sie einladen.“

Der Oberlehrer umarmte Robert Braun.

Sobald ſich die Türe hinter ihm geſchloſſen, tat ſie ſich wieder auf, das runde Geſicht von Fräulein Behr ſandte runde Augen herein, dann zeigten ſich die Hände von Fräulein Behr und ſie trugen ein Tablett.

„Ah, ich habe gedacht, Sie wollen allein eſſen — ja, und da kann ich Ihnen doch etwas Beſonderes bringen —“ Und ſchon breitete Fräulein Behr die Gaben rechnender Bevorzugung aus: ein kleines Beefſteak mit einem Spiegelei.

„Mein Himmel, was iſt denn los?“ fragte Braun. „Sollen Sie in der Miete geſteigert werden?“

„Nein,“ lächelte Fräulein Behr, „an ſo profane Dinge denke ich nicht. Ich wollte nur durch die Blume ſprechen. Falls mich der Graf Colonna in den Sommermonaten auf ſein Schloß wollte — als ein Gaſt, der ſich betätigt . . .“

Braun verbiß ein Lachen, griff nach dem Spiegelei und ſagte: „Gott, mein Freund iſt darin ſehr nett. Ich ſchreibe ihm eine Zeile, und wenn er dann herkommt —“

Fräulein Behr errötete. Sie war gewillt, etwas Poetiſches zu ſprechen. Aber ſie ſagte: „Wollen Sie noch ein Spiegelei?“

Braun fühlte jäh den Ruf des Gewiſſens: nun hatte er ſich verleiten laſſen, den beiden ſozuſagen eine Einladung zu verſprechen, wie ſollte das Frau von Immiſch aufnehmen?

Schon war er auf ihrem Balkon!

Und Frau von Immiſch vernahm, daß wenn ſie Luſt habe, ſicher Graf Colonna entzückt wäre, ſie auf ſeinem Schloß zu begrüßen — —

Strahlend bat Agnete von Immiſch, er möge ihr doch nun noch mehr Weſenszüge des Freundes erzählen. Und da tat ſich Robert Braun keinen Zwang mehr an. „Liebe Frau von Immiſch,“ ſagte er, „er trägt alle Züge des Genies und eine faſt beſtürzende Frühreife. Er erinnert an Dorian Gray und an Lord Henry, an Auguſt Wilhelm von Schlegel und George den Vierten — er ſcheint zuweilen wie Nietzſche — und dann iſt er wieder ganz der junge, ein wenig freche, mondaine große Herr —“

Frau von Immiſch erzitterte vor Vergnügen —

„Er hat eine wundervolle Bücherſammlung — er liebt Juwelen und beſitzt ſehr ſchöne Stücke — er kann Ihnen ſtundenlang die Geſchichten, die Mythen von einzelnen Steinen erzählen — und ſeine Sonette auf einen ſterbeblauen Amethyſt und einen köſtlichen Mondſtein — beide von einer Vorfahrin getragen — ſind geheimnisvoll und betörend. Aber Sie würden fehlgehen, ihn für einen Philoſophen zu halten — Wenn er reitet, wenn er zur Jagd geht — ach, Sie glauben nicht, wie tadellos er ausſieht. Er hat einen zimtfarbenen und einen grünen Schoßrock — wie ein Rokokoherr, ſein Geſicht ſtrahlt vor Luſt — er iſt jung, wie ein Knabe —“

Und wieder ſtürzten ſich die klugen und behenden Finger der Frau von Immiſch in köſtliche Wolken von Voile, Seide und Batiſt. Weiße Gewänder wurden in der Badewanne der Penſion gewaſchen, das elektriſche Plätteiſen ſchwebte in der Hand der Freiin von Immiſch — und nach ein paar Tagen bot der Kleiderſchrank luſtvolle Anblicke. Nur ein Paar gelbe und ein Paar weiße Schuhe fehlten noch. Womit ſie kaufen, wußte Agnete von Immiſch nicht. Doch in der Bellevueſtraße gab es eine reiche Dame, beſtrebt, mit adeligen Bekannten gut zu ſtehen. Frau Gerſter, eine Witwe in Spirituoſen, verſtand, daß man zur Einladung in ein gräfliches Schloß einiges benötige, und ſie kargte nicht, Frau von Immiſch einige Hundertmarkſcheine zu leihen. — Beſeligt von gelben und weißen Schuhen betrat Agnete wieder die Penſion.

Sie wurde ſogleich zu Braun gerufen — woſelbſt ſchon Fräulein Behr und der Oberlehrer ſaßen, umwölkt vom Dufte feurigen Kaffees.

Auf dem Tiſche lag ein Brief — —

Er lautete:

„Dear old Boy, ich ſitze im König von Hannover — ſchreibe auf Wirtshauspapier und lache: Wie entzückend von Frau Agnete von Immiſch, daß ſie erwägt, zu uns zu kommen. Iſt Fräulein Behr ihre Geſellſchafterin? Ich begrüße beide. Und ſage dem Profeſſor, er ſoll Rom kennen lernen. Rom und unſere Bibliothek. Denke Dir, mein Freund — Stefan George wird bei uns ſein — Fritz von Unruh wird uns ſein neues Drama vorleſen und Ricarda Huch nie veröffentlichte Liebesgedichte. Ich werde zu dieſer Diſtinktion des Geiſtes noch ein paar Kavaliere rufen. Man ſagt, in Deutſchland ſei der Juni der ſchönſte Monat — alſo wir werden einen Juni ohne Vergleich erleben.

Gwendolin, meine Ahnfrau, iſt in Sicht, und wir wollen liebevoll ſein und ihr den Weg mit Roſen beſtreuen — und ſie wird glücklich lächeln, wenn ſie Dich wieder hat, den Weiſen, wie ſie ſagt.

Sei nicht zu weiſe mit mir, mein liebſter Robert. Denn ich habe gerade meine Melancholien in den Ozean des Vergeſſens geworfen und bin weit offenen Herzens.

Auf bald. Der Deinige

Tankred —“

Robert Braun überstürzten hundert Fragen. Aber er schien keine Lust zu haben, sie zu beantworten. Ganz sachlich sagte er, da sein Koffer immer noch fehle, müsse er die wenigen Kleider, die er habe, zum Aufbügeln bringen lassen und auch sonst einiges vorbereiten, und ging.

Die Zurückbleibenden sangen sein Lob. Sie erzählten einander sogar, daß sie seine drei, von der Nation noch wenig beachteten Romane gelesen, ja teils gekauft hatten.

Und der Oberlehrer sprach: „Doktor Braun ist ein Charakter. Wir wissen doch wenig von ihm. Wie leicht wäre es da, er erwähnte den einfachen Bruder nicht. Es zeigt eine schöne Gesinnung, daß er immer wieder von diesem Hilfslehrer spricht."

„Ja," gähnte Frau von Immisch — und ergriff erneut den Brief mit der aristokratischen Schrift. — Nachdem sie sich sattgesehen, begab sie sich in ihr Zimmer. Und Frau von Immisch versank in lichte Träume. Darin schwankte die Grafenkrone der Colonnas über ihrem dunklen, heftigen Haar. Vielleicht war das ein kindischer Gedanke — ein Spiel mit alten heiligen Formeln. Ein Brautzug, Glockengeläut und Orangenblüten. Kennst du das Land — im dunklen Laub die Goldorangen glühn — Aber wie süß war das Spiel. Und Frau von Immisch errötete ein wenig, weil sie nur niemand sah, übernommen von dem Gedanken. Sie gab sich ihm eine süße Stunde lang hin — mit all seinen Konsequenzen, die endlich ein ganz winziger Graf Colonna, ein Erbe, wurden. Ein kleines Püppchen, ein kleines Herrchen, oder auch später, ein trautstes Mariellchen. Ach Gott ja, ein bißchen sehnt man sich danach . . .

Was in dieser Nacht, die der Ankunft des Einladebriefes folgte, in den Gemütern von Fräulein Behr und des Oberlehrers vorging, wollen wir im Dunkel lassen. Auch sie installierten sich, das sei genug.

Der übernächste Abend brach herein. Als Robert Braun die Pension betrat, kam sie ihm so verändert vor, und in seine Nase stieg der Geruch von wirklichem Seifenwasser und grünem Laub.

Fräulein Behr, strahlend und noch in Scheuerfestkleidern, kam ihm entgegen und sprach davon, daß ja morgen Pfingstsonnabend sei. „Schmückte das Haus mit Maien," flötete sie — wies auf kümmerliche Birkenstauden und frisch aufgelegte gestickte Deckchen.

„Ihr Freund wird ja im Adlon oder im Kaiserhof wohnen, aber hier soll er doch auch alles schön finden."

Robert Braun war einen Augenblick perplex. Da kam auch schon Frau von Immisch. Wie, er habe es wohl gar vergessen? Nun, sie besäße das gute Gedächtnis. Es hätte sich ihr gleich damals beim Vorlesen des Telegramms eingeprägt, daß der Ankunftstag Tankreds der Pfingstsonnabend sei. Und der wäre morgen —

Jetzt entdeckte Braun erst, warum ihm das Eßzimmer der Pension so verändert schien. Auf einem Blumentisch, den sonst eine kümmerliche Yugga zierte, stand eine grauweiße Gipsbüste.

„Lord Byron," stellte Fräulein Behr vor — und erzählte, mit großer Mühe habe der Oberlehrer dieses prachtvolle Wertstück geliehen bekommen. Er suche nur noch einen Praxiteles, was leichter sei, Graf Colonna solle doch hier würdig empfangen werden. Robert Braun verbarg einen fürchterlichen Mißgeschmack, der in ihm aufstieg, und wollte verschwinden. Doch Robert Braun gehörte nicht mehr sich selbst. Die drei Prätendenten auf Gunst und Neigung seines Freundes hatten von ihm Besitz ergriffen.

Sie zeigten ihm alle Vorbereitungen, die sich auch auf sein eigenes Zimmer erstreckten. Dorthinein war von Fräulein Behr ein gräßlicher Schaukelstuhl mit einem Rauchtischchen geschafft, und eine Schlummerrolle und gestickte Kissen, auf denen Sprüche standen wie „ich bleib Dir 3 4 und 4" verhießen ihre Bequemlichkeit.

Da ergab sich Robert Braun. Mit einem

gequälten Lächeln sah er alle die Zurüstungen für den Empfang, hörte die Pläne für das lieblichste aller Feste, Pfingsten. Fräulein Behr gedachte den Mittagstisch mit unerhörten Genüssen, wie Kalbsschnitzel und Blumenkohl zu schmücken — Frau von Immisch hatte den Nachmittagskaffee vorgesehen, und bei der Freundin Manteuffel mit aller Überredungskunst Servietten, auf denen Kronen prangten, dazu geborgt. Nebst silbernen Löffeln mit einem Wappen. Als die Aufgeregten so gegen elf Uhr abends auseinander taumelten, flüsterte der Oberlehrer noch, er habe ein Empfangsgedicht gemacht. Doch fehle ihm noch ein Reim auf Colonna, den er in der Nacht zu finden hoffe.

Wozu ihm Robert Braun viel Glück wünschte.

Er war nun endlich in seiner Stube. Er konnte nicht schlafen, weil ihn der Geruch der Pfingstmaie peinigte, die hinter dem Schaukelstuhl stand.

‚Was für Leute,‘ dachte er zornig, ‚alle wollen sie etwas von mir. Alle tasten sie an mir herum‘ — Und den Freund — ja, das fühlte er ganz genau, hatten sie ihm schon dreiviertels genommen, und wenn er noch einen Tag hier verlebte, würden sie ihm Tankred Colonna völlig entrissen haben. Da faßte Robert Braun wie traumhaft einen Entschluß.

Mit dem ersten Morgengrauen kleidete er sich an. Die vorhandene Habe, samt der Ölskizze und der Photographie, gingen rasch in die Reisetasche. Als er sie schon zugeklappt hatte, den Mantel übergeworfen, den Hut auf — bemerkte er noch das schöne Buch mit dem ewigen Gedicht und die geleerte Parfümflasche —

Er fühlte sich nicht imstande, die Reisetasche noch einmal zu öffnen — er warf noch einen scheuen Blick auf den stillen Schaukelstuhl und die Pfingstmaie. Dann ging er leisen Schrittes aus der Wohnung ··

Ein kühler, frischer Morgenwind kam von der Potsdamer Brücke her. Noch fuhren keine elektrischen Bahnen —

Ganz leer war es überall.

Da hob ein Seufzer der Erleichterung Robert Brauns Brust. Es gab doch Bahnhöfe. Gott sei Dank, es gab Bahnhöfe.

⁂ ⁂ ⁂

Zwei Wochen nach diesem Pfingstfest kam ich, der Erzähler dieser Geschichte, in die kleine Pension.

Ich verweilte kaum vierundzwanzig Stunden dort, so waren mir alle Einzelheiten über den Grafen Colonna so geläufig, wie nun dem Leser dieses wahren Berichts. Das rätselvolle Verschwinden Doktor Robert Brauns erfüllte die drei Menschen mit der heftigsten Unruhe, sie eilten täglich nach Zeitungen, um zu sehen, ob nicht Mordberichte oder Raubanfälle schreckliche Klarheit brächten. Der Verlag in der Potsdamer Straße konnte nur mitteilen, daß Doktor Braun ohne Kündigung fortgeblieben sei.

Ich will den Leser nun nicht mehr erschüttern mit Ausmalung der Gemütszustände, in denen sich unsere drei Bekannten befanden. Sie warteten auf jede Post, horchten auf jede Klingel, erhofften Aufschlüsse durch das Telephon, und der Professor erwog eine Reise ins Hannöversche.

Da fiel mir ein, daß ich vor Jahren einmal den Namen Doktor Robert Braun von einem mir befreundeten Arzt gehört hatte, und in der Hoffnung, dieser wüßte vielleicht seinen jetzigen Aufenthalt, begab ich mich dorthin. Vorher hatte ich noch die Gemütsroheit, Fräulein Behr zu fragen, ob etwa Herr Braun Schulden bei ihr hätte, doch sie verneinte stolz und murmelte nur etwas von Kleinigkeiten. Das beruhigte mich. Als ich nun meinem alten Freund gegenüber saß und von Doktor Braun begann, kam ein Lächeln. Und als ich dann von Tankred Graf Colonna sprach und der grand' mère, leuchtete Freude auf. „So, so. Ei, der Robert. Früher waren es junge Damen, Prinzessinnen, Komtessen und dergleichen. Jetzt ist es ein Freund. So so.“

Ich erbat mir denn doch Näheres und vernahm, Robert Braun, ein wenig krank,

nun ja, ein bissel abnorm, brauche eben solche Gestalten. Da er sie nie mißbrauche, um Kredit daraus zu ziehen, sei es doch immerhin eine harmlose Freude, nicht?

Ich ging wieder in die Pension zurück.

Frau von Immisch, reizend hübsch, nicht Neugier, sondern bangende Erwartung in den Augen, Fräulein Behr, die Züge schon für jede Eventualität bereitgelegt, und der Professor, Wehleid in der Haltung, kamen mir entgegen und führten mich in das verlassene Zimmer Robert Brauns. Und es war mir vorbehalten, erschütterten Menschen die Nachricht vom Tode des Grafen Colonna zu bringen und zwar an der Stätte seiner Geburt, der Parfümflasche und dem Befreiten Jerusalem, jenem Buch, dem der edle Name Tankred entstiegen. —

Die erschütterten Menschen sahen mit entgeisterten Augen ins Leere.

Sie waren beraubt, irre an sich selbst, sie konnten es nicht fassen, daß ein Mensch, den es nicht gab, ihre Seele umfangen hielt, und daß sein Verschwinden eine rätselvolle Leere in ihr Leben warf. Sie hatten jemand geliebt, verehrt, bewundert, gekannt, ersehnt — und diesen Jemand gab es nicht auf Erden?

Die Augen der Erschütterten verboten mir jeden Scherz.

„Sie haben sich doch vierzehn Tage sehr gut unterhalten," wagte ich nur zu sagen.

Da fand als erste Fräulein Behr zu Tatsächlichem zurück. Die Kleinigkeiten, von denen sie mir vor zwei Stunden wie von einem Nichts hochfahrend gesprochen, wuchsen und wurden zu Anklagen: „Doktor Braun hat ein Waschbecken zerbrochen, ja, ein Waschbecken — und drei Tage Pangkion ist er mir noch schuldig — und die Birken waren so teuer, ich hätte sie nie angeschafft. Nein, niemals, solange ich die Pangkion habe, habe ich Birken gekauft! Er muß es mir ersetzen!"

Und sie ging hinaus, das Waschbecken zur Stelle zu bringen, das den Sprung vorher nicht gehabt, o nein. Der Oberlehrer sagte tonlos: „War ich denn ein Narr?"

Frau von Immisch aber verlor nicht den Ausdruck völliger Entgeisterung in schönen Augen. „Ist das möglich?" stammelte sie. „Bis ins kleinste hat man einen Menschen gekannt, und nun gibt es ihn nicht. Und nicht einmal die grand' mère —"

Und während ich versuchte, diese trauernden Hinterbliebenen zu trösten, und während sie immer neue Einzelheiten hervorbrachten, die ihnen ins Herz gegraben waren, als müsse ihre Kraft Tankred Graf Colonna wieder lebendig machen, dachte ich in leiser Melancholie: ‚Tankred Graf Colonna war eines mittelmäßigen Schriftstellers faszinierendes Gedicht.'

Welche Verheerungen und Beglückungen aber würden die Dichter anrichten, wenn sie ihre Gestalten nicht zu Papier brächten, sondern sie im Hannöverschen oder sonstwo leibhaftig leben ließen — von ihnen wie von trautesten Freunden erzählten und auch die grand' mère, den Pfeiler erdgeborener Wirklichkeit, nicht vergäßen —

Endlich verließen mich die Leidtragenden. Sie sahen ein, ihr schöner Traum war dahin — und ihn weiterzupflegen verbot ihnen die Phantasielosigkeit, die sie alle so tüchtig fürs Leben machte.

Ich saß allein mit der Parfümflasche, der noch ein leiser und betörender Duft entstieg, sah auf den schönen Band von Tassos Befreitem Jerusalem und ahnte, er würde das Äquivalent für eine zerbrochene Waschschüssel abgeben müssen — und pries Robert Braun glücklich, denn der hatte gewiß schon längst wieder einen Gegenstand für seine Liebe, sei es eine Prinzessin, sei es ein Freund. Und dabei wurde mir deutlich, daß ich durchaus kein Lügner genannt werden müsse, wenn ich vielleicht in fernen Zeiten, wo die Erinnerungen sich entmaterialisieren, selbst einmal gerührt an den Grafen Colonna, als meinen guten Bekannten, dächte. —

Das Theaterjahr im Reich

Von Dr. Ernst Leopold Stahl (Heidelberg)

Literarisches Gesamtgepräge der letzten Spielzeit (1920/21). — Die Lust zur Uraufführung. — Zeit des Mißwachses. — Der dramatische Expressionismus und seine Lehre. — Nachzügler. — Hans José Rehfisch: „Chauffeur Martin" (Mannheim). — Kasimir Edschmid: „Kean" (Darmstadt). — Der Bühnenarchitekt. — Das jungkatholische Drama. — Weinrich: „Der Tänzer" (Krefeld). — Dietzenschmidt: „St. Jakobsfahrt" (Bonn). — Leo Weismantel: „Rhönspiel" (Freilichtaufführung), „Totentanz 1921" (Nürnberg). — „Der Ackersmann aus Böhmen." — Wildgans: „Kain" (Rostock). — Überwindung des Expressionismus. — Ansatz zu einem neuen soziologischen Drama. — H. E. Jacob: „Der Tulpenfrevel" (Mannheim). — Unruh: „Louis Ferdinand" (Darmstadt). — Das Theater im besetzten Gebiet. — Ein „Theater des werktätigen Volks". — Düsseldorfer Schauspielhaus. — Stilexperimente mit Klassikern. — Die „Räuber" im Frack (Hamburg). — Die Niederdeutsche Bühne. — Das Theater der deutschen Mittelstadt. — Das deutsche Theater in der Schweiz

Wiederum wäre, weit mehr noch als andeutungsweise vor einem Jahre an dieser Stelle geschah, über das Theater im Reich — und einschließlich seiner Hauptstadt in diesem Falle — lebhafte Klage zu führen, wenn wir das, was dort geschah, lediglich unter dem engen literarischen Gesichtswinkel betrachten wollten. Denn die dramatische Produktion des zu Ende gegangenen Jahres war zweifellos gegenüber derjenigen der beiden Vorjahre noch ärmer an wirklich bedeutenden Werken. Es fehlt nicht mehr an den Bühnen, die bereit sind, sie aufzunehmen: ein deutscher Dichter mit Theaterblut würde und wird mit offenen Armen empfangen, er braucht kaum den Finger zu rühren. Aber: bald fehlt uns der Wein, bald fehlt uns der Becher! Wie haben sich die Zeiten geändert! Wie völlig hat die als unrettbar rückständig verschriene „Provinz" sich umgekrempelt. Kann man heute noch glauben, daß eine der größten deutschen Bühnen, die Mannheimer, in der neunjährigen Intendanzzeit ihres allgemein angesehenen und wirklich verdienstlichen Leiters zwischen 1895 und 1904 keine einzige Uraufführung im Schauspiel herausgebracht hat? So völlig hat damals Berlin noch den Ton angegeben, und so willig hat sich sogar das Publikum Mannheims, der vielleicht theaterbegeistertsten deutschen Stadt, diesem Zwange gefügt. In der letzten Spielzeit (1920 bis 1921) hat es diese Bühne immerhin auf vier Uraufführungsabende literarischen Gepräges gebracht — in einem Augenblick, wo die Bühnenliteratur in einem ganz anderen Maße versagte als damals, in der Zeit eines interessanten Übergangs vom Naturalismus zum Symbolismus. Auch wenn wir nicht höchste Maßstäbe anlegen (und ein Jahresüberblick dieser Art soll das nicht): selbst dann müssen wir bekennen, wir leben in einer Zeit des Mißwachses. Der Expressionismus scheint sich erschöpft zu haben, und irgendeine neue Form ist noch nicht geboren, wenn auch Ansätze dazu vorhanden sind, von denen gleich noch zu sprechen sein wird. Die Hauptvertreter schweigen sich entweder weiterhin aus, oder sie fielen ab. Selbst ihr bisher

Conchita Clarens von der Schaubühne in München
(Aufnahme E. Wasow)

Walter Reymer als Kean in Kasimir Edschmids gleichnamigem Schauspiel. Hessisches Landestheater in Darmstadt

leidenschaftlichster bühnenpraktisch-dramaturgischer Verteidiger und Inszenator, Gustav Hartung, der jetzige Darmstädter Intendant, scheint — so zurückhaltend ist er ihnen gegenüber geworden — an ihnen zu verzweifeln.

Was der dramatische Expressionismus, der seinen wichtigsten Stützpunkt an den beiden Frankfurter Bühnen gehabt hatte, wollte, wissen wir: der Mensch soll nicht mehr Individuum sein, sondern Typus, Wesen an sich, kurz Mensch im allgemeinen und weitesten Sinn. Verpönt ist, theoretisch wenigstens, alles was nach Detail, nach Realität, nach Einzelpersönlichkeit aussieht. Die Bindung aus „Pflicht, Moral, Gesellschaft, Familie" (Edschmid) wird bewußt abgelehnt.

Gefühl ist alles — so predigten die Jüngsten, deren Schaffen etwa das zweite Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts umfaßte — wenn es oft genug leider auch kein echtes Gefühl, sondern Surrogat von künstlicher Fieberhitze, gemachter Schrei war. „Ekstase" hieß das große Schlagwort des Tages. Aber wie viele schrien nur deshalb, weil sie nicht das Vermögen hatten zu sprechen! Es war im ganzen eine ungesunde und eine doch ziemlich unfruchtbare Zeit.

War das Gefühl aber echt — und bei manchen war und ist es das gewiß —, dann wurde es meist Lyrik, aber kein Drama. Denn die expressionistische Bühnenliteratur negierte ja die Persönlichkeitsgestaltung, die Psychologisierung, negierte Spiel und Gegenspiel, und forderte das reine „Mensch"-Drama, das vielfach fast völlig gleichbedeutend war mit dem Drama um das liebe Ich, das ach so interessante. So entstanden dann halbdutzendweise jene Undramen mit dem immer so ziemlich gleichen Inhalt „der junge Mensch", der, entsprechend dem Gebot der Typisierung, immer so ziemlich den gleichen als gar martervoll dargestellten Passionsweg über Dachstube, Dirnenhaus, Krankenhaus, Wirtshaus und verwandte Institute nimmt und sogar bis zur Übereinstimmung einzelner Motive bei den verschiedenen Dichtern geht.

Der Leser kennt aus früheren Berichten eine Reihe von charakteristischen Hauptwerken des Expressionismus von Hanns Johst, Hermann von Böttticher, Hasenclever, Klabund u. a., denen sich in diesem Jahr nun auch Franz Werfel, der meisterliche Nachdichter der Troërinnen des Euripides, mit seinem — sagen wir — „Faust", dem schwäch-

Szenenbild aus ‚Der Tor und der Tod' von Hugo von Hofmannsthal am Stadttheater in Bamberg (Aufnahme Carl Bauer)

Bühnenbild von Emil Burkhard aus dem ‚Spiel der Schatten' von Dr. Hellmuth Unger im Badiſchen Landestheater zu Karlsruhe. (Aufnahme Hohl)

lichen „Spiegelmenſch" zugeſellt. (Uraufführung am Landestheater in Stuttgart.)

Bei zwei anderen Nachzüglern verlohnt es ſich, ein wenig zu verweilen. Der eine iſt Hans José Rehfiſch mit ſeinem „Chauffeur Martin" (Uraufführung am Nationaltheater in Mannheim). Er ſtrebt ſtofflich wie formal über das bisherige Schema hinaus. Es iſt das Revolutionsdrama eines Kampfes um Gott. Der Chauffeur Martin, ein braver, redlicher Berufsmenſch, Hüne und Kind in einem, eine Art expreſſioniſtiſchen Fuhrmann Henſchels, verurſacht durch ein Mißgeſchick den Tod eines Menſchen. Sein einfacher Sinn kommt zu dem Schluß: Da alles nach Gottes Wille geſchieht, ſo kann Gott nur das Böſe wollen, ja Gott iſt das Böſe. Und er tritt dem Feind-Gott gegenüber, von dem er ſich angegriffen fühlt. Alle Menſchheit packt die grauſige Welttod-Parole Martins. Keiner arbeitet mehr, Fluch fällt auf alles, auf alle. Man ſieht einen Totenſtaat, ſtatt eines Tatenſtaats. Gott ſelber wird zum Angeklagten der verſammelten Menſchen. Da erſteht Gott ein Anwalt im Armſeligſten: ein armer Teufel preiſt das Glück in der Schönheit der Natur, der Liebe, der Freundſchaft. Und Martin fällt als Opfer ſeiner Todlehre. Ein gedankenreiches, feſſelndes Werk, das bedeutſam auch inſofern iſt, als es — in ſtiliſtiſcher Uneinheitlichkeit allerdings noch — ſich aus der Starrheit der Zeitvorbilder zu befreien ſtrebt, als es nicht mehr ſtundenlang ſtammelt und ekſtatelt, nicht mehr den Grundgeſetzen alles Dramatiſchen aus dem Wege geht.

Katharina Reichert
vom Schauſpielhaus in Düſſeldorf

Auch dieſes Stück eines wirklich begabten, jungen Menſchen offenbarte aber wieder den Grundfehler ſo vieler gleichzeitiger Werke: Mangel an Blut, Überfülle an Reflexion.

Aus einem ganz andern Grunde iſt kurz anzuhalten bei der „Kean"-Bearbeitung von Kaſimir Edſchmid (Uraufführung am Heſſiſchen Landestheater in Darmſtadt). „Kean" von Dumas Vater war der größte Theaterreißer des 19. Jahrhunderts, berühmt-berüchtigt durch die Szene, wo Kean plötzlich aus der von ihm geſpielten Shakeſpeare-Rolle in die tollſte Wirklichkeit übergeht und die Handlung von der Bühne auf den Zuſchauerraum übergreift, wo mitagierende Mimen ſitzen. Es war doch recht verdächtig, daß der kritiſche Wortführer des Expreſſionismus ſich juſt dieſes grobe Machwerk für ſein Bühnendebüt auswählte, ſei es auch mit der Entſchuldigung ſeines Nachworts, in dem Stücke „das Genialiſche, das auch im Kitſch noch zuckt, als Geſte bloßzulegen". Aber

Gerade der Versuch, zu zeigen, daß dieser Kean „aus elementaren Leidenschaften angesammelt" ist (was sich überhaupt nicht an Hand eines altmodischen Intrigenstück-Szenariums durchführen lassen dürfte), ist mißlungen. Beseeltheit, Blut, „Schicksal" spüren wir gar selten durch die Verkrampftheit der literarischen Form, durch die es sich kundgeben möchte. Die Leidenschaft, die dem Werke einzig Wert geben könnte, trug erst der Regisseur Hartung in die üppig phantasiereiche Inszenierung hinein, wesentlich in Verbindung mit seinem Darmstädter Ausstattungsmeister Pilartz, der sich als „Bühnenarchitekt" bezeichnet. Mit Recht. Denn vom Architektonischen, nicht vom Malerischen oder Kunstgewerblichen mehr geht er aus, was sich noch stärker in seinen Klassiker-Ausstattungen: „Jungfrau", „Don Carlos", „Maria Stuart" und „Richard III." zeigt.

(Schauspielerisch war die stärkste Leistung auf klassischem Gebiet, wie hier angefügt sei, die wahrhaft geniale Darstellung der Penthesilea durch Gerda Müller am Frankfurter Schauspielhaus unter Richard Weicherts Leitung.)

Mit seinen reinsten Ausdruck hat der dramatische Expressionismus vielleicht in dem jungkatholischen Drama gefunden, das — außer dem Franzosen Paul Claudel, dessen „Verkündigung" auch gelegentlich bereits auf deutschen Bühnen erschien — vornehmlich drei Vertreter sehr verschiedenen Wesens bei uns aufweist. Am unbedeutendsten ist zweifelsohne der junge Franz Johannes Weinrich, der sich in seinem Legendenspielchen „Der Tänzer" (Uraufführung am Stadttheater in Krefeld) ganz von seinem köstlichen Stoffe (man kennt ihn aus Gottfried Kellers „Tanzlegendchen") tragen läßt und ihn lediglich lyrisch weitschweifig paraphrasiert. Vorzügliche Anlage zum katholischen Volksdramatiker hat der Deutsch-Böhme Dietzenschmidt, der allerdings im eigenen Lager noch auf starke Widerstände stößt. Wie schon sein erstes Legendenspiel „Christopher", zeigt auch sein zweites, „Die St. Jakobsfahrt" (Uraufführungen am Landes-

Bühnenbild mit den Faustkämpfern in der ‚Josephslegende' von Richard Strauß. Nationaltheater, München (Aufnahme L. Osborne)

Antonie Dietrich als Prinzessin Wilhelmine im ‚Kronprinz' von Hermann v. Böttticher. Staatstheater, Dresden. (Aufnahme Martin Herzfeld, Dresden)

theater in Schwerin und Stadttheater in Bonn), sein ungewöhnliches Geschick in der Aufspürung und Belebung seiner Fabeln, und eine besondere Verbindung aus starker Sinnlichkeit und echter Religiosität.

Bausteine zu einem gegenwartverbundenen geistlichen Volksstück katholischer Prägung gibt auch der feiner als Dietzenschmidt organisierte Leo Weißmantel. In seinem „Rhönspiel", das er für Freilichtaufführungen durch Rhönbauern im Sommer 1921 schrieb, wie in seinem „Totentanz 1921" (Uraufführung in der Nürnberger Katharinenkirche durch das dortige Stadttheater) hat der durch Julius Bab mit einer Ehrung der Kleistpreis-Stiftung ausgezeichnete Dichter sich von der gar zu abstrakten Unanschaulichkeit seines „Wächters unter dem Galgen" zu befreien bestrebt. Wie den Protestanten Otto Herpel, hat nun diesen Katholiken eine Umgestaltung der alten Totentanz-Idee gereizt.

Am tiefsten hat von religiös gestimmter Dramatik ein geistlicher Streitdialog des Mittelalters, „Der Ackersmann aus Böhmen" des Johannes von Saaz gewirkt (Münchener Residenztheater, bearbeitet von Rudolf Frank), eine Dichtung von starker sprachlicher Kraft.

Schon regen sich Anzeichen, die auf eine Überwindung des Expressionismus ausgehn. Beim „Kain" von Anton Wildgans (Uraufführung am Stadttheater in Rostock) ist das allerdings erst sehr bedingt der Fall. Wildgans trug mit seinem Zyklus dramatischer Gedichte, die mehr Gedichte (schöne Gedichte oft) als Dramen sind — „Armut", „Liebe", „Dies irae" — nicht wenig zur Auflösung der Form bei. Auch „Kain" ist durch und durch kein Drama, sondern ein Oratorium in musikalischen Worten von edlem Sinn, von reinem, bei Wildgans immer von neuem überzeugendem Seelenadel. Seine vier Menschen sprechen an jeder Station der biblischen Geschichte, die sie passieren, Arien über ihre augenblickliche Seelenverfassung. Getragen wird die Dichtung von dem Prometheus-Motiv: Daß Kain, der den Tod auf die Erde gebracht, der wahrhaft Starke geworden ist, „der Gott zur Gebärde gemacht" hat. Sie sucht zugleich die Verbindung mit der Not unserer Zeit ohne häßliche Aktualitätslüsternheit, läßt deutlich an den Wahnsinn der jüngsten Tage denken und klingt, sprachmalerisch stärker als im Geistigen und im Dramatischen, in tiefem Pessimismus aus: „Immer wieder wird Kain den Abel erschlagen."

Margarete Anton vom Alten Theater in Leipzig (Aufnahme S. Genthe)

Bühnenbild von Stefan Welcke aus ‚Carmen' am Stadttheater in Minden

Zeigt bei Wildgans nur die Stoffwahl, noch nicht Form und Ausprägung eine Abwendung vom Bisherigen, so begegnet uns bei einem anderen markanten Autor und seinem positiv ergebnisreichen Schauspiel des letzten Jahres, im „Tulpenfrevel" von Heinrich Eduard Jacob (Uraufführung am Mannheimer Nationaltheater) ein bewußtes und deutliches Abrücken vom expressionistischen Dramenversuch. „Mag auch von ferne betäubender Strindbergs erotischer Kosmos locken — der soziologische der Zola und Ibsen ist größer, ist umfassender," so bekennt der junge Berliner Dichter. Jacobs Traum ist, ein neues „Gesellschafts"-Drama mit schaffen zu helfen. Keineswegs aber sieht er die Sendung des heutigen literarischen Bühnenwerks im politischen Tendenzstück. Kunst darf und soll nach Jacob soziologische und gesellschaftsbiologische Inhalte entwickeln, wie es durch das Medium eines anderen Milieus vor allem „Don Carlos" in der Vergangenheit und „Florian Geyer" in unserer Zeit taten. Niemals aber darf das Drama nach Art gewisser Parteiliteraten politische Entscheidungen fällen. (Ein abschreckendes Beispiel in dieser Hinsicht bot die Uraufführung eines Stückes „Judas" von Erich Mühsam von leitartikelhafter Geschwätzigkeit in einer Sonderaufführung durch einen linksradikalen Verein Mannheims.)

Direktor Erich Ziegel als Franz Moor in den ‚Räubern' Hamburger Kammerspiele. (Aufnahme John Thiele)

Der „Tulpenfrevel" H. E. Jacobs behandelt, lebendiger als sein „Beaumarchais und Sonnenfels", wieder einen historischen

Stoff, der unmittelbare Parallelen zur Gegenwart ohne Zwang ergibt. Einer fast nüchtern erscheinenden Materie gewinnt er ethische und poetische Werte in psychologisch scharfer, sprachlich gepflegter Dialogführung und in dramatischer Bewegung ab. Es ist ein Kriegsgewinnerdrama, das während des Dreißigjährigen Krieges in Holland spielt. Das halbe Land treibt Tulpenzucht und -handel, bis plötzlich die Katastrophe hereinbricht. Eine Welt von Spekulanten versinkt, für die selbst die Blume reines Geschäftsobjekt geworden war. Eine „Sezession gütig skeptischer Tatmenschen" soll eine Erneuerung bringen. Der Forscher verdrängt bei Jacob noch manchmal den Former. Aber die Schicksale seiner Menschen berühren uns irgendwie. Jacob zeigt gewiß nicht den einzigen, aber doch einen gangbaren Weg heraus aus der Sackgasse lyrisierender Scheindramatik.

Fritz Reiff als alter Peer Gynt. Altes Theater in Leipzig. (Aufnahme S. Genthe, Leipzig)

Dieser Überblick über ein paar, nach verschiedener Richtung charakteristische Haupterscheinungen des letzten Jahres darf uns genügen. Über andere, die Beachtung wert sind, wie den neuen Kleistpreisträger Paul Gurk, einen Berliner Magistratsbeamten, oder Alfred Brust darf bei künftiger Gelegenheit gesprochen werden, wenn sie gründlicher als diesmal auf der Bühne erprobt sein werden.

Von einem Drama aber muß noch die Rede sein, wenn es auch seiner Entstehung nach nicht den jüngsten Jahren angehört. Es ist „Louis Ferdinand, Prinz von Preußen", von Fritz von Unruh (Uraufführung am Landestheater in Darmstadt), der infolge einer zopfigen alten Ministerialverfügung in Preußen bis zur Revolution

Bühnenbild von Prof. Baranowsky aus dem ‚Singenden Fisch' von Alfred Brust im Alten Theater zu Leipzig (Aufnahme S. Genthe)

unaufführbar gewesen war. Das Thema hat in der Zwischenzeit seit dem Entstehen (1913) eine ungeahnt furchtbare Zeitgemäßheit bekommen: es ist ja der preußische Zusammenbruch von 1806. Worum es sich für Unruh in diesem bedeutendsten historischen Drama der Gegenwart handelt, ist etwa dies: die historische Person über ihre Erdgebundenheit hinausprojizieren, sie der „logischen Vollendung" zuführen, das sichtbar machen, was im Unterbewußtsein in ihm lebt (oder konsequenterweise leben müßte), unterirdische Strömungen der Zeit an die Oberfläche bringen. Und das gelingt ihm in einer wahrhaft grandiosen Weise. Unruhs historische Personen erscheinen vielfach in unhistorischen Situationen und sprechen wohl immer in unhistorischen, oft sehr persönlich Unruhschen Wendungen. Aber doch hat Unruh nicht in „Louis Ferdinand" hineingesondern nur, wenn man so sagen darf, aus dem historischen Material herausgeheimnißt. Unruh gibt eine monumentale Formung und Aus- (nicht Um-) Deutung der historischen Gegebenheiten. —

Vilma Anay vom Burgtheater in Wien. (Aufnahme Setzer)

Im besetzten Gebiet des Westens, wo natürlich dem Theater von seiten der Bevölkerung erhöhte Liebe entgegengebracht wird, haben sich seit dem vorigen Jahre die Verhältnisse vorteilhaft verändert. Denn ein Zufall, vielleicht auch z. T. die natürliche Vorliebe des Rheinländers für die Musik, hatte es mit sich gebracht, daß die überwiegende Zahl der dort tätigen Bühnenleiter von der Oper „abstammten". Das schon in meinem Bericht des vorigen Jahres hervorgehobene, allein das Schauspiel pflegende Stadttheater in Bonn machte eine rühmliche Ausnahme. Es ist unter Dr. Albert Fischer, den dieses Jahr der Maler Walter von Wecus unterstützt, eine lebendige Kulturstätte und Uraufführungsbühne; der eigenartige Versuch einer stilisierenden Inszenierung der „Weber" sei genannt. Neue, vom Ernst ihrer Aufgabe erfüllte und begabte Männer zogen an den Stadttheatern in Aachen, wo jetzt Intendant Sioli die Bevölkerung mit den Grundlagen künstlerischer Inszenierung vertraut zu machen strebt und in dem Maler Leo Dahl einen trefflichen Beirat besitzt, und in Krefeld ein; hier ist es Otto Maurenbrecher, der seinen alten Ruf als Pfleger guten Schauspiels aufs neue bewährt.

Auch eine neue Bühne ist im Westen entstanden, das „Theater des werktätigen Volkes" am Friesenplatz in Köln, eine Volksbühne nach Berliner Muster, die, wenn sie auch noch mit beträchtlichen Anfangsschwierigkeiten zu kämpfen hat, unter der künstlerischen Obhut des speziell als Bildregisseur ausgesprochen fähigen Johannes Tralow der Stadt etwa das bieten könnte, was ehemals das Deutsche Theater bot, welches jetzt von den Engländern als Etappentheater beschlagnahmt ist. — Düsseldorf ist nun ebenfalls ja leider besetztes Gebiet geworden. Hier kämpft im 17. Jahre seines Bestehens das private Schauspielhaus unter Louise Dumont einen harten und augenblicklich wenig hoffnungsvoll erscheinenden Kampf. Aus dem klassischen Theater unternahm es diesmal eine Inszenierung von „Torquato Tasso" und der „Widerspenstigen"; diese letztere in einer sozusagen requisiten- und dekorationslosen Form, angenähert etwa der spielerischen Primitivität des chinesischen Theaters. Shakespeares derbfrischer Schwank ist für artistische Stilexperimente, die man in geistvoller Darbietung nie ganz verbannt wissen möchte, entschieden erheblich geeigneter als Schillers „Räuber", die Erich Ziegels Hamburger Kammerspiele tatsächlich im modernen Gewand gespielt

Bühnenbild von Leo Dahl aus den ‚Räubern' am Stadttheater zu Aachen (Aufn. Richter-Roſenfeld)

Folgenreicher und erfreulicher als dieſe Hamburger „Räuber" ſind die Erfolge der „Niederdeutſchen Bühne", die dort Dr. Richard Ohnſorg vor einiger Zeit zur Pflege des plattdeutſchen Dramas ins Leben gerufen hat. Dieſes beſitzt in den drei jungverſtorbenen Männern Stavenhagen, Boßdorf und Gorch Fock drei ſtarke und eigenartige Dichter, an denen man ſelbſt in andern deutſchen Sprachgebieten nicht vorübergehen ſollte. —

Durch alle Fährniſſe und Nöte hindurch wahrt ſich das deutſche Theater ſeine Stellung. Ja mit beſonderer Freude läßt ſich beobachten, wie in vielen kleineren und mittleren Städten auf ſeiten der Stadtverwaltungen das Verantwortlichkeitsgefühl gewachſen und das Publikum mehr und mehr von der Bedeutung ſeines

haben: Franz mit Monokel, Karl im feldgrauen Kittel, der alte Moor im Klubſeſſel. Ein Werk einmal im engſten Kennerkreis, ſozuſagen hinter verſchloſſenen Türen, von ſeinem Milieu loszulöſen und es auf ſeine Tragfähigkeit hin durch einen ſolchen oder anderen Verſuch zu prüfen — wer könnte leugnen, daß es ſeinen Reiz hat? Es ſind wahrlich nicht die ſchlechteſten Stücke (und Schauſpieler), die uns auf einer Probe in einer Darſtellung ohne Maske und im Straßenanzug an die Seele packen, wie es mir vor einiger Zeit mit einem Florian Geyer erging. Aber es iſt ein ſchwerer Fehler, mit derartigen Intimitäten an die Öffentlichkeit zu gehen oder ſie ſogar als eine neue Errungenſchaft preiſen zu wollen. —

Fräulein Pricken als Bianca und Herr Fiſchel als Lutecio in der ‚Widerſpenſtigen Zähmung'. Nationaltheater, München (Aufnahme L. Osborne)

Bühnenbild aus ‚Ackermann und Tod' von Johannes von Saaz im Residenztheater zu München
(Aufnahme L. Osborne)

Stadttheaters durchdrungen ist. Das Theater ist nicht nur für die deutsche Großstadt, sondern erst recht für die deutsche Mittelstadt, für die es vielfach die eigentliche und sogar

Direktor Franz Wenzler
vom Schauspielhaus in Zürich
(Aufnahme Oertel)

Dr. R. Ohnesorg als Kröger im ‚Fährkrog' von Boßdorf. Niederdeutsche Bühne, Hamburg
(Aufnahme A. Mocsigay)

Senta Eßer vom Stadttheater in Bonn
(Aufnahme des Elektro-Reflex-Atelier in Bonn)

Annie Ernst von der ‚Schaubühne', München
(Aufnahme E. Wasow)

einzige künstlerische Zentrale bildet, unentbehrlich. Die Tatkraft eines neuen Leiters vermag mißachteten oder gemiedenen Theatern schnell ein neues Ansehen zu geben. Das zeigt z. B. das von Direktor Willken in Darstellung und Spielplan wie in der Ausstattung auf ein vortreffliches Niveau gehobene Bamberger Stadttheater, ebenso wie das von Dr. Hoffmann-Harnisch modern geleitete in Minden oder

Gerda Müller als Penthesilea und Carl Ebert als Achill in Kleists ‚Penthesilea'. Schauspielhaus in Frankfurt a. M. (Aufn. N. & C. Heß)

diejenigen in den Universitätsstädten Münster (Direktor Dr. Krüger) und Heidelberg (Direktor Meißner), das in diesem Jahre organisatorisch eine Dreigliederung seines Publikums vornahm; es gibt hier nämlich eine große Theatergemeinde, das alte Abonnementspublikum und endlich eine Kammerspielgemeinde. Heidelberg war es auch, das Tiecks „Gestiefelten Kater" 1921 nach 75 Jahren der Vergessenheit

Elſe Wohlgemuth vom Burgtheater in Wien. (Aufnahme Setzer)

entriß. — Bei dieſer Gelegenheit gilt es einmal, auch ein Wort des Dankes für das zu finden, was die deutſchen Theater in der Schweiz während und ſeit dem Kriege für die deutſche Kultur getan, was ſie als Außenforts an praktiſcher Verſtändigungspolitik geleiſtet haben. Und dieſer Dank gilt nicht nur den Bühnenleitern von durchweg wohl reichsdeutſcher oder öſterreichiſcher Abſtammung. Es war zuvörderſt Dr. Alfred Reucker (jetzt Intendant in Dresden), der in zäher Arbeit das Züricher Stadttheater zu einem künſtleriſchen Muſterinſtitut in Oper und Schauſpiel erhob; nun wurde er von dem Opernleiter Paul Trede abgelöſt, der ſich unter andern die Pflege der Spieloper zur Aufgabe machte, während die Schauſpielbühne im Pfauentheater einen eigenen Direktor in Franz Wenzler erhielt. Es war ferner Albert Kehm, der dem Berner Stadttheater während des Krieges ſeine ausgeprägte deutſche Phyſiognomie erhielt (jetzt iſt er Intendant in ſeiner Heimatſtadt Stuttgart, ſein Nachfolger iſt K. L. Peppler); weiterhin der als muſikaliſcher

geſagt werden kann, das trifft für das deutſch-ſchweizeriſche Theater in vollſtem Umfang zu. Hier wurde und wird ohne „Parole", rein aus dem Impuls und dem tatſächlichen Bedürfnis heraus, unbeſchadet aller politiſchen Grenzen, gewirkt im Sinne einer großen deutſchen Geiſtesgemeinſchaft.

Den kritiſchen Ausführungen des Verfaſſers möchte die Schriftleitung gern noch einen Hinweis hinzufügen. Die Überfülle der hier herangezogenen Bühnen macht es unmöglich, die Hauptſtützen jeder einzelnen Kunſtſtätte im Bilde vorzuführen, auch wenn ſie an Ort und Stelle den Löwenanteil des Beifalls auf ſich vereinigen. Der Raum, der einem einzelnen Gebiet hier gegeben werden kann, iſt zu eng beſchränkt. Die diesmal noch nicht gezeigten Künſtlerköpfe ſollen unſere Leſer ein andermal anſprechen.

Regiſſeur mit an der Spitze ſtehende Dr. Ernſt Lert am Stadttheater in Baſel (jetzt Operndirektor in Frankfurt a. M.). Aber Dank für Verſtändnis der hohen Aufgaben ihrer Bühnen gehört offenbar vielfach auch den einflußreichen, aus Einheimiſchen zuſammengeſetzten bürgerlichen Theaterkomitees. Als weitere Bühne zu den genannten drei geſellte ſich die während des Krieges geſchloſſene in St. Gallen, die den großen, von Direktor Theo Modes verſtändnisvoll genutzten Vorzug beſitzt, ausſchließlich ein Schauſpiel-Enſemble zu haben, mit dem es ſelbſt an die Bewältigung von ſo heiklen Aufgaben wie „Fauſt II" herangehen kann. In Schaffhauſen-Winterthur endlich hat Direktor Otto Schwarz einen gewiſſenhaft geführten Gemeinſchaftsbetrieb eingerichtet. — Was ſonſt von deutſcher Kulturpropaganda im Ausland vor wie im Kriege im allgemeinen wahrlich nicht

Maria Mayen vom Burgtheater in Wien. (Aufnahme Setzer)
Oben: Fräulein Dora Koreny-Scheck in Schillers „Jungfrau von Orleans". Landestheater, Stuttgart. (Aufnahme Vollmar)

Chineſen von heute

Von Erich von Salzmann

Es ſind gerade zehn Jahre her, daß der alte gewaltige Bau des chineſiſchen Weltſtaates in ſeinen Fugen zu zittern begann. Dieſes univerſale Gebilde galt den Menſchen von jeher als ein unverrückbarer Begriff. Es ſchien ſo feſt zu ſtehen, daß ſich der Ausdruck chineſiſch und rückſtändig im weſtländiſchen Sprachgebrauch faſt zu decken ſchien. Die chineſiſche Mauer zum mindeſten war das Dokument von Engherzigkeit und Eingeſchloſſenheit. Die Welt riß alle Mauern ein, und doch, wie weit haben ſich die Völker jetzt voneinander entfernt. Wer die Chineſen zu kennen glaubte, der muß es heute erleben, daß er ſich täglich irrt. Alles kommt anders, und wer unter der Annahme ſtand, daß dieſes Reich und ſein Volk unter die mit Gewalt arbeitenden aktiven Reiche der Erde in Intereſſenſphären aufgeteilt werden würde, der wird heute wiederum bekennen müſſen, daß er falſch lag. Aſien erwacht zu neuem Selbſtbewußtſein. Was ſich hier regt, welchen Ausgang die Dinge nehmen werden, wie der Einfluß der Geſtaltung auf den fernen Orient ſein wird, das iſt noch nicht abzuſehen. Eines aber iſt ſicher: die aſiatiſche Welt bewegt ſich, ſie iſt in mächtige Schwingungen geraten. Die Strahlen ihrer Aktivität werden bald im ganzen Okzident fühlbar werden. Möge ſich die alte Welt hüten, damit dieſe Strahlen nicht zur ſengenden Sonne werden, die Dürre und Verwüſtung hinter ſich läßt.

Als wir vor mehr als zwei Jahrzehnten im kriegeriſchen Kleide zum erſtenmal den uralten Kulturboden Aſiens betraten, da wußten wir alle verzweifelt wenig davon, daß hier ein Volk lebte, mit einer ſo feſt gewurzelten Kultur, daß etwas Gleiches auf Erden nicht beſteht. Der Weltkrieg hat uns den Streit über Ziviliſation und Kultur beſchert, mit dem in Deutſchland ſooft gebrauchten Worte ‚Kultur‘ hat man allerorten ſeinen Spott getrieben, man hatte vergeſſen, daß die weißen Menſchen, deren Völkerwiege einſt im alten Europa ſtand, von großer Entfernung aus geſehen doch alle das gleiche Bild bieten. Ihre Ziviliſation, ihre Kultur war nur eine äußerliche, ſonſt hätten ſie den Weltkrieg niemals bis zu dieſem furchtbaren Ende geführt, um damit einer ganz anderen und viel feſteren Kultur, nämlich der oſtaſiatiſchen, den Beginn eines noch vor zwanzig Jahren ſchwer erſcheinenden Aufſtieges zu erleichtern, faſt zu ebenen. Die Aſiaten haben die große Kunſt des Wartens gelernt. Vielleicht iſt in der buddhiſtiſchen Grundlage ihre Geſamtentwicklung mit verankert. Wenn man heute mit der Erkenntnis von Verſailles, durch die wir alle gegangen ſind, an das zurückdenkt, was alle fremden Mächte ohne Ausnahme hier ſeit faſt einem Jahrhundert auf dem oſtaſiatiſchen Kontinent geſündigt haben, und noch immer ſündigen, ſo könnte man ſich faſt ſchämen. Aber die Welt wird nie lernen. Ihr größter Lehrmeiſter, die Geſchichte der Erde, die Geſchichte der Völker, ſcheint, wenn man ſieht, was täglich vorgeht, vergeſſen. Hier wird jetzt wiederum Geſchichte gemacht. Was ſich hier bildet, das iſt ein ganz neues Etwas, wie lange noch, und gerade China wird gleichberechtigt unter den Völkern der Erde ſtehen. Das Rieſenreich wird noch in dieſem Jahrhundert dieſelbe Stellung in den Beziehungen der Völker zueinander einnehmen, die es im 18. Jahrhundert unter der Führung des gewaltigen Mandſchu-Kaiſers Kien Lung gehabt hat, damals, als Voltaire chineſiſche Gedichte überſetzte, die Botſchaften zwiſchen Oſten und Weſten hin und her zu fliegen begannen.

Den ganzen Sommer bin ich im Nordoſten Aſiens herumgereiſt, ich bin aus einem Staunen ins andere verfallen. Langſam ſtiegen mir Bedenken auf, bis mir ſchließlich der tiefe Ernſt deſſen klar wurde, was hier vorgeht. Die Hauptſtadt des himmliſchen Reiches iſt heute nicht mehr das merkwürdige Sammelbecken aller aſiatiſchen Völker, die hier mit dem Sohn des Himmels irgendeine Verbindung ſuchen oder ſich vom Rat der Großen Weisheit für ihr Daſein holen wollen. Die mongoliſchen Prinzen, die alljährlich mit einem Rieſengefolge in wohlverwahrten Tragſänften, von Kamelkarawanen begleitet, herunter reiſten, ſieht man nicht mehr. Sie ſind noch da. Der alte Amur-Ling-Kwai, der Calatſchin-Wangje, der Fürſt des Ordos, die wohnen noch in denſelben alten Paläſten, die ihre Urahnen erbauten, als ſie mit den mandſchuriſchen Reiterführern vor bald drei Jahrhunderten in die Hauptſtadt des Nordens einzogen. Dieſe Fürſten, hinter denen die freien Nomaden der mongoliſchen Steppe ſtehen, die auch ſchon längſt in die Rieſenwirtſchaftsexpanſion der modernen Induſtrievölker einbezogen ſind, ſind nicht von der Bühne, auf der die Weltgeſchichte geſpielt wird, abgetreten, wie es ihre Vettern aus dem Hauſe Ta-Tſching tun mußten. — Mancher Prinz der einſt untertänigen Völkerſchaften fährt heute im modernen Auto und unterhandelt mit den fremden Diplomaten, die Gold, Metalle und andere Schätze in ihren Weidegebieten wittern. Die tibetaniſchen Lamas ſind auch noch in Peking. Aber es geſchieht ſelten, daß man eine der gelben Seidenroben

und die ſchweren Pelzmützen ſieht. Sie ſitzen in ihren Lamaſereien und ſind von der Republik wohl organiſiert. Am Eingang zahlt man für die gedruckte Einlaßkarte den feſten Preis, und der ein Gebet murmelnde, den Roſenkranz drehende Lamapriester ſpricht als Fremdenführer bereits engliſch. Die Männer aus dem mandſchuriſchen Norden, die bis zur Revolution ihren Tribut an Fiſchen und Wild, an lebenden Pferden und Schafen alljährlich an den Hof zu liefern hatten, bleiben ganz aus. Die koſtbaren Fiſche des Amur, die Faſanen und Antilopen der großen Steppen bleiben heute fort und fehlen auf den Tafeln der Wohlhabenden. Die Beziehungen der Hauptſtadt mit den reichen Provinzen ſüdlich des Yangtſeſtromes ſind nicht die allerbeſten. Dort unten weht fortgeſetzt die Fahne des Aufruhrs. Der alte Umſtürzler Sun Yatſen hat es heute in Kanton verſtanden, eine eigene Republik einzurichten. Noch vor einem Vierteljahr lachte man über den landfremden Phantaſten, und die Chineſen in der Straße meinten, er kennt ja ſein eigenes Volk nicht, er iſt fremd geboren, er kann unſere Schriftzeichen nicht einmal leſen. Es muß aber wohl doch etwas Eigenartiges an dieſem Mann dran ſein, deſſen ſtarke perſönliche Suggeſtion ich ſelbſt in der erſten und zweiten Revolution in Unterhaltungen mit ihm fühlte. Die Südländer ſind alſo auch heute wenig in Peking vertreten. Dafür hat das fremde Element der Angehörigen weißer Raſſe ganz ungeheuerlich zugenommen. Vor allem iſt es Nordamerika, das mit den Angehörigen der Vereinigten Staaten einen außerordentlichen Einfluß auf die Geſamtentwicklung erreicht hat. So kann man ſagen, daß ſich der Kampf, der ſich zwiſchen den um den Stillen Ozean liegenden Staaten und Japan vorbereitet, bereits auf dem Kontinent zu fühlen iſt. Während Amerika mit aller Macht, mit allen Mitteln, mit Geld und geiſtiger Propaganda in einem Umfange, wie es noch niemals dageweſen iſt, oder höchſtens durch Northcliffe im Kriege gegen uns betrieben wurde, in China Einfluß zu ſichern verſucht, ſteht es unmittelbar politiſch hinter dem Aufrührer Sun Yatſen und dem Süden, während der Norden mehr zu Japan hält. Dieſe beiden Hauptſtreiter ſind denn auch das hervorſtechendſte Element auf allen den Punkten, wo überhaupt Konkurrenz vorhanden iſt. Aber ſie werden ſich alle irren. Das iſt es, was mir im Nordoſten klar wurde. Wenn man bedenkt, daß dort in Harbin, in Mandſchuria, in Pogranitſchnaja noch vor fünf Jahren der Chineſe auf ſeinem eigenen Grund und Boden von den Ruſſen wie ein rechtloſer Sklave behandelt wurde, und wenn man dann heute ſieht, wie ſich dieſes Verhältnis an denſelben Stellen genau in das Gegenteil verkehrt hat, dann vermag man in eine ferne Zukunft zu ſchauen; denn ähnlich, wenn auch in gemäßigterer Form, wird es allen Fremden auf chineſiſchem Boden ergehen. Der Ruſſe iſt heute in der Nordmandſchurei faſt rechtlos geworden. Als die Sowjetregierung und ihr nachfolgend die Schweſter-Republik Tſchita freiwillig auf alle Vorteile verzichtete, die Ruſſen jemals aus zum Teil jahrhundertealten Staatsverträgen mit China bezogen hatten, da hoffte man in Moskau, in Tſchita auf die Gegengabe. Dieſe blieb aus. Mit Selbſtverſtändlichkeit ſteckte das neuzeitliche China das Geſchenk ein, und bewies damit nur die Regel, nämlich daß es Dankbarkeit im Leben der Völker untereinander nicht gibt. Geht man heute in der Wirtſchaftszentrale der Mandſchurei, in Harbin, auf der Straße, ſo fühlt man bald, wer dort der Herr iſt. Ohne ſich etwas dabei zu denken, ohne beleidigen zu wollen, ſtößt der Chineſe den weißen Fremden vom Bürgerſteig herunter. Der Ruſſe naht mit abgezogener Mütze, höflich und gebückt, der chineſiſchen Autorität. Er wartet ſtundenlang, bis es dem Chineſen beliebt, ihn anzuhören. Der chineſiſche Poliziſt prügelt den Ruſſen, wo es ihm gelingt. Mehr als einmal ſah ich auf der Straße, wie die Ruſſen einen Streitfall vor den chineſiſchen Poliziſten zur Schlichtung trugen. Ein Dutzend und mehr der bärtigen Männer hing am Munde des mageren, bartloſen Gewehrträgers, der ruhig und hoheitsvoll entſchied, wer Recht und Unrecht hatte. Noch vor fünf Jahren hätte der Ruſſe denſelben Chineſen mit dem Stiefel ins Kreuz getreten. So ändern ſich die Zeiten. Man kann heute ſagen: Europa, wache auf!

Nur Deutſchland hat bereits die Konſequenzen gezogen und den gegenſeitigen neuen Standpunkt im Lande China gefunden. Was den Ruſſen durch ihren Unterhändler Yourin trotz jahrelanger Verſuche bisher noch nicht gelungen iſt, das glückte dem deutſchen. Unſere Kommiſſion erhielt ihren Vertrag, wenn auch unter ſchweren Konzeſſionen. Es gehört ein großer Teil ſtaatsmänniſchen Gefühls dazu, um zu begreifen, daß der Vertrag ohne die Aufgabe der Konſulargerichtsbarkeit nicht zu erhalten war. Dem deutſchen Kaufmann iſt es nicht leicht, ſich heute unter die chineſiſche Gerichtsbarkeit zu ſtellen, denn deren Fundament iſt überhaupt erſt ſeit kürzeſter Zeit gelegt, nachdem man die alten barbariſchen Rechtsgewohnheiten endlich aufgegeben hatte. Der Chineſe zieht alle Vorteile, die der Verſailler Vertrag, den er nicht unterſchrieben hat, den anderen Unterzeichnern zuſichert. Aber die Gleichberechtigung haben wir doch nicht voll erlangt, denn der Deutſche kann ſich nicht freizügig außerhalb der Vertragshäfen in China bewegen und Handel treiben. Er iſt in jedem Falle an die Einzelerlaubnis der chineſiſchen Zentralbehörden gebunden. Das iſt der ſchwache Punkt des Vertrages. Eigentlich wird mit der einen Hand gegeben, und mit der anderen alles fortgenommen. Alles in allem iſt der Vertrag ein großer chine-

ſiſcher Sieg, denn er konſtituiert gegenüber einer anerkannten Macht die Gleichberechtigung. Wie lange noch, und die großen anderen Mächte werden nachfolgen. Es wird uns nicht leicht werden, in den nächſten Jahren die Folgen des Vertrages nützlich auszugeſtalten, noch ſitzt tief in der chineſiſchen Seele das Mißtrauen gegen den Fremden, der den Chineſen ſeit einem Jahrhundert immer und immer wieder mit der Waffe in der Hand ausgeplündert hat. Ganz langſam wird ſich erſt die Erkenntnis Bahn brechen, daß es ſtaatsmänniſch von Deutſchland war, dort nachzugeben, wo nichts mehr zu retten war. Wir beſitzen viel Sympathie in China. Das fühle und höre ich jeden Tag, aber dieſe ſentimentale Regung iſt nicht in den Beziehungen ausnützbar, die die Hauptſache bilden, im Handel. Dieſen regeln Angebot und Nachfrage, Pünktlichkeit und Güte; Solidität und im beſonderen Zuverläſſigkeit iſt ſeine Grundlage. Deutſchland hielt alle dieſe Forderungen ein. Das hat ihm die Sympathien erhalten. So lag der moraliſche Zwang auf den Volksführern Chinas überhaupt, mit uns zu einem Abkommen zu ſchreiten, denn tatſächlich wäre der vertragloſe Zuſtand für China das bequemſte geweſen, und wir hatten kein Mittel in der Hand, dieſem ein Ende zu machen.

Erkennen nun die anderen, daß es ihnen in naher Zukunft ähnlich ergehen muß? Man hat nicht den Eindruck. Amerikaner, Engländer und Franzoſen denken gar nicht daran, auch nur einen Schritt von den Bahnen der Politik abzuweichen, die ſie hier ſeit hundert Jahren befolgt haben. Es ſind die alten Mittel der Diplomatie, die Intrige, die Verleumdung, die Propaganda, die Lüge, die halbe Verſprechung, die Beſtechung, mit denen hier täglich und überall gearbeitet wird. Das iſt es, was im hochkommenden Volke der Chineſen den Glauben an ein glückliches Zuſammenleben der Völker nicht recht aufkommen läßt. Das Schickſal der Ruſſen im Nordoſten Aſiens ſollte eine Warnung ſein. Uns zwang der Ausgang des Weltkrieges dazu, den Ring der Vergewaltiger Chinas zu verlaſſen. Das war ein Glück für uns.

Noch ein Volk iſt da, das infolge ſeiner geographiſchen Lage, ſeiner geſchichtlichen Entwicklung, ſeiner Volkszahl, ſeiner Induſtrie und ſeinen Handelsverhältniſſen nach, ein Recht hat, hier mitzuſprechen, das iſt Japan. Die angelſächſiſche Welt verſucht den Ring ähnlich um dieſes Land zu ſchmieden, wie er 1914 ſich um Deutſchland vollendete. Die Führer des japaniſchen Volkes waren von jeher durch große Staatsklugheit und geſunden Menſchenverſtand ausgezeichnet. Ich hatte im Frühjahr in Japan voll den Eindruck, daß man die eigene Lage ebenſo erfaßt hatte, wie die Notwendigkeit, ſich mit ſeinem großen Nachbar China auszuſöhnen. Die große Frage, ob in Aſien Frieden oder Krieg herrſchen wird, iſt, wenn man auf ein Jahrhundert hinaus ſieht, davon abhängig, ob der Ausgleich zwiſchen Japan und China eintreten wird. Dieſer kann nur auf der Baſis der Gleichberechtigung und Gegenſeitigkeit erfolgen. Japan iſt bereit, dieſe zuzugeben, es ſcheint heute das einzige Land auf Erden zu ſein, das die Lehren des Weltkrieges begriffen hat.

Unſer deutſches Intereſſe kann nur darauf hinausgehen, daß die beiden Völker Oſtaſiens zur gemeinſamen Aufrichtung der neuen Kultur zuſammentreten. Wir ſtehen mit dieſem Wunſche allein unter den weißen Völkern der Erde.

Gerade Deutſchland iſt aber deshalb dazu geboren, der ſelbſtloſe Freund Chinas und Japans in Europa zu ſein.

Kleine Chineſin. Von Johanna Zaeske

Dir erblühte groß der Kampferbaum,
Seidelbaſt ſank blau an deine Füße,
Rhododendren legten alle Süße
In dein Antlitz — und du weißt es kaum.

Deine goldenhelle Haut erglänzt
Duftend wie von zarter Zimmetrinde,
Du erſcheinſt wie eine ſcheue Hinde,
Großgeäugt und lächelnd überkränzt.

Liebesgedichte. Von Ernſt Liſſauer

Von vielem Schickſal umgetrieben
Und dennoch wie nach vorbeſtimmtem Plan
Sind wir geſchritten in dies Lieben.
Gelebten Irrſals Stimmen raunen,
Und wir erblicken uns mit Staunen,
Und es umfremdet uns wie neuer Wahn.

Wir dürfen fürchten nicht, uns zu verſchwenden,
Mit tauſend Fühlern ſtreb' ich zu dir hin,
Wir müſſen Seel' in Seel' uns völlig ſpenden,
Und ſchon erkennſt du, wer ich bin.
Es zündet bildend Kraft von Hand zu Händen,
Uns iſt geſchenkt ein neueſter Beginn,
Und aufgetragen, gänzlich zu vollenden,
Daß ſichtbar werde: dieſes war der Sinn.

Nun ſpüren wir über die Jahre weit
Das Ahnen und Vorverkünden,
Und all unſre Wege aus Glück und Leid
In dieſe Stunde vermünden.
Not war Saat und Irrſal Sinn,
Und nichts iſt dahin und vergebens:
Wir tragen die Krone des Lebens.
Wir tragen die Krone des Lebens!

✠

Du haſt's vollbracht,
Verwandelt ward ich über Nacht,
Du ſtreifteſt mich mit leichtem Zauberzweige.

Lag ich nicht geſtern felſicht zugeſchloſſen,
Der ich heut, ſteil emporgegoſſen,
Ein Springbrunn, ſchäume, leuchte, ſteige?

✠

Du liebſte Frau
Haſt in dir ein Hören vor Tag und Tau,
Behorchſt mir die Seele bei lichtender Nacht,
Wenn ſie in der Tiefe ſich weiſt und erwacht.
Du ſpürſt das ſickernde Bluten
An einer Wurzelwunde fern im Grund
Und des Seegangs mächtiges Fluten
Unter dem hartgefrorenen Sund.

✠

Mitten im Geſpräch geſagt

Halt' an, halt' ein,
Und laß das ſelige Haupt mich neigen
In weißen Schweigens tiefſten Sonnenſchein:
Mir iſt: wir ſitzen droben auf beglänztem Stein,
Weithin die Himmel, Berge, Ebenen ſchweigen,
O, wir in Fülle tauſchend uns zu eigen!
Und Himmel, Berge, Länder dein und mein!

✠

Was iſt's, daß mich ſo ſtark nach Werk gelüſtet
Und hinflutender Verkündigung,
Warum bin ich ſo reiſig und gerüſtet?
Als hätt' ich nie gelebt in all den Jahren,
So jäh und jung
Und dennoch fruchthaft leid- und glückerfahren?
Daß ich tief in mir wohne, innerſt heimgefunden,
Und doch voll Drangs, die Menſchen zu beſtehn?

Chineſiſche Mutter
mit Kind

Gemälde von
Prof. Emil Orlik

Julian Klein Diepold und Ostfriesland

Von Reg.u.geh.Baurat Dr. Otto v. Ritgen

An der Nordwestküste Ostfrieslands liegt der Ort Greetsiel nahe bei einer Bucht, aus der sich eine für Lastschiffe fahrbare Rinne der Osterems anschließt, die selbst eine vertiefte Strecke zwischen den Watten bildend inmitten der dem Festland vorgelagerten Inseln Borkum und Juist die freie Nordsee erreicht. Das ganze Bereich der Gewässer ist deutsch, während der westliche Ausfluß der Ems an Holland grenzt.

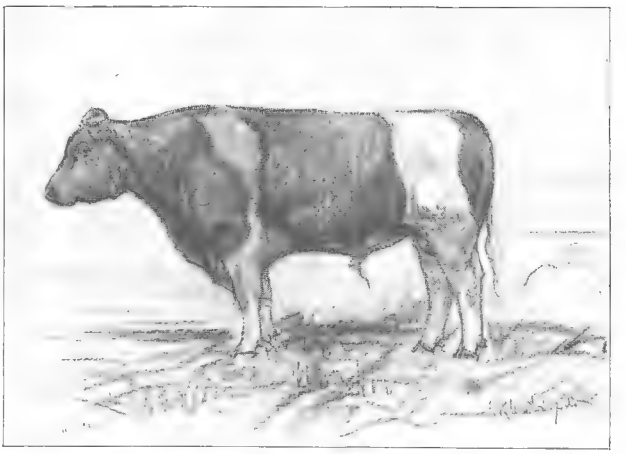
Die Küste, in die jene Bucht einschneidet, sowie ihre Fortsetzung ist durch einen hinreichend mächtigen Deich geschützt, dessen südlichen Anfang man zu seiner Linken erblickt, wenn man mit der Eisenbahn von Emden aus die Richtung nach Norden einschlägt. Zwar galt Emden seit 1453 jahrhundertelang — bis Aurich an die Stelle trat — als die Hauptstadt, aber die Anfänge der Beherrschung Ostfrieslands lagen in Greetsiel drei bis vier Wegstunden weiter nordwestlich.

Hier befand sich von jeher das Siel, das ist der Durchlaß im Deich für einen aus dem Innern der Halbinsel kommenden, der Schiffahrt dienenden Wasserlauf, dem der heute kaum mehr als tausend Einwohner zählende Ort seine uranfängliche Bedeutung und den zweiten Teil seines Namens verdankt.

Ein Häuptling aus dem Haus Cirksena, anfangs des 15. Jahrhunderts, Herr von Greetsiel, stürzte mit Hilfe der freien Stadt Hamburg das Geschlecht der Abbenas, wurde auch Herr des damaligen Seeräuber-Handelsplatzes Emden und gründete als Graf Edzard I. das ostfriesische Regentenhaus. Dieses herrschte fast drei Jahrhunderte zunächst zur stetigen Entwicklung, unterbrochen durch Überschwemmungen und

Das alte Siel in Greetsiel. Ölgemälde. (Sammlung Otto Fenner-Achenbach, Berlin)

andere Heimſuchungen des Landes, ſpäter aber und zuletzt unter vielfachen Streitigkeiten mit den Ständen. Dann ſtarb das Geſchlecht dieſer freien Herrſcher aus, und Oſtfriesland, teilweiſe ſchon ſeit des Großen Kurfürſten Zeit von Brandenburgern beſetzt, fiel an Preußen, deſſen Regierung eben Friedrich der Große angetreten hatte.



Oſtfrieſiſcher Preisſtier Bosko des Herrn Ewert in Beven. Zeichnung

Eine Morgenröte beſſerer Zeit zog damit wohl auf, aber das Land war durch die Cirkſenas verſchuldet. Viele öffentliche Gebäude mußten beſeitigt werden, unter ihnen die alte Steinburg vor Greetſiel, die lange Zeit als Beſatzungskaſerne gedient hatte.

So beharrlich die Kraft und der Sinn der vielleicht auf die alten Wikinger zurückzuführenden Oſtfrieſen, ſo wechſelnd war nun im 19. Jahrhundert die Herrſchaft über ihr Stück Erde, das ſich nicht nur gegen den Neid derer, die ſich darum ſtritten, ſondern auch gegen die wilde Gewalt des Meeres, deſſen Stürme die Deiche zu durchbrechen drohten, zu ſichern hatte. Im Jahr 1807 kurz nach der für Preußen unglücklichen Schlacht bei Jena rückten holländiſche Truppen in Friesland ein; nachdem dieſe drei Jahre dort gehauſt, wurde es franzöſiſch, und weitere drei Jahre darauf wurde die Abtretung an Hannover, das damals mit England vereinigt war, entſchieden. Erſt mit der Beendigung des Preußiſch-Öſterreichiſchen Feldzugs 1866 wurde Oſtfriesland wieder dem preußiſchen Staat einverleibt, um von nun an da zu verbleiben — wie wir hoffen, für ewige Zeit. Möge dieſe Hoffnung nicht trügen, und freuen wir uns, daß unſere niederdeutſchen Brüder von dem Geſchick, das jüngſt geplant war, ihre ihnen über alles teure Heimat „als Ausgleich“ an Holland verſchachert zu ſehen, verſchont geblieben ſind! Der gefährliche Zeitpunkt ſcheint nun vorüber. Die Heimat der Oſtfrieſen, deren Feſtland durch Menſchenwerk dem Meer immer von neuem abgerungen worden iſt, die oft bedroht nun bei Deutſchland durchgehalten hat, das Land, deſſen fruchtbarer Boden in beſonders geſicherte Abſchnitte geteilt, beackert, beſät und gegen Waſſersnot bewacht, reiche Erträge zu liefern imſtande iſt, ſoll deutſch bleiben!

Teeſtunde. Aquarell
(Sammlung Artur Fenner-Achenbach, Berlin)

Ein namhafter Berliner Künſtler hat Augen, Herz und Hand daran geſetzt, es getreulich in Farben zu ſchildern, nicht in ſeinen geſchichtlichen Begebenheiten, ſondern in ſeinen wechſelnden Bildern von Erde, Waſſer und Himmel, die

heute wie von alters her einen eigenen Zauber in sich tragen; er hat zu sehen verstanden, was sich in Herz und Sinn einprägt und dem Friesen seine Heimat lieb macht, und bringt es in seiner frischen Auffassung mit seiner sicheren Technik zur lebensvollen Wiedergabe.

Der Künstler, der jetzt Anfang der Fünfziger steht, stammt aus einer Familie, deren Vorfahren seit mehreren Jahrhunderten im Friesischen angesessen sind. Seine Studien haben ihn weit herumgeführt. Von einer niederländischen Schule ausgehend hat er sich selbst seine Richtung geschaffen. Wer eine seiner Ausstellungen vom Jahr 1919 im Künstlerhaus in der Bellevuestraße in Berlin oder später im Kunsthaus Dyhr in Charlottenburg besucht hat, dem werden u. a. seine fein beobachteten Ansichten aus Oberitalien in ihrer breiten, koloristisch ungemein packenden Wiedergabe unvergessen sein. —

Eine besondere Anhänglichkeit hat ihn für zwei Frühjahre und Sommer nach Greetsiel geleitet und da festgehalten. Aus einer kleinen Auslese der zahlreichen Gemälde, die er dort teils in Öl, teils in Wasserfarben geschaffen hat, bringt die Abb. auf S. 73, den Dammdurchlaß, der den Wasserlauf abzuschließen gestattet, bevor er in die Greetsieler Bucht einmündet, sie zeigt, von der Landseite gesehen, die für die Eindeichung und den Schiffahrtsbetrieb gleich bedeutsame Stelle und ist deshalb vorangestellt. Etwas oberhalb der Deichkrone ist der Standort von Häusern, die dem Wind und Wetter ausgesetzt sind, sich aber sicheren Fußes auf einer den höchsten Wasserstand überragenden Bodenerhöhung befinden.

Hat ein Schiff das Siel passiert, so öffnet sich der Blick auf den weiteren Lauf der Schiffahrtsrinne (Abb. S. 77), die sich als hellerer Streifen zwischen dem hinzieht, was bald zu spiegeln scheint, bald wie aufgewühlter Meeresboden ausschaut. Das Grün der mit Seegras bestandenen Flächen steht im frischen Gegensatz zum Himmel, der sich darüber dehnt. Ein Punkt rechts in der Ferne läßt das jenseits der Nachtseite der Bucht gelegene Städtchen Norden erraten; die breite Wasserfläche, das „Störtebecker Diep“ bietet dem Blick wenig Abwechslung, erinnert aber durch den Namen an fesselnde

Mühle am Binnentief in Greetsiel. Ölgemälde. (Kunstausstellung Dyhr, Berlin)

alte Sagen von jenem Seeräuberadmiral, einer geschichtlichen Person aus der Wende des 14. Jahrhunderts, die Georg Engel in seinem Roman Claus Störtebecker lebensvoll geschildert hat, wie er als siegreicher Held ans Land kam voll Begeisterung für dessen Volk, das er empor zu heben gedachte, wie er es aber tatsächlich zur Arbeitsunlust verführte. Die Macht des kühnen Abenteurers über die Gemüter begann damit zu sinken, mit ihr sein Schlachtenglück, worauf er von den gesamten Hanseaten zur See geschlagen, gefangen genommen und verurteilt trotz märchenhafter Huldigungen des Volkes zu Hamburg das Schaffott besteigen mußte. Engel schildert seine erste Ankunft in dem unweit gelegenen Marienhafen mit den Worten: „In der einsamen Bucht schlich die Agile (sein Hauptschiff) vorsichtig zwischen den grünen Watten durch, die der Einfahrt vorgelagert waren. Das ganze Volk schätzte er nach den ersten ihm entgegengesandten Boten ab; welch ruhige Würde, welche natürliche Selbstachtung die Freiheit den Männern verlieh! Beide Kerle mit ihren langen, pelzbesetzten Röcken und röhrenartigen, schwarzen Filzhüten stützten sich auf ihre Spieße. Die Steinburg, zu der sie ihn führten, lag auf der Warf (Hügelerhöhung)."

Greetsiel bietet nur noch das Warf ohne die alte Steinburg; Abb. S. 79 zeigt den Hafen, Abb. S. 76 die Straße mit ihren Steinhäusern und Abb. S. 74 läßt uns einen Blick tun in das anheimelnde Innere eines solchen, wo der Künstler eine Zeitlang gewohnt hat, der uns auch in zwei Charakterköpfen den kräftigen Menschenschlag mit der bewußten Tatkraft und dem stetigen Wesen vorführt. Harte Arbeit, Wind und Wasser aber auch festes Gottvertrauen prägten ihr Anteil an dem Gesichtsausdruck des ostfriesischen Stammes (Abb. S. 77).

Der Lohn, der zur Bestellung der Saaten und zum Schutz gegen die Meeresfluten aufgewendeten Mühe und Arbeit, ist dank der jedes Wachstum fördernden lieben Sonne meist reichlich. Bilder in der Werkstatt lassen erkennen, wie die goldenen Garben geerntet werden. Frischgrün umrahmt er-

Dorfstraße in Greetsiel. Ölgemälde

Ausfahrt in die Leybucht. Ölgemälde. (Im Beſitze des Herrn Erich Pommer, Berlin)

ſcheinen vielfach die fruchtbaren Felder, weil in den ſie umziehenden Waſſergräben das Seegras ganz beſonders gut gedeihen kann.

Das Waſſer der See ſelbſt hat bisweilen einen eigenen, grünlichen Schein, wo es nicht ſpiegelt, ſondern vom Wind leicht gekräuſelt auch aus der Entfernung einen Blick in ſein Inneres geſtattet. Damit hängt es

Der Baptiſt Sieger Janſen
(Im Beſitze des Herrn Erich Pommer, Berlin)

Beim Sägen. Zeichnung

auf der Freude am Wirklichen beruhende Malerhandwerk, das durch die Auffassung und Begeisterung des Darstellers zum eigenen Stil gesteigert und damit zum wahren Kunstwerk erhoben wird.

Die Eyck, Roger van der Weyden und der Delfter Vermeer wurden seine Lieblinge unter den Alten, von den Jüngeren Henry de Braekeleer. Moderne, mit denen van Goghs verwandte Bahnen schlug er unbeeinflußt ein, noch ehe er etwas von dessen Werken gesehen hatte. In Antwerpen, wo er Schüler Verlats und der de Briends war, begann er seinen eigenen Weg zu gehn. —

zusammen, wenn der Meister auf einem seiner Gemälde den Beschauer nicht nur die Klarheit der Luft, sondern das Wehen einer frischen Brise fast körperlich mitempfinden läßt. —

Julian Klein Diepold, der diese und auch jene farbenleuchtenden Bilder aus Italien in neuer Gestaltung geprägt hat, ist am 25. Januar 1868 zu Dortmund geboren, der zweite von drei Malerbrüdern, von denen der älteste Leo vornehmlich die blühenden Parks von Holland, Maximilian die Eifel schildert.

Früh in seiner Jugend, die Julian im Elternheim zu Düsseldorf verleben durfte, wo der Künstlerberuf seit Generationen herkömmlich war, erhielt er Anregungen und Anleitungen im Atelier seines Vaters, der Geschichts- und Bildnismaler war. Nach mehrjährigem Besuch der Düsseldorfer Akademie wandte er sich nach Antwerpen und fand dort die ganze Erfüllung seines Ahnens und inneren Wollens: die bewegte Hafenstadt mit ihren geschichtlichen Überlieferungen, das urwüchsige Volksleben und vor allem die alte flämische Malerei. Diese ethielt, dauernd wertvollen Vorbilder wurden von nun an eine feste Grundlage für sein zielbewußtes Schaffen: das gesunde, auf straffer Zeichnung, genauster Tonbeobachtung und

Mädchenbildnis. Rötelzeichnung
(Im Besitze von Fräulein Iderhoff)

Im Hafen von Greetsiel Ölgemälde

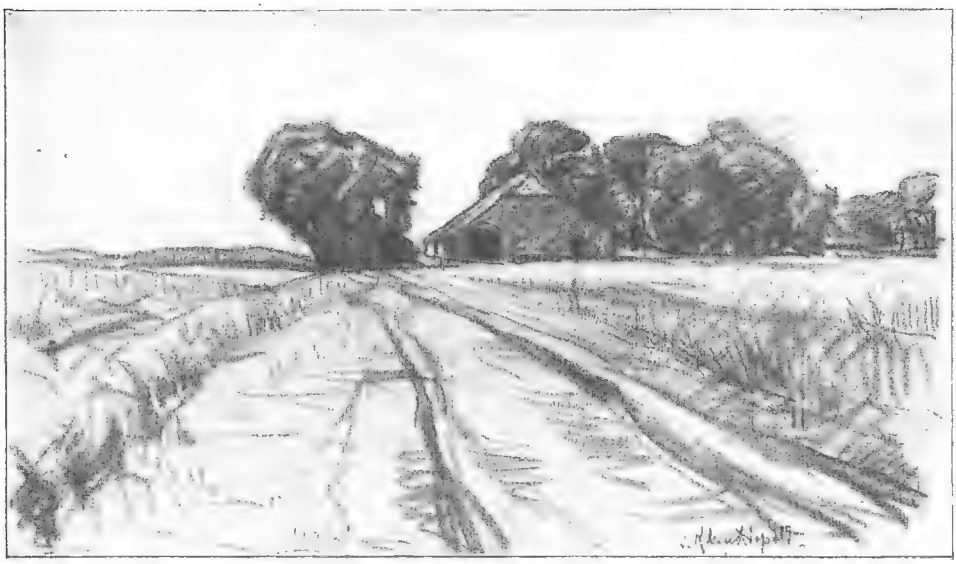
Seine ersten Bilder „Das Mädchen und der Tod“ wie „Die beiden Alten“, von denen dieses an Israels gemahnt, brachten ihm außer einem Preis der Akademie allgemeine Beachtung, so auch im Salon zu Gent. Aufträge riefen ihn dann nach Düsseldorf, wo er für die Kapelle eines Großindustriellen eine Kreuzigung des Heilands und fünf Bildnisse malte.

Zum erstenmal im Jahre 1894 auf dem Boden von Italien wurde er in Florenz durch Donatellos Kunst so gefesselt, daß er sich eine Zeitlang fast ausschließlich mit Plastik befaßte. In diese Zeit fällt dann aber auch sein großes Bild „Liguriens Küste bei Nervi“, das sich im Besitz der Stadt Mühlheim an der Ruhr befindet. Nun folgt eine lange Reihe rastloser Wanderjahre, bald lebt er in Rom, Antwerpen, Amsterdam, Paris, bald am Niederrhein und im Taunus, bis ihn jenseits der Alpen wieder zu dauernder Niederlassung eine bewegte Hafenstadt fesselt: Genua. Was seine Berliner Ausstellungen im Jahre 1918 gebracht haben, ist im Laufe jener Jahre entstanden, daneben auch noch zahlreiche Bildnisse der Genueser Gesellschaft.

Wer seine Gemälde einmal gesehen hat, dem pflegen sie sich in der Erinnerung einzuprägen, denn seine Art zu malen ist ihm eigen wie Segantini die seine. Von Hauptbelang ist Julian Klein Diepold die Farbe; er schöpft aus der Altmeisterin Natur, wählt und formt den Ausschnitt nach Breite, Höhe und der Tiefe des Raums zu einem in sich geschlossenen, einheitlichen Ganzen, das ist zum Bild, das er in sich aufnimmt und in dem das Wesentliche mit Pathos gesteigert ist. Wie in dicken Schmelzflüssen in allen Tönen des Prismas schillernd, setzt er die Farben breit mit dem Pinsel und dem Spachtel auf die Tafel, nicht in kleinen Tupfen wie bei den Divisionisten und den Pointilisten, sondern in Strichen, in deren Führung sich die jeweilige schöpferische Seelenerregung des Künstlers bleibend ausspricht.

Was er arbeitet, erwächst aus der Freude und der Begeisterung für die Schönheit der Natur und dem von innerem Drang getragenen Streben, den Anschauer in die gehobene Stimmung seiner schaffenden Farbenerlebnisse mit hineinzuziehen. Vielseitig wie Trübner beschränkt er sich nicht auf die Land-

Kanal in Greetsiel. Ölgemälde. (Im Besitze des Herrn Erich Pommer, Berlin)



Gehöft. Kohlezeichnung

ſchaftsmalerei. Auch die Bildniskunſt macht einen wichtigen und bedeutſamen Teil ſeiner Werktätigkeit aus; ſie beruht neben den oben erwähnten Grundlagen, die der alten flämiſchen Malerei entſtammen, nicht zum mindeſten auf ſeiner glücklichen Gabe der Vertiefung in die Eigenart des oder der Darzuſtellenden, die er zu ergründen verſteht, und auf der innigen Inſichaufnahme des Eindrucks, den die abzubildende Perſönlichkeit auch zu Zeiten beſonderer Belebtheit und geiſtiger Steigerung zu machen pflegt. Bei den Aufnahmen kommt ſeine eigene, nie verſiegende Arbeitsfreude und Lebensfriſche dem Erfaſſen der ſprechenden Augenblicke fördernd zu ſtatten. Solchem vollen Sichhingeben an die Wirklichkeit, ohne irgend etwas hinzuzudichten, entſpricht denn auch die überraſchende Ähnlichkeit mit ihren lebenden Vorbildern, die ſeinen Bildniſſen eigen zu ſein pflegt.

Seit dem Jahre 1914 wohnt er in Charlottenburg, wo ſeine Werkſtätte in der Achenbachſtraße noch eine Anzahl ſeiner neueren Bilder aufweiſt, einen Teil des Sommers bringt er meiſt auf dem Lande zu. Sonſt findet, wer ihn in Deutſchland in ſeinen Werken kennen lernen will, in Berlin, abgeſehen vom Kunſthaus Dyhr zwei Privatſammlungen ſeiner Gemälde: Sablatnig und Fenner-Achenbach.

Bei der Waſſerfarbenmalerei befindet ſich der Künſtler ſozuſagen im flotteſten Fahrwaſſer: da der Maßſtab der Blätter beſchränkter zu ſein pflegt, würde die Mitverwendung des Spachtels zum Auftragen der Farben, die dabei ausgeſchloſſen iſt, ohnehin kaum in Betracht kommen. Diepold weiß jedenfalls auch in dieſer Technik durch ſeine Eigenart ſowie durch die unentwegte Abſicht, mit leuchtenden Farben zu malen und das von ihm künſtleriſch Geſehene (vgl. Ritgens Aufſatz über das Auge und künſtleriſche Sehen, Jahrg. 1919 bis 1920, I S. 96 unſerer Hefte) in einen geſchloſſenen Wurf zu bringen, anſprechende und kraftvolle Wirkungen zu erzielen.

Annemarie. Bildnisſtudie

Auf allen drei berührten Gebieten hat ſich Julian Klein Diepold ſeit den letzten Jahren in der Farbengebung noch vertieft, vielleicht auch in der maßvollen Beherrſchung ſeines ſtarken künſtleriſchen Temperaments.

Der Gottversucher

Erzählung von Ilse Leutz

1.

Die alte Jochebed konnte nicht schlafen. Der Fuß, mit dem sie tags zuvor im Dornengestrüpp hängen geblieben war, schmerzte arg, und Zunge und Lippen waren wie ausgedörrt vom Fieber. — Eine jähe Angst fuhr ihr zum Herzen. Also doch ...! Sie würde sterben, ohne die neue Heimat gesehen zu haben.

Die andern, die Überlebenden, würden ihren heiligen Boden betreten ... sie aber mußte sterben. In der endlosen Wüste, die niemandes Heimat ist, würde ein Grab mehr sein — wie bald, vom Sande zugeweht ...?

Angestrengt starrte die Greisin ins Dunkel. Schauer der Angst, körperlicher und seelischer Qual, schüttelten ihren welken, hageren Leib. Ein heiserer, verzweifelter Aufschrei rang sich von ihren Lippen: „Sitta!"

In der Ecke raschelte es. Halb noch vom Schlafe trunken, tastete sich die Enkelin auf. „Ahne ...?" fragte sie in die Dunkelheit hinein.

Leises, stöhnendes Stammeln antwortete, die Wüsten- und Fieberbitte, in ein einziges, armes Wort zusammengedrängt: „Wasser!"

Immer noch taumelnd vor Müdigkeit faßte Sitta nach dem Krug. Er war leer. Da zog das Mädchen das Fell fester um die Schultern, hob den Krug auf den Kopf und verließ das Zelt.

Über der Wüste lag die Nacht, von dem toten, weißen Licht des Mondes durchgeistert. Gespensterhaft irrte sein greller Schein über das öde, schweigende Land. Und die Felsen der nahen Bergkette ragten nackt und schwarz in den toten Schein, der zwischen Himmel und Erde hing, hinein. Sitta war völlig wach. Der eisige Nachthauch verstärkte das dumpfe Kältegefühl der jäh aus dem Schlummer Gerissenen und weitete ihr die Sinne. Irgendwo blökte ein Schaf. Noch eines und eines ... Das hungrige Bellen eines Schakals tönte durch die stille Luft. Ohne sich beirren zu lassen, durchschritt Sitta die Zeltgassen des Lagers.

„Jethro! — Astharoth!"

Verwundert starrte der Angerufene auf den nächtlichen Besuch. „Sitta! — Du ...?"

„Gebt mir Wasser! Nur wenige Tropfen ... Die Ahne ..." — Ihre Stimme wurde scheu und flüsternd ... „Ich glaube — sie wird sterben ..."

„Ja, so ...!"

Seufzend erhob sich Jethro und schüttete von der sorglich gehüteten Tagesration Wasser in Sittas Krug — seine Lippen aber flüsterten dabei: „Nicht eher sollt ihr die Heimat finden, bis der letzte der Halsstarrigen und Unzufriedenen in der Wüste ein Grab fand ... Es ist Zeit, daß der letzte stirbt ... daß wir die Heimat finden ...!"

Ein matter Laut aus der Ecke, in der eine junge Frau auf kunstlos gegerbten Schaffellen ruhte, ließ ihn aufsehen. Hastig gab er Sitta den Krug und ging zu der Kranken.

Er nahm ihre Hand. „Astharoth! — Liebe Astharoth ... Du mußt ruhig und ohne Sorge sein ... wir rasten sicherlich noch eine gute Zeit! Du wirst in Frieden gebären können ...!"

Den gefüllten Krug in der Rechten, stand Sitta unbeweglich am Zelteingang. Grauen überkam sie. Wie Nachtgevögel flatterte es heran und krallte sich in ihre Seele. Wer weiß — war die Ahne gestorben, während sie um Wasser ging, würde sie eine Tote im Zelt finden ...?! Bange Furcht vor dem Rückweg lähmte ihr die Glieder. „Jethro?" bat sie schüchtern. „Wecke doch deiner Schwester Sohn, Juda, den Rhaëmsiten, daß er mich heimbringe!"

„Ich lasse Astharoth nicht allein," erwiderte er schroff, ohne aufzusehen. Doch die kleine, fieberheiße Hand in der seinen zuckte in leiser Bitte, drängte ihn vom Lager ... „Sie ist noch so jung ... sie fürchtet sich ..."

Der Mann erhob sich. „Weil du es willst, Astharoth!" — Nicht lange darauf stand Juda, der Rhaëmsit, neben dem Mädchen. Schweigend schritten die beiden durch die Nacht.

„Wenn die Ahne stirbt, kommst du zu mir, Sitta!"

Das Mädchen stellte den Krug zur Erde und neigte ihm das schmale Antlitz zu. Wie kraftlos lag ihre Stirn an seiner Schulter, und jäh hervorbrechende Tränen rannen aus ihren Augen.

⊠ ⊠ ⊠

In langen, durstigen Zügen hatte Jochebed das Wasser getrunken. Aufatmend gab sie der Enkelin den Krug zurück. „Sitta ...!" Ihre knochigen Finger umspannten das Handgelenk des Mädchens. — „Sitta ...?" Mit scheuen Augen starrte sie in die Dunkelheit hinein. „Wenn ich nun sterbe ... heute oder morgen ... dann wird mein Leib in den Wüstensand gescharrt oder in eine Höhle gelegt und der Stein davor gewälzt?" —

Keine Antwort. In beginnender Traumseligkeit neigte sich Sittas Stirn. —

„Ich werde in der Wüste begraben?!"

Das schlaftrunkene Mädchen fuhr zusammen. „Ja. Freilich!" klang es gleichmütig zurück, und ärgerlich setzte sie hinzu: „Du mußt jetzt schlafen, Ahne ...! Ahne!! Du tust mir ja weh! Laß los!!" Vergeblich

suchte sie das Gelenk von den fleischlosen, krallenden Fingern der Alten zu befreien.

„Ich will nicht!! Hörst du?“ Sich an Sitta emporrichtend, schrie die Sterbende es wild und schrill in die Nacht hinaus. Ihr heißer Atem schlug der Enkelin ins Gesicht. „Ich will nicht!“ — Kraftlos fiel sie zurück; aber der Griff ihrer Hände löste sich nicht. „Sitta . . .“ flüsterte sie . . . „Deine Mutter war ein Kind, als wir den ersten Fuß in die Wüste setzten. Nun liegt sie darin begraben. Auch ich werde sterben und in dem Sandmeer, das wir 40 Jahre lang durchirrten, begraben werden. —

„Damals, als deine Mutter geboren wurde — da hatten wir eine Heimat . . . wenn wir in ihr auch armselig und bedrückt waren . . . aber wir wanderten nicht ruh- und heimatlos umher, wie jetzt! In derselben Hütte, in der das Kind geboren wurde, starb es, wenn seine Zeit erfüllet war, und unter dem Baum, der das Dach überschattete, begrub man den Greis. Ach, daß ich heimfände —!! Daß ich zurück könnte in das grüne Land, durch das der Nil fließt — die Fluren segnend und befruchtend . . .!! Daß wenigstens mein Grab unter Bäumen läge, in deren Geäst die Vögel ihre Nester bauen und ihre Jungen in den Schlaf zwitschern . . . ! Heimat . . . Heimat, wie warst du schön!!“

In hellem Entsetzen hatte Sitta gelauscht. Als wollte sie nicht teilhaben an den Worten der Alten, bog sie den Oberkörper, den die dürren Hände der Greisin hielten, weit zurück. „Ahne! Du lästerst!“

Mit einem Ruck riß sie sich los. „Der Herr wird dich strafen!“

Unheimlich schrilles Hohnlachen tönte. „Ich weiß! Ich weiß! Er straft! ‚Deren keines soll das Land sehen‘ . . .! — O, er straft!“

Eine wunderliche Regung überkam das Mädchen. „Mutter Jochebed . . .!“ sagte sie in scheuem Trostbemühen, „liebe Ahne . . .!“

Hatte es die Frau gehört? —

Haß zitterte aus ihrer Stimme: „Wenn es wahr ist, was ‚er‘ sagt, der uns aus der alten Heimat lockte, um uns in die Wüste, in der selbst die Gräber verflucht sind, zu bringen . . . dann wirst du das neue Land sehen! Du bist ja in der Wüste geboren, hast dich nie nach dem Lande der Pharaonen, dem Lande der Isis und des Raa zurückgesehnt, hast nie in ‚frevlerischem Trotz‘ begehrt, dorthin zurückgeführt zu werden! Ich bin eine der letzten . . . die Zeit ist herum. — Du aber, Sitta, du mache dich auf, wenn dein Fuß das Land der Verheißung betreten hat . . . und hole meine Gebeine aus der Wüste und begrabe sie in der Erde der neuen Heimat, die meinen Augen zu sehen nicht vergönnt sein wird . .! Sitta, hörst du mich?!“

„Ja, Ahne, ich will tun, wie du mich heißt.“

„So schwöre! Schwöre es mir!“ — Wieder krallten sich die Nägel ihrer Finger in den warmen, blühenden Arm der Enkelin.

„Ich schwöre!“

Tiefes Schweigen herrschte im Zelt. Zwei Seelen suchten das Land jenseits der Wüste. Die Greisin mit verzweifelter und trostloser Bitterkeit, das jetzt völlig wache Mädchen mit scheuer Neugier . . . War die Wüste nicht Heimat?! Leise schlug ihre Hand die Zeltwand zurück. — Da lag die Wüste vor ihr. Die geschmähte, verhaßte Wüste, in der sie geboren ward und die sie liebte. Ein erstes Dämmern des neuen Morgens glitt über die Spitzen der nahen Felsen . . . wogende Nebelschatten huschten, fahl noch und unbestimmt, über die Erde. Einer plötzlichen Regung folgend, warf sich das Kind der Wüste nieder und berührte ihren Boden mit den jungen Lippen . . .

Lange verharrte sie so, regungslos . . . bis die Sonne aufging und ihre Strahlen unbeschreibliche Schönheit über die endlose, graugelbe Fläche des Sandmeeres und über die rötlichen, nackten Gesteinsmassen in der Ferne breiteten. —

Der Tag war da.

Sitta erhob sich langsam, sah und trank mit durstigen Augen die Schönheit rings und ging dann, nach der Ahne zu sehen.

⁂ ⁂ ⁂

Wenige Stunden später zitterten feierliche Trompetenstöße über die Zeltstadt hin. Von allen Seiten strömten sie herbei, um dem Klange Folge zu leisten. Es kamen die Kinder Levi in ihren priesterlichen Gewändern — es kamen die Kinder Juda und Ruben und Asser und Benjamin. — Es kamen alle Stämme der Kinder Israel — sie alle Kinder der Wüste und der Verheißung — ein junges, übergroß gewordenes Volk, das sich und seinen Nachkommen Raum schaffen will auf Erden und das sich dabei auf die gewaltige, erschütternde Gestalt des Gottes vom Sinaï beruft . . . halb trotzigmurrend, halb in gläubiger Furcht.

Vor der Stiftshütte aber stand er . . . der gewaltige Führer dieses Volkes — der Mann des Alten Bundes — Moses. Der aus dem Nilschlamm gezogene Sohn der Israelitin und der Pharaonentochter liebstes Spielzeug . . .

„So machet euch nun auf, von heut, wenn die Sonne sinkt, am dritten Tage. Verflucht sei, wer uns nicht folgt — sein Auge sehe das Land nicht und sein Fuß betrete seinen Boden nie, den der Herr wird denen geben, die ihn anbeten.“

Aaron aber, der erste Priester in Israel, erhob die Hände und breitete sie über das Volk und segnete es mit dem Segen des Herrn:

„Der Herr segne dich und behüte dich!
Der Herr lasse sein Angesicht leuchten über dir
Und sei dir gnädig!
Der Herr hebe sein Angesicht über dich
Und gebe dir Frieden!“

⁂ ⁂ ⁂

Die kleine Rahel, die jüngste Tochter des Priesters Gaddiel, saß am folgenden Tage in dem schon halb abgebrochenen Zelte ihres

Vaters auf einem Haufen grellbunter Stoffe in ſich zuſammengekauert wie ein junger Igel und weinte bitterlich. Ihre ältere Schweſter ſtand neben ihr und redete halb ſcheltend, halb begütigend auf ſie ein. „Du weißt doch, Rahel, daß es nicht anders iſt. — Hör' endlich auf zu weinen! Hilf lieber! Der Abend kommt raſch ..."

Ihr Blick überflog dabei das Durcheinander rundum. Sie ſeufzte. „In der Oaſe weilen iſt ſchön — wenn nur der Aufbruch nicht wäre!"

Da fuhr die zarte, ſchmächtige Rahel plötzlich vom Boden auf. „Ihr tötet es nicht! Das ſag' ich dir!" ſchleuderte ſie der erſtaunten Schweſter funkelnden Blicks entgegen, und ehe noch die andere ein Wort erwidern konnte, huſchte ſie mit verweintem Geſichte ins Freie. —

„Wohin, Schön-Rahel?" fragte eine mutwillige Männerſtimme, und Juda, der Rhaëmſit, trat mit ausgebreiteten Armen vor ſie hin.

Sie ſträubte ſich. „Laß mich los!"

„Wenn du mich zur Löſung geküßt haben wirſt — nicht eher!" lachte der Rhaëmſit und beugte ſich zu ihr nieder. Rahel zuckte die Achſeln. Blitzſchnell hob ſie ſich auf die Zehenſpitzen, und ihre friſchen, roten Lippen drückten ſich wie ein Hauch auf die des Mannes.

„Wohin gehſt du?" fragte ſie dann zutraulich.

„Zu Sitta, Jochebeds Enkelin! — Sie wird ſich mir heute verloben."

Rahel nickte unbefangen. „Grüße ſie von mir!" Geſchmeidig und behend wie ein Eidechslein entwand ſie ſich ſeinen Armen, die noch einmal im Scherze nach ihr griffen, und lief davon.

Niemand achtete weiter auf ſie; hatte doch jedermann in dieſen Stunden kurz vor dem Aufbruch genug mit ſich zu tun! Da ſtanden Frauen, die in großen, ungefüg zuſammengezimmerten Kübeln Kleidungsſtücke wuſchen (die grelle Sonne trocknete ſie wohl noch bis zum Abend), dort pflöckten Männer die Zeltſtäbe aus und trugen Schafe zur Feuerſtelle, um mit Weib und Kindern und Freunden vor dem Aufbruch noch ein Mahl zu halten.

Gleich vor dem Zeltlager befanden ſich die Hürden. Ihnen ſtrebte Rahel zu, und bald hatte ſie die wohlumzäunten Viehbeſtände der Leviten gefunden. Aufmerkſam ſpähte ſie den Weg, den ſie eben gekommen, zurück — dann ſchwang ſie ſich kurzerhand über die Umfriedung.

Drinnen ſtießen ſich aufgeregt und unruhig die Schafe, als ſei ein Wolf eingedrungen, und in ihrer Angſt boten die Dummen ein ſo jämmerlich-drolliges Bild, daß die kleine Rahel hell auflachte. Doch nur einen Augenblick lang ... dann fiel ihr von neuem ihr Kummer ein. Sie lief auf ein großes Mutterſchaf, deſſen Lämmchen durſtig trank, zu und faßte das junge Tierchen um den Hals. „Sie wollen dich töten! Weil du das erſte biſt, ſollſt du dem Herrn geopfert werden!" ſchluchzte ſie, das Geſicht in die weiche, flaumige Wolle ihres Lieblings gedrückt.

Mit plötzlichem, trotzigem Entſchluß nahm ſie das gefährdete Lämmchen auf die Arme und kletterte mit ihm über den Zaun — hinaus.

Hinterdrein blökte jammernd und unaufhörlich das Mutterſchaf ...

Rahel aber ſchritt mit ihrer zappelnden Laſt tapfer wüſtenwärts ... weiter, immer weiter und mit Genugtuung ſah ſie Lager und Hürden ihrem Blick entſchwinden.

Die ſonnenflimmernde Luft war von ſtechender Mittagshitze geſchwängert. Und die Laſt des Schafes war ſchwer ... zu ſchwer für die Kinderarme Rahels. Sie konnte nicht weiter. Müde und hungrig ließ ſie ſich auf einem Stein nieder und hielt mit brennendem Blick Umſchau. Erſt jetzt kam ihr zum Bewußtſein, daß ſie allein war ... allein und verlaſſen in der ungeheuren Wüſte! Und wenn auch der Orientierungsſinn des Naturkindes ſie ſicher und bald genug wieder zu den Zelten der Ihren führen würde ... wo ſollte ſie dann ihr Lämmchen dort verbergen? Ratlos ſah ſie in die ſich endlos breitende Öde vor ſich hinein, legte recht wie ein Kind das Geſicht in die Hände und weinte bitterlich. —

Ein leiſes Geräuſch ließ ſie aufſehen. Vor ihr ſtand ein Mann in buntem, nie geſehenem Gewand. Sie ſtieß einen entſetzten Laut aus und wollte fliehen; aber zwei Fäuſte griffen hart um ihren Leib, ein Knebel wurde in ihren Mund gepreßt, ſie fühlte ſich emporgehoben und fortgetragen. Vor ihren Augen flimmerte es — ihr Herz hämmerte wild und ſchmerzend — dann verließ ſie das Bewußtſein.

Als ſie wieder zu ſich kam, fand ſie ſich in einer von Felſen gebildeten Höhle. Ein ſchwelendes Feuer füllte den niedern Raum mit beizendem Rauch, ſo daß ihr die Tränen in die Augen traten. Der Mann, der ſie geraubt hatte, trat zu ihr und begann, auf ſie einzureden.

Aber ſie verſtand ihn nicht und brach von neuem in ein hilfloſes Schluchzen aus. Der Fremde zuckte ärgerlich die Achſeln, rief ſeinen Genoſſen, die um das einige Schritte mehr dem Eingang der Höhle zu gelegene Feuer lagerten, etwas in der Rahel fremden Sprache zu, und ging zu ihnen zurück.

Rahel hatte noch immer die Hände vor den überſtrömenden Augen. Da ſpürte ſie wiederum eine leiſe Berührung und blickte auf. Ein anderer der Fremden ſtand vor ihr, deſſen Hand begütigend über ihr Haar ſtrich. Sie fühlte, er meinte es gut — ihre Tränen verſiegten, ſie vergaß Angſt und Sorge und blickte in ſtummer Neugier zu ihm auf. Er war noch jung. Lächelnd nahm er ihr auch die tränenfeuchte Linke von den Augen, ſetzte ſich zu ihr und legte liebkoſend und tröſtend den Arm um ſie.

Sie schmiegte sich, ein unschuldiges Lächeln um den Mund, zutraulich an ihn an wie ein müdes, gescholtenes Kind. Er aber spürte ihre knospenden Formen durch das dünne Gewand hindurch ...

„Bringt Wein!“ rief er lachend und herrisch den Gefährten zu. „Ich dachte, sie sei noch ein Kind; aber ich sehe, sie ist ein köstliches Weib, das wonnige Stunden zu geben verheißt. — Ihr tretet sie mir doch ab?“ setzte er lachend hinzu.

„Wie du sie morgen schon den Verpesteten überlassen wirst!“ riefen sie.

Rahel hatte zu ihrem Glück von alledem kein Wort verstanden. Gehorsam trank sie von dem Wein, den man ihr bot. Noch niemals hatte das Wüstenkind den Rauschtrank gekostet ... In müder Zärtlichkeit schlang sie die Arme um den Hals des Fremden ...

Der hob mit starken Armen die leichte Gestalt auf und trug sie, an den ums Feuer lagernden Gefährten vorbei, aus der Höhle hinaus ... ein Stück in die nächtliche Wüste hinein.

⁂ ⁂ ⁂

Die Sonne war noch nicht aufgegangen, als man sie weckte. Fünf oder sechs Gestalten standen um sie her und Rahel sah ebenso viele Pferde, die wohl in der Nähe angepflöckt gewesen sein mochten.

Erschreckt und in verwirrter Scham sah sie den Mann an, von dem sie Hilfe vor der instinktiv geahnten Gefahr erwarten mochte. Der hob sie mit starken Armen zu sich empor, trank noch einen langen, heißen Kuß von ihren Lippen, gab sie dann achselzuckend frei und wandte sich mit finsterem Gesicht ab. Einer der andern hob sie auf sein Pferd, nachdem er ihr die Hände auf den Rücken gebunden hatte, und in rasendem Ritt ging es vorwärts.

Bei Sonnenaufgang hatte die kleine Karawane ihr Ziel erreicht, und mit Entsetzen erkannte das Mädchen, daß sie sich vor den Zelten der Aussätzigen, jener Unglücklichen, aus dem Lager und der Volksgemeinschaft Ausgestoßenen, befanden.

Man befreite sie von ihren Fesseln, hob sie zur Erde hinab und stieß sie vorwärts.

Schon sah sie einen der Kranken auf sich zukommen ...

„Wo ist Gersom?“ riefen die Fremden zu ihm herüber und traten, sich den Zipfel des Gewandes vor Mund und Nase pressend, um sich vor dem Pesthauch der Ansteckung zu schützen, von der zitternd stehen bleibenden Rahel zurück.

Von dem ersten gerufen, trat darauf ein anderer der Kranken aus dem Zelt in den Lichtkreis der Sonne, die eben leuchtend über den Horizont stieg.

Der Aussätzige mußte offenbar der Sprache der Fremden mächtig sein, denn er trat zu Rahel, die vor Grauen und Entsetzen kein Glied zu rühren vermochte, während die Männer, die sie hierher gebracht hatten, so weit wie möglich zurückgewichen waren, und verdolmetschte ihr die Fragen, die jene herüberriefen, ins Hebräische.

Wann das Volk aufbräche? Wohin es ziehe? Wie stark die Zahl der waffenfähigen Männer sei? Mit welchen Fremden es bereits Zusammenstöße gegeben habe?

Mit tonloser Stimme gab Rahel Auskunft, so gut sie es vermochte, und der Aussätzige gab den Bescheid in der fremden Sprache weiter.

Die Fremden schienen genug zu wissen. Sie wandten die Pferde ...

Ein gellender Schrei ließ den, der das Kind zu einem unseligen Weibe gemacht hatte, sich noch einmal umsehen. Da stand Rahel in ihrer rührenden Schönheit und hatte die Arme, um deren Gelenke sich brennende rote Striemen zogen, in wilder Verzweiflung über den Kopf zusammengeschlagen. Sie wollte den Fremden nachstürzen; aber die zerfressene Hand des aussätzigen Mannes hielt sie zurück.

Unter den Jebusithern entstand ein kurzer Wortstreit.

Der Mann, der Rahel in die Wüste getragen hatte, schien umkehren zu wollen und seine Gefährten redeten hastig auf ihn ein. „Wie kannst du das wollen?! Um der Götter willen! — Kann sich der Königssohn nicht Sklavinnen kaufen, so viele und welche er will?!“

Der junge Fürst gab sein Zögern auf. Rahels Geschick war entschieden. Allein mit dem grauenerregenden Elend, das sie rings umgab, blieb sie zurück und das erkennend warf sie sich in furchtbarer Verzweiflung zu Boden.

⁂ ⁂ ⁂

Eine klanglose, vom Aussatz zerfressene Stimme sprach ihr Trost zu. Sie hörte nicht darauf. Endlich, als ihr eigener Name an ihr Ohr schlug, hob sie die Augen. Eine Frau, deren Haupt mit einem Tuch verhüllt war, stand vor ihr.

„Weine nicht, Rahel, Gaddiels Tochter! — Ich bin Mirjam, die Schwester Assers, des Simeoniten. Du hast geweint, als sie mich hinausstießen in die Wüste, und der Herr möge dir diese Tränen vergelten tausendfach!“

Von der Erinnerung an die furchtbarste Stunde ihres elenden Lebens überwältigt, hielt sie inne ...

„Aber sieh, meine Schwester,“ fuhr sie dann, sich fassend, fort, „auch ich lebe! Weine nicht! Weine nicht so! ...“

Da schleppte sich Rahel auf den Knien zu der Frau hin und stammelte, fast wahnsinnig vor Grauen und Angst: „Laß mich gehen, Mirjam! Laß mich gehen!“

Traurig erwiderte die Aussätzige: „Niemand hält dich. Doch bleibe, Rahel! Wer dem Gifthauche eines Kranken so nahe gekommen ist, wie du, der, glaube mir, ist verpestet! Sie werden dich doch ausstoßen — an einem andern Lagerplatz! Über kurz

oder lang wirst du uns gehören, die wir unser eigenes Volk verraten —“

Wilder Haß blitzte aus ihren Augen.

„Sie sind ja nicht mehr unseres Volkes, wie wir nicht mehr zu ihnen gehören, zu den ‚Reinen‘, von denen wir ausgestoßen sind! — Unrein wie die Tiere! Mehr verachtet noch als diese, mehr gefürchtet, gemieden, mehr gehaßt!“ Sie atmete tief ... Dann leuchtete ein weicher Schein in ihren wimperlosen, entzündeten Augen auf. „Bleibe, Rahel! Ich will dich lieb haben ...!“

Entsetzen und Ekel schüttelten das Mädchen.

„Nein! O, nein!“ flüsterte sie heiser und lief wie gehetzt von dannen.

„Nicht ein Wort des Lebewohls sind wir wert ...! Selbst nicht von der, die bald unser Los wird teilen müssen ...“ stöhnte die Aussätzige. „Ein Grauen sind wir für jeden! Lebendig tot, dürfen wir nicht einmal mehr einander lieb haben ...“

Träne auf Träne fiel dabei aus den armen, halbzerstörten Augen auf die zerfressene Hand nieder, die eben noch liebreich Rahels Haar gestreichelt hatte. —

Rahel aber lief und lief. Sie stolperte und raffte sich auf und lief weiter. Endlich wagte sie es, still zu stehen. Gestern noch hätte sie das ihren Blicken entschwundene Lager zu finden vermocht — heute nicht mehr! Wo war sie? Wo die Ihrigen?!

Stumm und feindlich — ein Grab so vieler Verirrter — gähnte ihr die Wüsteneinsamkeit entgegen, soweit sie zu sehen vermochte.

„Herr, Herr!“ stöhnte sie auf ... „Erbarme dich meiner!“

Da war es, als ob sich eine Macht — den Menschen fremd und im fernen Himmeln thronend — des unglücklichen Kindes annehmen wollte ...

Weit draußen, am Horizont, sah Rahel eine Sandwolke über dem Boden stehen.

In übermächtigem Drange kniete die Gerettete nieder und stammelte Dankgebete zu dem Gott ihres Volkes empor. Dann stand sie auf und ging tapfer weiter. Lange Zeit kam sie der Wolke nicht viel näher. Die Erregung der letzten, furchtbaren Stunden hatte sie matt gemacht; Hunger und Durst kamen dazu und quälten sie. Dennoch gab ihr die Gewißheit der Nähe des großen Gottes („Der da des Tages in einer Rauch- und des Nachts in einer Feuersäule vor seinem Volke herzog, ihm den Weg zu weisen ...“) Kräfte, das unmöglich Scheinende zu zwingen.

Als der Widerschein der Lagerfeuer gleich einer Feuersäule am nächtlichen Firmament stand, hatte Rahel die neue Raststätte ihres Volkes erreicht. Und als die Feuerstellen wie allabendlich herabgebrannt waren, und nur noch als glimmende Glutherde weiterknisterten, die wilden Tiere zu schrecken und in der oft eisig kalten Wüstennacht etwas Wärme zu spenden, betrat sie taumelnd vor Erschöpfung das Zelt ihres Vaters. —

Rahel hatte keine Mutter mehr.

Schwer fiel die Hand des ersten Priesters, der ihr Vater war, auf ihre Schulter nieder: „Wo hast du das Lamm, das geopfert werden sollte? Man sah dich, wie du dir an den Hürden zu schaffen machtest, und deiner Schwester drohtest du, das Lamm zu schützen! Du hast's dem Herrn entwendet!“

Jammer und Weh sprach aus ihren gequälten Augen. „Das Lämmlein — ich vergaß! Verirrt — verdurstet gewiß — elend am Wege verendet —“ schluchzte sie. Dann sank sie lautlos um.

Gaddiel aber wehrte ihrer Schwester Thora, sie auf das Lager zu tragen.

Selbst hob er sein ohnmächtiges Kind vom Boden auf, wusch ihr Gesicht und Füße, und eine Träne fiel dabei aus seinen Augen auf die rot geschwollenen Striemen an ihren Armen.

„Unter den Dornen hat sie gelegen! O Rahel, Rahel — wo warst du während der grausam langen Zeit, in der du uns der Sorge und der Ungewißheit um dich überließest? Armes Kind ...“

Er faltete die Hände über ihr, die jetzt ruhig atmend in den Schlaf hinüberglitt, und betete ...

2.

Jethro war an jenem Tage, an dem der Befehl zum Weiterwandern gegeben wurde, schleppenden Schrittes zum Zelt gegangen. Als er es betrat, fand er sein Weib in Krämpfen auf dem Lager. Er wischte ihr den Schweiß von der Stirn und hielt ihre zuckende, kalte Hand in der seinen. Endlich schlug sie die Augen auf. „Wir müssen fort —?“ fragte sie leise, als sie sein blasses, düsteres Gesicht sah. Und als er stumm bejahte, schmiegte sie ihre kleine, kraftlose Hand in die seine.

„Ich ahnte es ...!“ seufzte sie. Dann versuchte sie, ihn zu trösten: „Wir kommen ihnen bald nach, Jethro!“ —

Es war eine rührende, kleine Liebesgeschichte um der beiden Zusammenkommen.

Sie war eine Levitin und durfte, dem israelitischen Erbrecht zufolge, nur innerhalb ihres Stammes heiraten. Jethro aber war aus dem Stamme Manasse. Sie hatten sich gern gehabt, schon, als sie sich als Kinder beim Mannasuchen schlugen; aber sie hatten lange, und fast hoffnungslos warten müssen, bis sie einander angehören durften. Er hatte schon zwei Frauen gehabt und beiden kinderlos ein Wüstengrab bereitet, denn um ganz auf das Weib zu verzichten einer einzigen wegen, war dies Geschlecht noch zu derb — als Asitharoths Vater in hohem Alter noch eine Tochter geboren wurde. Zugunsten dieser Schwester verzichtete Asitharoth auf ihr Erbe, das innerhalb des Stammes bleiben mußte, und kam arm, barfuß und ohne auch nur einen armseligen Wasserkrug ihr eigen zu nennen, in das Zelt des Mannes,

den sie liebte und nach dem ihre gesunden, starken Sinne begehrten. —

Jetzt erwartete sie ihr erstes Kind.

Und sie, die ein unstet wanderndes Kind der Wüste war und die das Heimweh nicht gekannt ihr Leben lang, lernte die Sehnsucht kennen, die sie alle trieb, die Sehnsucht nach einem lieben, teuren Fleck Erde — nach der Heimat. Und wenn von dem Lande die Rede war, das sie suchten, das sie zu gewinnen trachteten, das sie sich erkämpfen würden, und das ihnen Gott verheißen hatte, so herzte sie in Gedanken ihr noch ungeborenes Kind und bewegte die Lippen in stillem Gebet.

⁂ ⁂ ⁂

Es war schon gegen Abend, als Juda hastig in Jethros Zelt eintrat.

„Du bleibst also hier?! — Ich bitte dich, nimm dich auch Jochebeds Enkelin Sitta, die mir verlobt ist, an. Jochebed liegt im Sterben."

Seine Lippen zuckten. „Die eine hält neues Leben —; die andere der Tod ..."

Draußen bliesen die Trompeten zum Aufbruch.

„Jethro!" Juda rüttelte den Freund.

„Kommt bald nach ...!" —

Draußen wandte der Rhaëmsit noch einmal das Haupt und sah nach dem Zelt, in dem Sitta am Lager der Sterbenden kniete.

„Der Herr segne dich und behüte dich mir," murmelte er weich.

⁂ ⁂ ⁂

Stunden später schrie in Jethros Zelt ein Knäblein.

Die Greisin aber, die so heiß verlangt hatte, die neue Heimat zu sehen, lag noch immer in jenem langsamen, qualvollen Sterben, bei dem der Wille, die letzte, flackernde Lebenskraft, sich aufbäumt gegen die Zerstörung und das ein so schreckliches Sterben ist.

Da tönten wilde Kampfesschreie durch die Luft ...

Eisen sprühte auf Eisen, Holz zersplitterte krachend auf Menschenschädeln, und die Wüste hallte wider von dem Todesröcheln der Getroffenen.

Es waren die Jebusither — die, durch Rahels Bericht um einen Tag zu spät gekommen waren (eine Täuschung, deren sich das Mädchen kaum bewußt gewesen sein mochte), und die nun nur noch die kleine Schar der durch irgendwelche Umstände zum Zurückbleiben Gezwungenen statt des ganzen Volkes vorfanden.

Die Wut der Männer, die ihre Heimat gegen die frechen, verhaßten Räuber zu verteidigen gekommen waren, und nun, schlimmer als eine Niederlage, diese Enttäuschung fanden, war grenzenlos. —

Astharoth sah, wie rohe Fäuste das Köpfchen ihres Kindes an einem Steinblock zerschmetterten, sie sah den Blutstrahl aus dem Hals des zu Tode getroffenen Jethro hoch aufspritzen. Der warme, rote Regen sprühte über die kleine Kinderleiche hin und ihr selbst ins Antlitz.

Als der Jebusither auch nach ihr griff, zog sie langsam und ruhig, als hätte sie von jeher ein solches Ende gedacht und gewußt, eine starke, silberne Nadel — ihr Brautgeschenk — aus dem Haar und stieß sie sich tief in die Brust.

Sie hatte gut und sicher gestoßen. Einen Augenblick stutzte der Mann —

Astharoths Gesicht hatte sich seit dem Schrei, den ihr Kind ausgestoßen hatte, nicht mehr verändert; es war, als hätte sie das Entsetzliche der einen Minute versteinert. Auch jetzt verzogen sich ihre Lippen nur ein wenig, wie sie lautlos auf den röchelnden Mann hinfiel.

Die brechenden Augen der beiden Gatten fanden sich einen Herzschlag lang noch in einem letzten Blicke. Dann waren beide ihrem eben geborenen Kinde gefolgt; in das Land ohne Heimkehr ... die Heimat, in der es nicht Unruhe, noch Heimweh mehr gibt.

⁂ ⁂ ⁂

Auch zu Jochebeds Zelt kam rohe Gewalt, dem Tode Henkersdienste zu leisten.

„Du hast es geschworen!" keuchte die Sterbende und sah mit furchtbarem, stierem Blick in Sittas angstverzerrtes Gesicht. Dann sank sie zurück.

Einer riß das kniende Mädchen auf, wickelte die Hand in ihr langes Haar und schwang sie vor sich aufs Roß.

Das letzte, was sie sah, war der Feuerbrand, den die andern in das Zelt der hilflosen Greisin warfen, das letzte, was sie hörte, die halberstickte, kreischende Stimme der Sterbenden aus Qualm und Flammengeprassel: „Du kommst in die Heimat! — Eher vielleicht als die Narren, die auf meinen Tod warteten! Du — hast — geschworen!"

⁂ ⁂ ⁂

Still und heiß lag die Wüste am nächsten Tage. Nur ein leiser, blauer Rauch und ein widerlicher Geruch füllte die Luft, da, wo die Zelte der Zurückgebliebenen gestanden hatten.

⁂ ⁂ ⁂

Durch einen, der Wasser schöpfen gegangen und so dem Verderben entronnen war, erfuhr man im Volk von dem Schicksal der Unglücklichen.

Einem und dem andern war ein Liebes und Teures gestorben —; aber alle faßten die Spieße fester.

Und sie träumten und beteten noch heißer um das Land, das ihnen Gott geben wollte. —

Der Rhaëmsit fastete drei Tage und drei Nächte, als er von Sittas Geschick erfuhr.

Dann ging er hin und freite Thora, Gaddiels Tochter, Rahels ernste, ältere Schwester.

Rahel wurde die Erbtochter und Thora ging arm zu ihm ein. Und Juda fand Gefallen an ihr und gewann sie lieb.

⁂ ⁂ ⁂

In Gaddiels Zelt ſaß eine zuſammengekauerte Frauengeſtalt und ließ bunte Glaskugeln durch die Hände gleiten. Es war Rahel.

Das ſonnige Kind von ehedem war kaum zu erkennen und waren doch gleich nur wenige Wochen vergangen, ſeit dem Tage, an dem ſie fortlief, um ihr Lämmchen vor dem Opfertode zu retten.

In plötzlichem Entſchluſſe warf ſie das Spielzeug zu Boden und erhob ſich. Keiner achtete des einſamen Mädchens, das trotz der glühenden Mittagshitze wie fröſtelnd die ſchmalen Schultern zuſammenbog. Sie wollte ihre ältere Schweſter im Zelte des Schwagers, der ſie damals luſtig ſcherzend geküßt hatte, als er ging, ſich Jochebeds Enkelin zu verloben, aufſuchen.

Thora war allein. Der Widerſchein des Feuers, über dem ſie das ſüße Harz des Wüſtenſtrauchs, das Manna, röſtete, beleuchtete und erwärmte ihr ernſtes Geſicht.

„Kommſt du endlich einmal, kleine Schweſter?“ rief ſie in freudiger Überraſchung aus und zog das Mädchen, das ſchüchtern ſtehen geblieben war, vollends herein. „Weißt du denn ſchon?!“ redete ſie lebhaft auf die Jüngere ein: „Wir haben Boten geſchickt an Kades, den König von Edom: ‚Laß uns durch dein Land ziehen. Wir wollen nicht durch Äcker noch Weinberge gehen, auch nicht Waſſer aus den Brunnen trinken; die Landſtraße wollen wir ziehen, weder zur Rechten noch zur Linken wollen wir weichen, bis wir durch deine Grenze kommen.‘ Rahel! — So nah ſind wir der Heimat!“

Doch das Mädchen blickt trübe vor ſich hin.

Die beiden Schweſtern ſchienen die Rollen getauſcht zu haben. Die ernſte Thora war heiter und lebhaft — und die ehedem ſo ſonnige Rahel mutlos und gleichgültig.

„Was nützt die Heimat, Thora?“

Ehe die Erſtaunte etwas erwidern konnte, ſchritt ſie müde wieder hinaus ins Freie. —

Ein Mann eilte an ihr vorüber, der ein kläglich blökendes Lamm auf der Achſel trug.

Da blieb ſie ſtehen und trat ihm in den Weg. „Soll es geopfert werden?“

„Es iſt das erſte,“ entgegnete der Mann und ſchickte ſich an, weiter zu gehen.

„Laß es mich noch einmal ſtreicheln, das arme Ding!“ bat ſie. „Was will der große Gott mit dem Tierlein?“ ſetzte ſie, wie in Gedanken verloren, bitter hinzu.

Der Mann trat überraſcht einen Schritt zurück und umfaßte erſt jetzt die vor ihm Stehende mit einem Blick ſeiner ſcharfen Augen.

„Wie heißt du, Jungfrau?“

Ein tiefes Rot übergoß ihre Wangen und ſie hob die Augen nicht vom Erdboden, als ſie erwiderte: „Rahel, Gaddiels Tochter, die Levitin.“

... Es war Abend geworden; aber Rahel war noch nicht heimgekehrt. Sie hatte etwas gehört, was ihr das Blut zum Herzen und eine heiße Angſt in die Seele trieb.

Am Morgen des nächſten Tages ſollte Eliſeba, eine Levitin wie ſie, mit Feuer verbrannt werden. Nach dem Worte des Herrn, der durch Moſe alſo befohlen hat: „Wenn eines Prieſters Tochter anfängt zu huren, die ſoll man mit Feuer verbrennen; denn ſie hat ihren Vater geſchändet.“

Da war eine Erkenntnis über Rahel gekommen — jäh — und furchtbar.

... Ein blaſſes, junges Weib lehnte draußen, vor der Zeltſtadt, den Kopf an einen Felsblock.

Lange ſtand ſie ſo ... und ſah die Feuerſäule über dem Lager ſtehen — und erkannte, daß es der Widerſchein der Flammen ſei — *nicht er!*

Ihre gefalteten Hände löſten ſich langſam.

Sie ſah hinauf in das Sternengefunkel des Firmaments, und es überkam ſie die Ahnung der Ewigkeit. Sie wußte plötzlich: *Da war er!* In der Wüſte! In der Luft, die ihr um Haar und Gewand ſtrich, und in dem Leben, das ſie im Schoße trug. Er hatte ſie bewahrt vor dem Ausſatz — um des Kindes willen —!?

Aber ach, ſie würde das Kind nie ſehen! Ihr Kind. Denn lange zuvor —, bald ſchon, bald würden die Flammen ihren Leib verzehren. Eine wilde Verzweiflung packte ſie. Sie warf ſich nieder zur Erde und grub die Finger in den Sand ... Nicht ſterben! — Nicht ſterben!!

Nur dieſer Wunſch lebte in ihr, und als ſie jetzt, wiederum mit irren Augen aufblickend, den Feuerſchein am Horizont gewahrte, kam es wie abergläubiſche Furcht über ſie und ſie murmelte mit zuckenden Lippen: „Er iſt es! Er iſt es doch! Heilig, heilig —! Wehe, daß ich in Gedanken läſterte und meinte, *er* wohne nicht in dem heiligen Feuerſchein ...“

So ſchwankte Rahels Seele in Qual und Angſt. Doch hatte das Hirtenmädchen eine Minute lang, über ſich ſelbſt hinausgehoben, über ihr Volk und ihre Zeit eine Erkenntnis gehabt, die über alle Erkenntnis iſt ...! Die Erkenntnis der göttlichen Allgegenwart des Höchſten.

Und dieſe Minute war die Ewigkeit, die Rahel gegeben ward. Es wird jedem eine Ewigkeit gegeben; — bei manchem währt ſie das ganze Leben —, bei dem andern iſt ſie in einer kurzen Stunde beſchloſſen. Und außer dieſer Ewigkeit gibt es keine.

Es liegt aber eine Sehnſucht im Menſchen — ehe denn er ſie kennt, daß er ſie kennen *lerne* — und *nachdem*, daß er ſie *ganz* und *völlig* ſähe und begriffe. Und es kann eine *Seele* nicht eher ſterben, bis daß ſie die Ewigkeit begriffen habe. So oft muß ſie wieder und wieder geboren werden, bis daß ſie die Ewigkeit faſſe und ſie eins wird mit der letzten Erkenntnis.

Dann hat ſie Frieden.

Und ſo wandern wir alle von Ewigkeit zu Ewigkeit und haben das ewige Leben. Zuletzt aber kommt die völlige Erkenntnis —

Wilder Reiter
Bildwerk von Willibald Fritsch
(Große Kunstausstellung Berlin 1920)

Justizpalast als Regierungsgebäude erbaut, mit Eingang von der Esplanade

von seinem Standpunkte aus mit Recht, es sei die „puissante ville", die „belle et noble cité". Von Bossuet war auch nicht ohne Berechtigung der Spruch angeführt worden, „wenn Frankfurt mein wäre, so würde ich es zu Metz verzehren!"

So kam es nach 300jähriger Trennung 1871 wieder zum Reich und wurde von vornherein als militärisch bedeutendster Punkt von ganz Elsaß-Lothringen gehalten. Damit entglitt der Zivilverwaltung die eigentliche Bestimmung in ihrer künftigen Entwicklung, die in 43jähriger Zeit nur durch zwei wichtige Vorgänge einzusetzen vermochte. Der erste Vorgang ist die meisterhafte und von aller Welt anerkannte Wiederherstellung der Kathedrale, der zweite die 1902 befohlene Stadterweiterung.

Gleich nach der Übernahme von Metz fanden durch Sachverständige Untersuchungen über den Bauzustand der alten Kathedrale statt. Der Zufall brachte hier den richtigen Mann an die richtige Stelle. Paul Tornow, ein Neumärker und Kenner der westlichen Gotik, wurde mit den ersten Aufgaben betraut und später zum Dombaumeister gemacht, womit die bekannte „Dombauhütte" ins Leben gerufen wurde, die eine weithin befruchtende Wirksamkeit ausübte, deren Einfluß sich bis Straßburg, Freiburg, Köln und nicht zu vergessen bis Ulm über 30 Jahre bemerkbar machte, zudem eine Bildungsstätte, aus der eine Schar tüchtiger Fachleute hervorging.

Zunächst galt es, die notwendigeren Arbeiten einzuleiten, und da die erforderlichen Mittel beschränkt, waren neue Wege zu deren Herbeischaffung zu finden, die später in der „Metzer Dombau-Lotterie" diese abwarfen, um schrittweise nach bestimmtem Werkplan vorzugehen. 1877 war, gelegentlich der Anwesenheit des alten Kaisers, durch entstandenen Brand bei künstlerischer Beleuchtung, ein Teil des alten Dachstuhles im Hauptschiff abgebrannt. Paul Tornows aufgestellter Wiederherstellungsentwurf ging von drei Hauptgesichtspunkten aus Zunächst vertrat er den Standpunkt, das Hochschiff von seinen eingebauten Privathäusern freizulegen, dann Wiedereinfügung des früheren Liebfrauenportals, Ausbau der Giebel und zur Verbesserung des Verkehrs die Entfernung des Blondelschen Portals und die gotische Umgestaltung der Westfront. Zahlreiche Studienreisen von Mitgliedern der Dombauhütte unter Tornow und Dujardin waren hierzu die Einleitung. Die Errichtung des kupfergedeckten, eisernen Dachstuhles war die erste Maßnahme, der die Neugestaltung der Vierungsgiebel und später der Westgiebel folgte, sowie in der Erstellung des Liebfrauenportals, einer Leistung von Rang, die, wie keine andere, das harmonische Zusammenarbeiten

Metz, mit der freigelegten Kathedrale

von Architekt und Bildhauer spiegelt. In diesem letzten Abschnitt war es mir vergönnt, zu jenen Glücklichen zu zählen, die dem Können eines Tornow und Dujardin zur Ausbildung anvertraut waren. Die Stunden, Abende gemeinsamer Arbeit unter ihrer Korrektur und Erfahrung, wobei besonders Dujardin es an voller Hingabe für jeden, ob deutscher oder lothringer Abkunft, nie fehlen ließ, werden zu meinen unvergeßlichen, ideenreichsten und glücklichsten gehören. Dabei war ein Stab von Künstlern der Glasmalerei, der Holzbildnerei u. a. m. mitwirkend, die auf die damalige Zeit von nicht zu unterschätzendem Einfluß waren.

Es muß bei dieser Gelegenheit auch verschiedenen Unrichtigkeiten entgegen getreten werden. Nicht Tornow war es, der die Beseitigung des Blondelschen Portals erzwungen, sondern Verkehrsverhältnisse einer sich entwickelnden und sich streckenden Stadt mit neuem Pulsschlag und Emporblühen forderten dieses Opfer unbedingt. Für die Neuaufstellung des Portals hat sich Tornow bis zuletzt — jedoch ohne Erfolg — eingesetzt. Er wollte das Portal auf dem Domplatz, zwischen den Flügelbauten der Markthalle neuaufstellen. Hierzu fehlten die Mittel, und keiner der einheimischen Großindustriellen rührte sich, hier mit Mitteln zu helfen. Ebenso und aus denselben Gründen mußte die Gruppe des Marschall Faber-Denkmals zusammengerückt werden und hat meines Erachtens an Wirkung nicht verloren.

Denn Metz wuchs unter deutscher Verwaltung und dehnte sich aus; es entwickelte seine Vorstädte Devant les Ponts, Ban St. Martin, Longeville, Montigny, Sablon und Queuleu, vor allem aber im Süden. Von ihnen aus strömte reiches Leben nach dem alten Kern der Stadt, strömten aber

Blick auf den Kaiserglockenturm und Paradeplatz

auch Grundſätze dahin, die das alte Stadtbild ändern mußten. Luft, Licht, Waſſerleitung, Entwäſſerung und Verkehr waren im alten Metz beſchränkt, ſogar vernachläſſigt. Hier mußten die Gefühlswerte dem Geſundheitsbedürfnis der Bewohner, die inzwiſchen von 35000 auf etwa 100000 Seelen geſtiegen waren, zum Opfer fallen, bei deren Durchführung grobe Fehler unterliefen. Vor allen Dingen fehlte es an einem großzügigen, den Stadtkern und alle Vororte zuſammenfaſſenden Bebauungsplan. Da verblieb nur das Geländegeſchäft im übernommenen Rayongebiet. Die Folgen waren eine ungeſunde Spekulation. In der „Straßburger Poſt“ habe ich im Jahre 1905 unter „Metzer Kunſtfragen“ dieſes Thema behandelt und verurteilt, leider jedoch nicht mehr hindern können. Heute geſellt ſich zu der nationalen Trauer um den ſchmerzlichen Verluſt dieſes ſchönen Landes das Gefühl, daß manches hätte geſchehen können, das Land innerlich Deutſchland mehr zuzuführen, als es in beinahe einem halben Jahrhundert geſchehen iſt. Gewiß, es wurde ſaniert, es wurde eine 21 = Kilometer = Straßenbahnlinie angelegt, und die Hochöfen lieferten nunmehr elektriſches Licht, elektriſche Kraft. Dieſes geſchah jedoch nicht nach ſtädtebaulichen Geſichtspunkten und wenig vorbildlich.

Metz war in ſeinem letzten Abſchnitt im Begriff, ſich zur Großſtadt zu entwickeln. Induſtrie und Bodenerzeugniſſe förderten und trieben zur Entfaltung, die in zahlreichen Neubauten ihren Ausdruck fanden, deſſen Früchte nunmehr dem Gegner anheimgefallen ſind. Und als dieſes in der erfahrenen Willkür geſchah, da riefen die Lothringer es in alle Winde: „Wir laſſen uns unſere heiligen Rechte der Selbſtbeſtimmung nicht rauben! Wir werden ſo lange kämpfen auf Leben und auf Tod, bis das elſaß-lothringiſche Problem im Sinne ſeiner Bevölkerung gelöſt ſein wird!“

Bekrönung einer Strebepfeilerendigung am Chor Notre Dame

Inzwiſchen hat die neue Gewalt zunächſt damit eingeſetzt, die ſtärkſten deutſchen Elemente durch Ausweiſung zu entfernen. Allein 54000 elſaß-lothringer Flüchtlinge haben in Groß-Berlin Zuflucht gefunden.

Die Übergabe an den Gegner 1918 fand in Metz unter zwei charakteriſtiſchen Merkmalen ſtatt. In Höhe von Montigny ſtürzte der den Einzug führende franzöſiſche General vom Gaul. Angeblich ſoll dieſer vor einer unbedeutenden Erſcheinung geſcheut haben. Die Franzoſen ſagen, vor dem Jubel der Metzer. Meine Metzer Freunde dagegen, die dabei geweſen ſind, ſagen: „Il était soût!“ Am Nachmittag dieſes Einzugstages waren auf dem Platz vor dem Bezirkspräſidium die franzöſiſchen Bajonette zuſammengeſtellt und von franzöſiſchen Truppen umlagert. Zur ſelben Zeit fand im Bezirkspräſidium die letzte Sitzung des Vereins für lothringiſche Geſchichte unter Vorſitz des letzten deutſchen Bezirkspräſidenten Frhr. von Gemmingen ſtatt. Die Verſammlung konnte unter dem Eindruck einer geſchichtlichen Wiederholung ihre Bewegung nicht unterdrücken, und der Altdeutſchen wie der Lothringer bemächtigte ſich eine tiefe Ergriffenheit:

Das alte deutſche Metz, das unbezwingliche, war zum zweiten Mal, ohne Schwertſtreich, an den Erbfeind gefallen. Nur Rückſchritt hatte ihm ſein langes Ringen nach Freiheit gebracht!

Einſamer Weg. Von Otto Buchmann

Einer Heimat zu, die ich nicht kenne,
Wandere ich durch lange, graue Tage,
Fremde Freude blüht am Wegesrande,
Lachen duftet auf ...
Ich kenne niemand, niemand kennt mich,
Nur die Einſamkeit iſt mein Begleiter
Und die müde Sehnſucht nach der Heimat,
Die vielleicht dort hinter Wäldern lächelt;
Einer Heimat zu, die ich nicht kenne,
Geht mein Fuß und meine müde Sehnſucht.

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Gerhart Hauptmann: Anna (Berlin 1921) — Wilhelm Hegeler: Zwei Freunde (Stuttgart 1921) — Max Thau: Die Stillen (Trier 1921) — Wilhelm Scharrelmann: Jesus der Jüngling (Leipzig 1920) — Derselbe: Die erste Gemeinde (ebd.) — Kurt Martens: Schonungslose Lebenschronik (Wien 1921) — J. R. v. Loewenfeld: Sie steigen aus den Gräbern (Berlin 1921) — Ida v. Boy-Ed: Germaine v. Staël (Stuttgart 1921) — Heinrich Spiero: Julius Rodenberg (Berlin 1921) — Ernst Heilborn: Vom Geist der Erde (Stuttgart 1921)

Gerhart Hauptmann, der bald Sechzigjährige, hat uns ein Epos, leider in Hexametern, geschenkt, Anna, mit dem Untertitel: „Ein ländliches Liebesgedicht". Mehr ist es in der Tat nicht, aber das genügt ja vollkommen, es kann sogar etwas Herrliches sein, wenn ein Poet es geschrieben hat, sagt man sich, nimmt erwartungsvoll das Buch in die Hand und liest die ersten Verse:

„Lutz, du bist es? Du bist's. So sei mir doch herzlich willkommen.
Ein so lieber Besuch, und so ganz unerwartet: wie herrlich!
Wie wird Julie sich freun, die Gute!"

Berückend ist dieser Anfang nun gerade nicht. Die Flickworte „so" und „doch" im ersten Verse stören schon, man merkt den Zwang des in deutscher Sprache nur mit ungewöhnlicher Sorgfalt und Kenntnis der Metrik zu behandelnden daktylischen Sechsfußes. Man komme mir nicht mit dem Einwand: „Aber Goethe!" Auch dieser Gigant stand unter dem Einfluß seiner Zeit; hätte er von Klopstocks Messias und von Vossens Luise den gleichen Abstand wie wir gehabt, würde er weder den Reineke Fuchs noch Hermann und Dorothea in Hexametern geschrieben haben. Er war nämlich mit Wieland der Meinung, daß nur der jambische Vers „das echte, alte, natürliche heroische Versmaß der deutschen Sprache sei", wie Wieland 1776 an Bürger berichtet. Als er sich trotzdem zum Hexameter entschloß: wie unsäglich mühevoll hat selbst er an diesem von den Griechen erfundenen Metrum gefeilt und geglättet; Goethe, einer der größten Meister auch in der Form, der namentlich in den Maßen der Antike zu Hause war, scheute sich nicht, wie ein Schuljunge daraufhin sich das Heft korrigieren zu lassen. „Goethe," so erzählt Heinrich Voß 1805 Abeken, „hat mir die Umarbeitung von Hermann und Dorothea aufgetragen und ich darf ändern, wo und wieviel ich will. Dazu hat er mir sein Manuskript gegeben, wo die einzelnen Verse so weit voneinander abstehen, daß ich viel dazwischen schreiben kann... Nun habe ich, da er es nicht anders haben will, auch toll hineinkorrigiert. Nicht bloß begangene Sünden, sagte er, sondern auch die Unterlassungssünden suchen Sie zu tilgen. Nun lege ich jeden Hexameter auf die Goldwage und sehe zu, das Gedicht auch in dieser Hinsicht vollkommen zu machen."

Es handelt sich hier um eine höchst wichtige Frage, darum war es nicht erlaubt, ihr aus dem Wege zu gehen. Gewisse naseweise Modedichter nämlich glauben, man könne Meisterwerke einfach aus dem Ärmel schütteln, sie müssen bei solcher Gelegenheit mit der Nase auf die Tatsache gestoßen werden, daß selbst die Jahrtausendgrößen gehörig geschuftet und kein Hilfsmittel gescheut haben, Höchstes zu erreichen. Hauptmann ist gewiß ein redlicher Arbeiter im Weinberge der Kunst, aber er hat es sich doch erheblich leichter als Goethe gemacht: es wimmelt in dem Werk von unmöglichen Hexametern, wie:

„Heilig, Anna, ist mir Staub, den deine Sohlen berühren,

oder:

Gleich sie milkt. Er erkennt selbst in dem Dunkel das Gudrunenantlitz,

oder:

Daß sie's war, niemand sonst. Trotzdem wagte ich nicht, es zu glauben.

Dazu kommt, daß den Dichter die Erinnerung an die Einzelheiten jener Umwelt und jener Jugenderlebnisse verleitet, nach naturalistischem Brauch bei gegenständlichen Nichtigkeiten zu verweilen, die zweckwidrig ablenken. Die bewußte Scheidung des Wesentlichen vom Unwesentlichen aber ist es, die den Erzähler zum Künstler macht.

Trotz diesen vorweggenommenen Mängeln ist „Anna" eine höchst wertvolle Dichtung. Zu ihrem wahren Genuß gelangt vielleicht nur der, der aus genauer Kenntnis von Hauptmanns Leben heraus sogleich das durchaus Biographische darin erkennt. Des Dichters Knabenzeit steigt aus der Vergangenheit empor, seine „Stromtid", in der er, noch zwischen zwei Berufen schwankend, auf Lederose, dem Gut seines Onkels Schubert, als Wirtschaftseleve tätig war. Lederose heißt in dem Gedicht Rosen, die Vornamen der Verwandten und, was wichtiger ist, ihre Charaktere scheinen nicht verändert, am wenigsten aber der eigentliche „Held", Gert Hauptmann selber, jetzt Lutz Holtmann geheißen und auch sonst unverkennbar als der Sohn eines Hotelbesitzers in schlesischem

Bei der Wahrſagerin

Gemälde von Leo Küppers

Badeort und von der Kunstschule in Breslau zum Ferienbesuch gekommen. Das gibt diesem Idyll seinen Wert und seine Anziehungskraft: den Schöpfer des Hannele, der Weber, des Biberpelzes und des Michael Kramer hier als bescheidenen Jüngling (noch immer von den guten, ahnungslosen Verwandten ausgelacht wegen seiner dichterischen Versuche), in seiner ersten Liebe seelisch zu belauschen.

Um das ganz zu können, will sagen, um den eigenen Reiz dieser Dichtung rein zu empfinden, muß man sich freilich still hineinversenken können in diese aufknospende Dichterseele, die sich noch scheut vor dem grellen Licht und der rauhen Luft des Tages, in diese wundervolle Keuschheit und Treuherzigkeit, die hoffnungsfrohe Bereitschaft zur Lebensfreude, das schüchterne Zurückstehen und den tiefen Schmerz dieses armen Jungen. Lutz müßte das Epos eigentlich heißen. Denn durch die Seele dieses Lutz, dieses jungen Gerhart Hauptmann gesehen, gewinnen alle Menschen und Vorgänge erst rechtes Leben, „erheben sich," wie Schillers Wallenstein einmal sagt, „mir selber zum Erstaunen des Lebens flach alltägliche Gestalten". Wie jugend- und frühlingsfrisch ist das erste Erwachen Lutzens an schönem Maimorgen geschildert, wie spinnewebfein das erste Erwachen seiner Liebe, seine stille Seelenfröhlichkeit, seine Ehrfurcht vor den Menschen. Eine leichte, wölkchenzarte Wehmut liegt über dieser idyllisch (d. h. als kleines Bild) gefaßten Erinnerung, gesättigt mit der Empfänglichkeit froher Ferienstimmung und doch mit dem ersten tiefen Liebesschmerz des Knaben.

Der Inhalt? Eine kurze, unglückliche Liebe. Am Tage seiner Ankunft schon verliebt sich Lutz bis über die Ohren in das schöne Wirtschaftsfräulein Anna, die ein geheimnisvoller Zauber umgibt. In ihrem Gesicht sind „Wehmut und Hoheit" vereint, und seltsam sticht ihre Schweigsamkeit von dem Ausdruck ihrer Augen ab, die in der Wechselfarbe des Opals schimmern, aber kalt, durchdringend. Wunderliche Charaktermischung: sie ist gehorsam und schüchtern, dabei leicht zu Tränen geneigt. Aber seltsam, daß sie von allen verdächtigt wird. Ein Gymnasiast ist ihretwegen ins Wasser gegangen, und dem alten Onkel Just, einem Quartalssäufer und schnurrigen Kerl, soll sie zu Willen gewesen sein. Lutz glaubt das alles natürlich nicht, er versteht es nicht. Schön wie ein Blumenkelch ist diese erste, mächtige Liebe des Kunstschülers und Dichters vor dem Leser aufgeschlossen, mit ihrer stillen und doch so heißen Sehnsucht. Er geht allein mit seinem Geheimnis, himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt, „voll heiligen Sturms und voll bitterster Angste". Auf der Höhe dieses Gefühls erhebt sich auch Hauptmann zum Gipfel seiner Dichtung. Wie der von heimlicher Sehnsucht erfüllte Jüngling im fünfzehnten Gesang abends zum Stelldichein an einen verschwiegenen Weiher geht, die Brust zum Zerspringen voll von dem Wunder des großen Weltgefühls, ist köstlich und gehört zum Besten, was Hauptmann geschrieben hat. Einbezogen, verschwistert ist hier die Sprache der Natur mit der des liebenden Herzens; im Überschwang seiner Glückserwartung meint der junge Dichter nicht anders, als er selber habe zum Empfang der Liebsten die Millionen Lichter am Himmelsdom und unten im Weiher angezündet. Er wartet umsonst. Er fühlt hier schon, auf dem nächtlichen Heimweg, daß Anna ihm nie angehören wird. Als sie dann, sich von schlimmem Verdacht zu reinigen und ihrem frömmelnden Vater gehorsam, dem Herrnhuter „Bruder" Tobler, „käseweiß im Gesicht überm apostolischen Vollbart", die Hand reicht, da schüttelt ihn der Menschheit ganzer Jammer. Und wieder zeigt sich hier die unverdorbene Dichterseele des jungen Gerhart in ihrer ganzen Unberührtheit. Nach schlafloser Nacht wandelt er in den taufrischen Morgen hinaus nach dem Friedhof, wo sein kleiner Spielkamerad begraben liegt, ihn „dürstet nach Reinheit und Unschuld". Aber als angehender Dichter horcht er aus seinem Schmerz tapfer auf die Offenbarungen des Lebens. Mit der Gewißheit, daß Anna ihn im stillen doch liebt, fährt er gefaßt davon, als Mensch wie als Dichter durch Schmerz gereift, durch ein tiefes Gefühl bereichert.

Mit Jugenderinnerungen beginnt auch Wilhelm Hegelers Erzählung Zwei Freunde, die unsre Leser schon kennen und die jetzt in Buchform vorliegt. Vielleicht interessieren ein paar Eindrücke, die ich beim Lesen des Werks im Zusammenhang sammelte. Der Roman ist etwas ungleich erzählt, auch im Stil, aber er gehört unstreitig zu den besten dieses begabten Schriftstellers, etwa in die Klasse seines „Pastor Klinghammer". Wie in Morgenlicht gebadet liegt der Kindergarten früher Erinnerung zu Beginn der Erzählung aufgeschlossen, mit dichterischer Zartheit, wie sie nur wenigen gegeben ist, wird das Verhältnis des kleinen Hans zur Mutter seines Freundes, die überhaupt künstlerisch fein gezeichnet ist, dargestellt. Sicherlich hat Hegeler viel eigenes Erleben hineinverwoben in diesen Roman, hat er doch selber im Kriege und nach ihm schwer gelitten. Das Echte und Tiefe dieser Empfindungen machen den vornehmlichen Wert des Romans aus. Das eigene Erleben ruft wohl auch die merkwürdige Erscheinung hervor, daß Hegeler gerade im tiefsten Brennpunkt der seelischen Erlebnisse, bei der Rückkehr des Totgeglaubten knapp bis zur Einsilbigkeit wird. Psychologisch fein und richtig gesehen ist es, wie Hans und Anni bei ihrem Wiedersehn sich innerlich nicht sogleich finden können, wie sie an ihren wirklichen Gefühlen vorbeireden und so die Kluft vergrößern, die das Schicksal zwischen ihnen aufgetan hat, statt sie zu schließen. Aber es hätte doch wohl klarer herausgehoben

werden können, daß Anni dem Enoch Arden tatsächlich innerlich entgleitet, weil er tiefer und ernster durch das Leid geworden, vom Schicksal auf andere Bahnen, auf ein neues Feld für seine hungrige und müde Seele gewiesen wird. Auch der Schluß ist schließlich doch zu dunkel. Viele werden eine besondere Feinheit darin finden, und ich gestehe, daß ich selber eine gewisse Vorliebe für so unbestimmte Ausklänge habe, die nicht mit einem dicken Punkt schließen (z. B. finde ich den Schluß von Jean Pauls „Flegeljahren" unvergleichlich schön, obgleich, oder gerade weil es kein Schluß ist). Aber hier, wo ein so starkes, aufwühlendes Erleben gezeigt wird, ist es doch schließlich des Dichters, „dem ein Gott gab, zu sagen, was er leidet", Sache, uns die Augen über die wahren Seelenvorgänge seines Helden zu öffnen, zumal der größere Teil des Romans sehr bewußt geformt und auf ein bestimmtes Ziel hingelenkt ist. Aber: Alles in allem werden „Zwei Freunde" dem Verfasser mehr als zwei Freunde zu seinen alten hinzuerwerben.

In einem ebenso unterhaltenden, wie innerlich bereichernden Sammelwerk: „Die Stillen" hat der Schriftsteller Max Thau eine Reihe von Dichtern vereinigt, die nicht zeitgemäß, nicht auf dem Markt lärmend angepriesen sein, sondern auf empfängliche Menschen in der Stille wirken wollen. Ein ausgezeichneter Plan, der auch mit Geschick und Geschmack in Angriff genommen ist. Ein stattlicher und dabei wohlfeiler Band umfaßt Beiträge von (in der Reihenfolge des Inhalts): Hermann Stehr, Waldemar Bonsels, Wilhelm Lehmann, E. G. Kolbenheyer, Arthur Silbergleit, Eduard Reinacher, Hans Christoph Kaergel, Wilhelm Schäfer, Moritz Heimann, Bruno Arndt, Paul Ernst, Ina Seidel und andern. Also gute Namen. Auch die Beiträge, an die sich jedesmal eine kurze Biographie des betreffenden Dichters schließt, sind nicht etwa Hobelspäne, die von den Werktischen der Meister zu Boden fielen, sondern meist wertvolle Gaben. Es ist natürlich unmöglich, hier auch nur einen Teil davon zu würdigen, mag dieser Hinweis auf das neuartige und erfreuliche Unternehmen genügen. Der Sammelname „Die Stillen" sagt wirklich nicht zuviel. Man spürt eine Entrücktheit, eine Tempelstille in dem Werke, die E. G. Kolbenheyer einmal sehr schön kennzeichnet:

> Und in der Tiefe still und klar,
> Von keinem neuen Wort entweiht,
> Verhallt, was dir so peinvoll war,
> Der Hetzruf der gepreßten Zeit.

Bücher der Einkehr, freilich in andrer Weise, sind auch die beiden Werke des norddeutschen Dichters Wilhelm Scharrelmann: Jesus der Jüngling und Die erste Gemeinde. Sie haben nichts mit der Kirche, nichts mit dem Dogma, geschweige denn mit irgendwelcher Frömmelei zu schaffen, sie sind, das fühlt man beim Lesen auf jeder Seite, herausgewachsen aus dem dichterisch beschwingten Gefühl reiner, tiefer Verehrung und Bewunderung der Erscheinung Christi und der Macht seiner Lehre, einem Gefühl, dem sich ja wohl keiner, der den Namen Mensch verdient, entziehen kann, mag er religiös sein oder nicht, mag er selbst einen anderen Glauben haben. Scharrelmann, dessen dichterische Innerlichkeit in diesen Heften schon oft gewertet wurde, ist seiner ganzen Anlage und Geistesrichtung nach für ein so gewagtes Werk geschaffen, schon in seinen „Geschichten aus der Pickbalge" erkannten wir das Herz und die tiefe Liebe zu den Mühseligen und Beladenen, in dem Roman „Selige Armut" zeichnete er dann ein tiefsinniges Menschenpaar (Ulrike und Dovidat); namentlich die Seelenkämpfe und Stimmungen des jungen Gottesgelehrten hat ein echter Dichter geschrieben. Nun wagte er sich an den großen Jesusstoff. Er suchte in Jesus der Jüngling die Lebenszeit des Nazareners, die für uns so gut wie ganz in Dunkel gehüllt ist, seine Jugend, dichterisch zu gestalten. Er tut es mit keuscher Ehrfurcht, mit seelischer Glut und Stärke, zugleich mit künstlerischem Feingefühl. Die schlichte Sprache der Evangelien in Luthers kernhafter Neuschöpfung ist beibehalten, kein falscher Zug, keine Abgeschmacktheit oder Überschwenglichkeit stört, alles ist in der einfachen aber großen Linie des späteren Jesus, des Gottbewußten und in sich Gefestigten gehalten, und sogar die wunderbare Mischung von Demut und unbezwinglicher Größe gelang dem Dichter. Freilich ist manches aus den Evangelienberichten über die Reden Jesu vorweggenommen, aber der Mann ist ja die Erfüllung des Jünglings, es geht da nicht ohne Anklänge ab.

Kein Wunder, daß es Scharrelmann nach dieser brunnentiefen Versenkung in die Lehre des „Menschensohnes" reizte, auch seine Wirkung auf „Die erste Gemeinde" zu erspüren. Ist doch diese erste Christengemeinde so ziemlich das Wunderbarste und Ergreifendste, was die Menschheit bis auf den heutigen Tag gezeitigt hat. Scheinen hier nicht alle Fragen und Rätsel des Lebens gelöst durch das eine Schlüsselwort Liebe? Wie reich ist diese Urgemeinde in ihrer Armut, wie stark in ihrer Demut, wie unbezwinglich in ihrer Güte, wie göttlich in ihrer Liebe! Besonders glücklich hat das der Dichter erfaßt in dem Kapitel, wo Saulus nach seiner Taufe zum erstenmal in die Versammlung der Gemeinde tritt; er fühlt sich ergriffen, daß er erbebt. Kein äußerliches Kleid noch Gepränge, noch Opferflamme — aber er empfindet den Geist der Gemeinschaft und Liebe, der unter ihnen ist, wie einen lebendigen Odem aus dem Liebesherzen Christi und sinkt auf die Knie und spricht unter Tränen: „Es ist zu viel, mein Gott!" Das Ganze ist erfüllt von diesem hohen Geist, weil der Dichter sich ganz in ihn eingefühlt hat. Die beiden

Bücher sind eine wertvolle Umschreibung des Evangeliums, sie wirken wie die beiden kleinen Flügelbilder eines Triptychons, die das große Mittelgemälde der Überlieferung sinnvoll einrahmen.

Kein stärkerer Gegensatz ist denkbar als der zwischen diesen beiden stillen, beschaulichen Büchern und der unter dem kecken Titel Schonungslose Lebenschronik erschienenen Selbstbiographie des bekannten Kulturkritikers, Erzählers und Dramatikers Kurt Martens. Da pulst modernes Leben auf jeder Seite, man fährt wie in einem rasenden Auto durch dreißig Jahre eines bewegten Schriftstellerlebens und nebenbei durch alle sehenswerten Städte und Länder von Deutschland und Umgegend. Überall, wo es nach Literatur riecht, wird haltgemacht und für eine Weile ausgestiegen, bekannte Gestalten tauchen auf und werden kurz skizziert, alle möglichen Fragen, die den Kulturmenschen beschäftigen, und einige andre werden im Fluge berührt und erörtert, Gesellschaftsschichten, soziale, örtliche, politische, literarische, künstlerische Zustände werden geschildert, aber auch an Selbstkritik wird nicht gespart, und die Aufschrift Schonungslose Lebenschronik ist wirklich berechtigt. Ein lebensprühendes, fesselndes, aber auch ehrliches Buch, in dem man einen Querschnitt durch einen großen Teil des geistigen Deutschland von 1870 bis 1900 erhält. An den immer selbständigen und fesselnden Urteilen des Bekenner- und Erkennerbuchs wird jeder Unbefangene seine Freude haben.

... In Verlegenheit, welche der vielen wirklich lesenswerten Bücher, die sich diesmal aufgehäuft haben, ich noch in diese Monatsschau mitaufnehmen soll, greife ich zu einem Erzähler, den ich bis dahin noch nicht kannte, der aber verdient, daß man auf ihn aufmerksam macht. Er heißt J. R. v. Loewenfeld und sein Buch: Sie steigen aus den Gräbern... Es sind sieben Erzählungen, märkische Novellen, die in aufsteigender Linie die geschichtlichen Wandlungen Brandenburgs vom Ende des dreizehnten Jahrhunderts bis zur Zeit Kaiser Wilhelms behandeln. Loewenfeld ist nicht nur ein äußerst gewissenhafter und ernster Arbeiter, der sichtlich die fleißigsten Studien gemacht hat und die Geschichte, wie das Land und die Leute, die er schildert, genau kennt, er ist auch ein feiner Kopf und ein erstaunlich gewandter Erzähler. Gewandt ist eigentlich zu wenig gesagt, denn er ist auch Poet, er hat Herz und geschwisterliches Gefühl für Baum und Wolke, für Ried und Wald; sogar Humor fehlt ihm nicht. Hier und da hätte ein wenig geschichtlicher Ballast ausgeworfen werden können, um dem episch dahingleitenden Schifflein noch flottere Fahrt zu geben, aber manchem ist dieser Ballast vielleicht besonders wertvoll, denn Loewenfeld ist geschichtlich zuverlässig. Nicht ganz gerecht scheint mir der alte Fritz in der Novelle „Die schöne Wreech" behandelt zu sein. Jedenfalls ist Loewenfeld ein Name, den man sich merken muß.

Ida v. Boy-Ed hat in ihrem jüngst erschienenen Buch Germaine von Staël ein klar geschautes Lebensbild dieser geistreichen Frau gegeben, das aber, wie schon ihre beiden letzten Darstellungen anziehender Frauen aus der großen Weimarer Zeit (v. Stein und v. Kalb), ein ungemein lebensvolles und warmes Einfühlen in das Seelenleben ihrer Modelle auszeichnet. Daß die Form meisterliche Sicherheit verrät, braucht bei einer Boy-Ed nicht erst gesagt zu werden; das Buch von dieser Französin aus der Schweiz, die durch ihre Heirat Schwedin wurde, weil germanisches Blut in ihren Adern floß, liest sich wie ein guter Roman. Ihre Namengebung Germaine ist in der Tat „kein Zufall, sondern gehört zu jenen seltsamen Handlungen, die unter einem unbewußten Zwang vollzogen werden und einem verborgenen Gesetz gehorchen".

Sehr begrüßenswert ist auch das Lebensbild, das Heinrich Spiero von Julius Rodenberg aufrollt. Der warmherzige Dichter, der in seiner „Deutschen Rundschau" jahrzehntelang wie in einem Brennspiegel die Strahlen des literarischen Lebens in Deutschland auffing, ist nicht nur mit biographischer Treue, er ist auch mit verstehender Liebe gezeichnet. Auf Grund bisher unbenutzter handschriftlicher Quellen und tiefdringender Studien hat Spiero ein Werk geschaffen, das auch für solche, die Rodenberg als Menschen wie als Literaten und Dichter zu kennen glauben, Wert hat.

Ein ernstes, tiefes Buch bietet Ernst Heilborn in seinem Zeitbrevier: Vom Geist der Erde. Ein junges Glaubensbekenntnis, das doch von alter Weisheit schwer ist. Schade, daß der Raum nicht ausreicht, die Gedankengänge Heilborns wenigstens in großen Zügen zu skizzieren. Bei allen Glaubensgründern der Menschheit hat er aufmerksam Umschau gehalten, um endlich zum Geist der Erde zurückzukehren und in einer allgemeinen Dienstpflicht zur Arbeit, in einem geistigen Kapitalismus, der die menschlichen Schatzkammern unsrer Väter bereichert, mit dem, was die neue Zeit schöpferisch errungen hat, das Heil der Zukunft zu finden. Geistiges und seelisches Erlebnis nicht leichter Art spricht aus diesem Buch, Mühe und Erkenntnis, endlich Wille zum Guten. Ein Menschenantlitz, das verheißend in ein Morgenrot blickt.

Illustrierte Rundschau

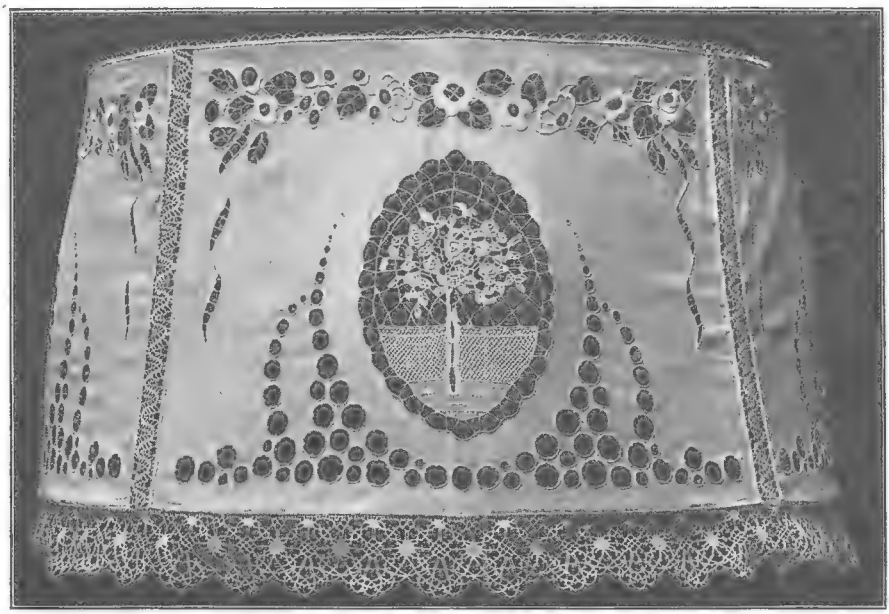
Zu unsern Bildern — Das Doppelbildnis Brinckmann und Lichtwark von Arthur Illies — Karl Jügels „Puppenhaus“ — Lampenschirm von Josefine Vieler — Beleuchtungskörper (von Poelzig) und Tierplastiken (von Storch und Meisel) — Zimmer von Eugen Stolzer

Gleichsam mit einem Jubelruf beginnt dieses Heft. Vor dem Damenbildnis von Alfons Roth-Zamdorf erkennt man so recht, welche Gefühlswerte schon allein der Farbe innewohnen. — „Was mag das für ein Feldherr sein, mit hundert Orden groß und klein?“ — so fragt ein altes Lied, und die Antwort heißt: „Es ist der Schützenkönig!“ Doch war es nicht bloß der harmlose Humor und die treuherzige Liebenswürdigkeit kleinstädtischer Königsschießen, die Philipp Franck zu seinem Bilde angeregt haben (zw. S. 8 u. 9), sondern es war auch die Farbenpracht, die sich an diesen Festtagen in dem nüchternen Grau namentlich unsrer norddeutschen Städte einzigartig entfaltet. — Es ist immer eine Freude, ein Bild des Königsberger Meisters Karl Albrecht zu sehen. Ein vornehmer und stiller Künstler, malt und schildert er einfache Zustände, indem er sie gleichzeitig adelt. „Bei der Lampe“ (zw. S. 24 u. 25) — so etwas ist unendlich oft dargestellt. Albrecht verschmäht es, aus seinem alten Herrn einen Faust zu machen. Es ist ein klarer und eifriger Arbeiter, der grade aufblickt, weil seinen wachen Sinnen irgendein Geräusch hinter dem Vorhang zum Bewußtsein gekommen ist. Und doch ist dieser in goldiges Licht gebadete Innenraum voll von poetischem Leben und nicht bloß wegen des in dem Schatten des Abends und der Vergangenheit verdämmernden Parisurteils an der Wand. — Das Seestück von Professor Hugo Schnars-Alquist (zw. S. 48 u. 49) gibt erwünschte Gelegenheit, in Kürze etwas Näheres über diesen Maler zu sagen, dessen begeisternde Seestücke in der Zeit unsrer Seenot namentlich für unsre Jugend von hohem Werte sind. Schnars-Alquist ist der erste Künstler, der den Ozean

Prof. Dr. Justus Brinckmann und Prof. Dr. Alfred Lichtwark. Gemälde von Arthur Illies

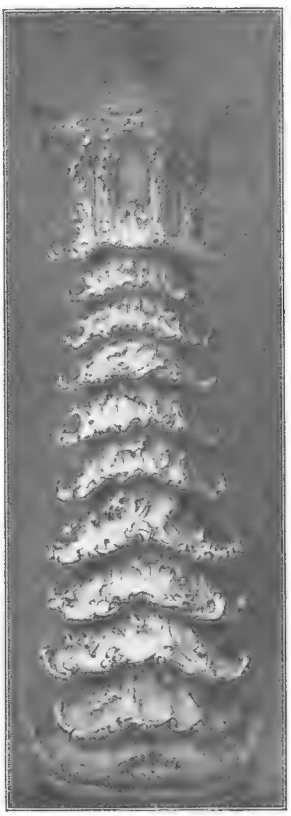
Das Gontardsche Puppenhaus
Unten: Lise v. Türckheim, Goethes Lili aus den Lebenserinnerungen von Karl Jügel

als Element in seinen Werken darstellte. Etwa dreißig Studienreisen auf allen Meeren haben ihn mit den dafür nötigen Kenntnissen ausgerüstet. Der Maler hatte einen harten Weg zurückzulegen, bevor er zur Meisterschaft gelangte. Als Sohn eines früh verstorbenen Hamburger Großkaufmanns wurde er gezwungen, in eine Handelslehre zu treten. Erst nach schweren Jahren des Ringens konnte er sich der geliebten Kunst widmen. Hans Gude, der von den Düsseldorfern beeinflußte Norweger, wurde sein Lehrer. Ende der achtziger und Anfang der neunziger Jahre war Schnars-Alquist als Kunstkommissar auf den großen Ausstellungen in Melbourne und Chicago tätig; gleichzeitig begannen seine ausgedehnten Studienreisen. Seine zahlreichen Werke sind mit wenigen Ausnahmen im Privatbesitz. Die zahllosen Studien zu seinen Bildern gedenkt der Künstler dem Institut für Meereskunde an der Berliner Universität zu vermachen. Dort werden sie die deutsche Jugend begeistern und die wissenschaftliche Forschung fördern. Heliogravüren nach seinen Gemälden sind im Verlag von Ludwig Möller in Lübeck erschienen. — Prof. Emil Orliks Liebe zum fernen Osten, eine Liebe, die sich namentlich auch in seinem graphischen Schaffen ausgesprochen hat, bezeugt die farbenfrische und flottgemalte „Chinesische Mutter mit Kind“ (zw. S. 72 u. 73). — Ausge-



Lampenſchirm für größere Stehlampe. Von Joſefine Vieler, Saarbrücken
Unten: Beleuchtungskörper von Prof. Poelzig aus der Älteſten Volkſtedter Porzellanfabrik in Volkſtedt

zeichnet in der Bewegung iſt die Plaſtik „Wilder Reiter“ von Willibald Fritſch (zw. S. 88 u. 89), eins der beſtgelungenen Werke auf der Großen Berliner Kunſtausſtellung des verfloſſenen Jahres. — Das Vermächtnis liebenswürdiger Erfindung und techniſcher Sauberkeit hat Leo Küppers der Düſſeldorfer Überlieferung entnommen („Bei der Wahrſagerin“, zw. S. 104 u. 105). — Zu dem „Paradies“ von Arthur Illies



ſchreibt der Maler ſelbſt: „Der gedankliche Inhalt des Bildes iſt oft nicht verſtanden worden, inſofern es viele als den Sündenfall betrachtet haben. Das iſt nun aber eigentlich nicht damit gemeint. Eva gibt dem Adam den Apfel keineswegs ſchon zu koſten. Adam ſoll der Menſch ſein, dem ein ungekanntes Wunder, das Wunder des Weibes, plötzlich offenbar wird. Eva flieht vor ihm, hält ihren Apfel weg und wendet ſich doch wieder dem Manne zu. Es handelt ſich alſo nicht um eine Darſtellung aus der bibliſchen Geſchichte. Die ſich niederſenkende Wolke von kleinen Schutzengeln wird die beiden bald umhüllen und von der Welt abſchließen, ſo daß ſie nur noch einander ſehen und für alles andere blind werden.“ Das Gemälde beweiſt, wie friſch die Phantaſie unſrer jungen Künſtler blüht, nachdem ſie lange durch äſthetiſche Feſſeln gebunden geweſen iſt.

⁂ ⁂ ⁂

Daß man über ihren Anſprüchen die Forderungen naturaliſtiſcher Treue nicht zu vernachläſſigen braucht, läßt das Doppelbildnis Brinckmann-Lichtwark erkennen, das ebenfalls Arthur Illies geſchaffen hat. Es iſt nach dem Tode der beiden Männer gemalt und als ein Dank an die beiden Männer anzuſehen, deren eifrige und durchgeiſtigte Arbeit durch Jahrzehnte das künſtleriſche Leben von Hamburg beſtimmt hat. Illies hat ſich die beiden Bildniſſe von der Seele gemalt, und das iſt die beſte Herkunft eines Kunſtwerks.

⁂ ⁂ ⁂

Die Abbildungen auf der zweiten Seite dieſer Rundſchau ſtammen aus einem bei Engler & Schloſſer in Frankfurt a. M. erſchienenen Buch, das ſich in eine Reihe von Frankfurter Lebensbildern einfügt. Es heißt „Das Puppenhaus“ und trägt ſeinen Namen nach einem Erbſtück in der Gontardſchen Familie. Dr. Wilhelm Pfeiffer-Belli hat das 1856 herausgegebene und ſeither faſt ganz verſchollene Buch mit wiſſenſchaftlicher Sorgfalt betreut. Zum Sammler, Ordner und Verfaſſer hat es den in Berlin aufgewachſenen Buchhändler Karl Jügel, der 1808, mit 25 Jahren, nach Frankfurt kam und ſich 1816 mit Minie Schönemann, einer Nichte von Goethes Lili, verheiratete. Das Puppenhaus, das ſich jetzt im Frankfurter hiſtoriſchen Muſeum befindet, iſt zu Beginn des 18. Jahrhunderts, wahrſcheinlich als Geſchenk holländiſcher Verwandten, in den Beſitz der Familie Gontard gelangt. Wir bilden das reizende Stück ab, an deſſen Anblick ſich der alte Jügel erfriſcht hat, denn dank der überraſchenden Treue dieſer Klein-

Tierplaſtiken von Bildhauer Meiſel und Bildhauer Storch aus der Älteſten Volkſtedter Porzellanfabrik

Zimmerecke. Von Architekt Eugen Stolzer, Berlin

In dem Streben nach starken, ungewöhnlichen Wirkungen suchen heute viele unsrer Künstler ihre Anregungen in fremden Kulturen, und wenn sie in Japan, China oder Indien Einkehr halten, so ist das noch ein freundwilliges Entgegenkommen, das unserm Verständnis erwiesen wird. Wir müssen froh sein, wenn wir nicht in der Formensprache der Hottentotten oder Feuerländer angeredet werden. Derlei zählt zu den Müdigkeitserscheinungen, wie sie auch im 18. Jahrhundert zu verzeichnen waren, als Pillnitz entstand und das japanische Palais in Dresden und sich die vornehmen Damen in Paris Pagoden auf den Kamin stellten, bequeme Hausfreunde, die zu allem Ja nickten, was man sagte und trieb. An dieses Rokokochina erinnern die Tierplastiken von Storch und von Meisel, die die älteste Volkstedter Porzellanfabrik mitten aus dem thüringischen Herzen Deutschlands in die Welt schickt, gut beobachtete und treu wiedergegebene Tierbilder und phantastisch-drollige Ungeheuer. Dieselbe Fabrik vertreibt die eigentümlichen Beleuchtungskörper von Prof. Poelzig. Auch sie lehnen sich an östliche Vorbilder an, bleiben aber korallenartigen Naturformen näher.

welt konnte er sich leicht in verflossene Zeiten zurückversetzen. Mit besonderer Liebe spricht der Verfasser von Susette Gontard, Hölderlins Diotima, und von Goethes Lili. Aus seinem Besitz stammt auch das Bildnis Lilis.

Daß man einfache Aufgaben auch mit einfachen Mitteln sehr ansprechend lösen kann, zeigt der schöne Lampenschirm von Josefine Vieler, einer bisher in Saarbrücken lebenden Kunstgewerblerin. Die Technik verbindet Hoch- und Lochstickerei mit Kanten und Zusätzen aus echten Spitzen.

Die Abbildung auf S. 112 zeigt eine geschmackvolle Zimmerecke mit neuartigen und nicht übel geformten Möbeln von dem Berliner Architekten Eugen Stolzer. P. W.

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Paul Oskar Höcker in Berlin
Künstlerische Leitung: Rudolf Hofmann in Berlin — Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien — Druck: Fischer & Wittig in Leipzig — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I. Bräunergasse 3 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50

das ist die völlige Liebe — — Und es steht ein Wort über dem Ende der Seele, das süßer ist als aller Himmel und das Wort heißt: Friede.

Aus Tamarindenholz war ein Haufen geschichtet.

Die Levitin Elisseba war zu schwach, um selbst hinaufzusteigen, man trug sie wie ein lebloses Bündel Kleider auf die Hinrichtungsstelle.

Tiefe Stille lag über dem versammelten Volk. Es fühlte die Nähe des gewaltigen Heiligen . . ., der ein ernster und eifriger Gott, ein unerbittlich rächender Richter war . . .

Das Weib droben sah mit leeren Augen in die Weite. Sie wich der Gewalt, ohne sich zu wehren. Aber als die Flamme aufloderte, schrie sie auf. Es war kein Wort gewesen. Und war doch wie ein Hilferuf gewesen . . .

Ein Hilferuf nach dem Erlöser, der einst sprechen würde: „Gott ist die Liebe."

Bei dem Schrei war Rahel, die als Levitentochter anwesend sein mußte, bewußtlos umgesunken. Zwei starke Arme fingen sie auf und ein Antlitz beugte sich über sie, das desselben Mannes, dessen Opferschaf sie tags zuvor bedauert und geherzt hatte.

Wenige Stunden nach dem Feuertode der Levitin sprachen in Josuas Zelt zwei Männer miteinander. „Ich sage dir, Kades von Edom schlägt unsere Bitte um freien Durchzug ab!" sagte der jüngere der beiden hastig zu Josua.

„Dann wird der Herr ihn zerschmettern, Achan!"

„So?! — Oder er uns!" Achan lachte höhnisch auf. Dann griff er nach des Freundes Hand.

„Josua, ich kann es nicht mehr mit ansehen! Moses wird alt! Nimm du die Führung! Du kannst's! Und dann mach' einen Einfall mit Waffengewalt! Mach' ein Ende mit den langen Bitten, die zu nichts führen! Die uns nur verächtlich machen und uns kostbare Zeit nehmen!"

„Du redest irr, Achan. Oder soll ich sagen, du lästerst!?"

Josuas Hand legte sich schwer und drückend auf die Schulter des Jüngeren. „Was bist du für ein Mensch, Achan! — Sieh, der Herr war der Gott Abrahams, unseres Stammvaters. Er hat uns aus dem Diensthause, aus Ägypten, geführt und er bringt uns in das Land der Verheißung!"

„Und die, die jetzt drinnen wohnen?" tönte es fast bitter zurück.

„Die werden wir austilgen mit der Schärfe des Schwertes."

„Sie vermögen mehr als wir, Josua!"

„Sie sind ein Greuel!" fuhr der andere leidenschaftlich auf. „Sie geben ihre Kinder dem feurigen Götzen zu fressen! Sie sind unrein! Enaksöhne! Ein Greuel!!"

„Wir verbrennen Jahwe ja auch unsere Weiber! Ist Elisseba kein Kind Israels gewesen?! — Und doch ist es weise, sehr weise von Mose, dies also zu bestimmen."

„— Achan!!" Beide Hände des trotzigen Feuerkopfs ergriff der ältere Mann. „Achan, ich liebe dich wie meinen Sohn! Wie kannst du des Herrn Mund, der durch Moses Befehle spricht, also durch lästerlichen Hohn schänden?!"

„Ich weiß, daß du mich liebst, Josua. Obgleich meine Mutter ein ägyptisches Weib war, das meinem Vater weinend und schreiend in die Wüste nachlief, bis daß er sie nahm . . . Vielleicht hab' ich die Krankheit von ihr, von dem fremden Blut . . . den Dämon, der mir zusetzt bei Tag und Nacht, daß ich nicht denken kann wie ihr." — Er seufzte und fuhr dann fort: „Moses ist ein Gewaltiger. Aber er ist alt . . .! Und sieh dir die von ihm Geführten an! — Die Simeoniten essen nicht mit den Kindern Ruben, — die Kinder Dan halten sich in lächerlichem und törichtem Hochmut für besser als die Kinder Asser! Und alle holen sie sich die Midianitinnen in die Zelte."

„So lange sie selbst nicht beten zu den Göttern der Fremden . . ."

„Du verstehst mich nicht!! Wir werden so allmählich eins werden mit den Fremden. Sie sind klüger als wir. Sie werden die Lehrer, wir die Schüler sein! So kommen wir allerdings wohl in ihr Land! Haha!! Wir werden ihnen Knechte sein! Wie wir's im Nillande waren, so wird's am Jordan sein, wenn wir uns nicht völlig fern von jeder Vermischung mit ihnen halten!"

Bedrückt und in dumpfer Verzweiflung verließ Achan den Freund. —

Erst, als er sein Zelt betrat, fiel ihm die junge Levitin wieder ein, die er bewußtlos dorthin trug.

Rahel war wach. Mit verstörten, angstvollen Augen starrte sie dem Eintretenden entgegen.

„Bleibe sitzen, Rahel, Gaddiels, des Priesters Tochter und höre. Ich werde mich dir heute in deines Vaters Hause verloben, denn es gefällt mir, deinen Leib vor den Flammen zu retten. — Bist du eine Erbtochter?"

Die halb Ohnmächtige bejahte und stammelte leise fragend: „Herr — woher weißt du? —"

Ein feines Lächeln umspielte Achans Lippen: „Du mußt selbst noch ein Kind sein, Rahel! . . . Genug, ich weiß es. Aber fürchte dich nur nicht, Rahel, sondern mache dich herzu, iß und trink und sei fröhlich. Ich gehe derweil zu deines Vaters Zelt."

Als er heimkehrte, war Gaddiels Hab und Gut an ihn verspielt, an Rahels Hand somit kein Erbe, das dem Stamme verbleiben mußte, mehr geknüpft.

Die ägyptischen quadratischen Holzstückchen hatten ihr Geschick entschieden.

Daß sie zuvor von Achan gezeichnet worden waren, wußte nur der allein.

Und doch war es wiederum derselbe Mann, der den murrenden Gesippen der Eliseba donnernd entgegentrat.

„Ihr Hunde! Müssen wir nicht ein reines Volk sein dem Herrn!? Sähen unsere Augen anders auch nur eine Traube, ein einziges Weizenkorn Kanaans?! — Nehmt nur weiter die Fremden zum Weibe! Hurt wie sie und fallt ab vom einzigen, das uns zusammenhält; von unserm gemeinsamen Glauben! Knechtsseelen ihr, Hunde!"

Kein Arm erhob sich gegen ihn.

⁂ ⁂ ⁂

Tage, Wochen vergingen.

In Achans Zelt liegt ein junges Weib auf dem Lager. Weiche, mit Purpur reich umsäumte Kleider hüllen den zarten Leib ein und Onyx und Chrysoprassteine schmücken das nachtschwarze Haar. Seit Rahel das Weib des Rubeniten ist, ruht sie oft so, stundenlang vor sich hinträumend, auf ihrem Lager.

Eine Hand schlägt die Zeltwand zurück. Achan steht vor ihr: „Der Herr segne dich! Sie lassen uns nicht durch, Rahel!" — Wie spöttisches Frohlocken blitzt es bei der Nachricht aus seinen Augen.

„Und das freut dich, Herr?"

„Ja. Denn jetzt kommt es zum Kampf! Und der Kampf — Rahel —, der schweißt uns zusammen! Der bringt uns zu uns selbst."

In schwerer Erregung schreitet der Mann auf und ab. „Du bist schön, Rahel ..." Zerstreut lächelnd bleibt er vor ihr stehen.

Die Priesterstochter aber wird totenblaß, und ihre Augen füllen sich mit Tränen.

„Wunderschön!" Mit untergeschlagenen Armen sieht er sie unverwandt an. „Und das alles zum Brennen?! Bei den großen Göttern Ägyptens — das wäre fluchwürdig!" — Er lacht auf und fährt dann, grübelnd, halblaut fort: „Wennschon es das Richtigste gewesen wäre! Gesund und streng, blutstreng und stolz, in Glauben, Gesetz und Sitte müssen wir, bei Jahwe!, bleiben. Sonst —" seine Hand fährt verächtlich durch die Luft!

„Pah! — So viel mit allen Hoffnungen!! Wüstengesindel — nichts weiter!"

Da sieht er die entsetzten Kinderaugen — und etwas wie ein Zwang zur Grausamkeit packt ihn.

„Deswegen wäre es recht, daß du noch jetzt ins Feuer des Holzstoßes kämst, Rahel..." sagt er langsam und jedes Worts bewußt.

Und schämt sich und verachtet sich selbst um der grausamen Worte willen, die ihm selbst die Seele im sadistischen Trieb zur Selbstquälerei zerfleischen, als er sieht, wie sie zurücksinkt.

Als Rahel wieder zu sich kommt, kniet er an ihrem Lager und seine bitteren Tränen rinnen über ihre Füße.

„Verzeihe mir, Rahel! Feine, Süße! Geliebte!" Seine Augen sehen sie flehend an: „Sage — warum ist's denn eigentlich unrecht, das Schaf von der Mutter zu nehmen, um es zu opfern?" fragt er sie gleich darauf in merkwürdiger Spannung. Als keine Antwort kommt, fährt er fort: „So will ich es dir sagen, Rahel: weil es gar keinen Gott gibt! Keinen! Keinen ägyptischen und syrischen und edomitischen — und keinen israelitischen — keinen!"

Er hat es erwartet, daß sie schweigt. Seine Lippen verziehen sich bitter. Ein Geschöpf wie sie alle. Wer hieß ihn denn glauben, daß gerade sie anders sei? Daß sie es vermöchte, anders zu denken —, als sie alle; alle?! Jene Äußerung ...? Kindliche, nichtssagende Worte ...! Da — steht sie plötzlich neben ihm. Ihre Augen leuchten, die zarte Gestalt bebt vor Erregung.

„Doch, Achan! — Draußen in der Wüste — und auf den Sternen ist Gott — und du — du bist Gott!"

In dem Augenblick nahen Schritte. Ein Bote tritt ein. „Der Mann Gottes läßt Achan, den Rubeniten, entbitten. Moses ruft dich!"

„Das ist das Ende! Rahel — Rahel! — Der Mann Gottes wird warten!" klingt die kurze, hochfahrende Antwort an den zurückweichenden Boten.

Einen Augenblick herrscht Schweigen. Tief ist Achans erblaßte Stirn gesenkt. „Mir geschieht recht!" — sagt er endlich dumpf. „Es darf keiner zweifeln an Jahwe —! Um des Volkes willen. Denn der Glaube gibt Kraft. Wer gegen ihn wächst, wird umgehauen und verbrannt. — Es ist kein Raum für mich in Israel ...! Ich erkenne es wohl. Aber für dich, Rahel, die du einen andern Gott im Herzen trägst als sie, auch nicht! — Ah — es ist schwer, — jetzt zu sterben! Jetzt, da ich dich kenne!! Weib — einen Sohn solltest du mir schenken, — einen Sohn! — Dann könnte ich sie wieder genießen, die andern, — die blöden Dirnen... Rahel," des starken Mannes Stimme wird weich: „Du —! ... Ich habe dich nicht gefragt: wer hat dich zum Weibe gemacht?! Ohne vor deinen Vater getreten zu sein, daß er dich zu seinem verlobten Weibe mache ...? Ich habe dich nicht gedrängt um eine Liebe ..., nicht ein einziges Mal habe ich diese Lippen geküßt — nie —! Die Mutter meines Sohnes — das Weib meiner Seele solltest du sein! Und nun ...?!"

Da wirft sie die Arme um seinen Hals. „Ich will sterben — ich will mit dir sterben. Küsse mich, Achan — und dann der — Tod!"

Nun war sie allein.

Achan war bei Moses.

— Und aus dem Dunkel des Zeltschattens kroch es auf sie zu ... Mit langen, streckenden Armen und grinsendem Antlitz ...

Undeutlich — übermächtig.

Grauen — Angst.

Jahwe! — Was hatte sie angehört!! — Was hatte sie selbst gedacht und gesagt! — Frevelnde Lästerungen!! Gottesleugnen! Gottesschänden! Wie Feuerschlangen schien

es vor ihr herzufahren. Das war der feurige Atem Jahwes, wie er sich Moses in Donner und Blitz auf dem Sinai offenbarte. Wie ein fernes, süßes Lied kam ein Erinnern über sie. Der Fremde — er — er — der ihr über das Haar gestrichen hatte. — Der hatte auch Götter — sicherlich! Fremde, schöne, liebe Götter.

Und plötzlich fing sie an, zu Jahwe zu reden. Weinerlich, wie ein kleines Kind.

„An *seine* Götter hätte ich geglaubt ... und ich habe ihn so lieb ... Aber da kam Achan — Jahwe — Jahwe!!"

Die feurige Gestalt wuchs — wuchs — ins Unermeßliche — und trat auf sie zu.

⁂ ⁂ ⁂

Es ruhten die Augen des Gewaltigsten in Israel auf Achan, dem Rubeniten.

Auf dem Kinde des ägyptischen Weibes aus dem Pharaonengeschlecht, das dem israelitischen Manne nachlief —; dem Knecht, dem Sklaven, nachlief in die Wüste, bis daß er sie nahm. Und die das Empfinden eines uralten, reichen und edlen Volkes, das Blutserbe einer hochentwickelten, jahrhundertealten Kultur in den Sohn des Hirtenvolkes legte. Das Erbe der Ahnen — die Kindschaft der ägyptischen Mutter lastete auf Achan.

Das war der Dämon, der ihn umtrieb — und der ihn zwang, anders zu denken als die, die seines Volkes waren.

„Ich habe dich rufen lassen, Achan. Sohn der Ägypterin Tachot und Redad, des Rubeniten. Dir gefiel es, lange zu verziehen ... Josua sprach mir von dir. Jetzt höre: Der Herr hat also zu mir gesprochen: ‚Du bist alt und du wirst sterben, darum, daß du mir nicht gehorchet hast. Aber steige auf jenen Berg —' eine Handbewegung wies auf die im Schatten des Abends verdämmernde Steinmassen des Nebo —, ‚du sollst das Land sehen.' Josua wird mein Nachfolger sein. Du aber, Achan, Sohn der Tachot: — Unser Gott ist ein starker Gott — Israel ist schwach ohne *ihn*. So sie abfallen werden von Jahwe —, so sie sich mengen werden mit den Fremden, werden sie sterben! Vertilget die Fremden denn mit Feuer und Schwert; es müssen die Städte zerstört und die Menschen verbrannt werden, spricht der Herr, Herr."

Moses schwieg.

Ein Diener kam mit Licht. Da sah Moses Achan. „Du bist noch hier?"

Der Rubenit ging auf den Mann Gottes zu, hob den Saum seines Mantels an die Lippen und lag wie anbetend im Staub.

Endlich erhob er sich. „Ich liebe dich ...!" stammelte er mit zuckenden Lippen und wandte sich zum Gehen.

Der Greis streckte den Arm.

„Achan! — Komme her. Ich habe deiner Mutter Mutter, die die liebste Gespielin der Königstochter war, gekannt. Sie war sehr jung —, als ich sie kannte ... Die weinte, als ich aus dem Nillande in die Wüste floh ... denn ihr Kind war auch das meine. Ich war ein Hirte danach. In der Wüste. Viele Jahre. Und ich sah, wie fein und lieblich es ist, an den Flüssen zu wohnen und Land zu haben, das Korn und Wein trägt. Aber *er* sprach, und ich folgte."

Da riß der Sohn der Tachot dem Greise die Hände vom Antlitz und schrie: „Steinige mich — verbrenne mich —, doch zuvor sage: *Was ist es um Jahwe?!*"

Sinnend starrte Moses in das Licht. Und schwieg.

Die Stunden verrannen ...

Da hub er wieder an — flüsternd — unbeweglichen Angesichts: — „Die Wüste lag gelb und die Luft flimmerte. Da sah ich den Busch. Und ich wußte: Das war *er*. Und ich wußte, der Ort war heilig. Und ich wußte, ich sollte Israel befreien. Ich sprach — und der Nil ward rot. Tausend rote Algen machten ihn stinkend und ekel wie Blut. Und es kamen die Frösche in Scharen aus dem üblen Schlamm — und sie stiegen der Königin ins Bett und dem Bettler aufs Lager ... Und es kamen Fliegen und Mücken. Und es ward Nacht. Eine lange, lange Nacht. Ich aber hatte um alles vorausgewußt. — Es kam der Tod. — Israel zog aus. Ich reckte die Hand und der Wind kam und das Wasser staute sich. Er ließ uns die Furt finden — und er ließ uns das Manna versuchen und die Wachteln finden. Ich hielt eine Gerte in der Rechten, die zuckte ... da schlugen wir den Stein und er gab Wasser. Ich wußte *ihn*. Ich kenne *ihn*. Er sprach ... Im Schlaf ... Im Wachen sprach er. Auf dem hohen Berge ... Er spricht. Horch — Ich weiß: *Morgen werde ich sterben*."

⁂ ⁂ ⁂

Der Tag brach an.

Moses erhob sich und schritt hinaus.

Ein unbewegter, fremder Blick traf Achan.

Lange stand er. Dann murmelte er: „Meine Mutter sprach, es gibt allerorten ein Feuer, das nicht brennt. Doch — das brennt, aber von der Flamme nicht verzehrt wird. Sie rieb das gelbe Harz, das ihr der Phönizier gab, und das die Weiber dort als Schmuck achten (— von fernen, grauen Urmeeren und Nebelinseln holten sie's, raunte sie dazu —) und es sprangen Funken hervor. Und strich mit den Beinzinken ihr Haar — und es sprühte. Beides. Haar und Kamm. — Ich sah ein Büschel Strahlen stehen an der Schneide meiner Axt — da es dunkel und schwül am Himmel stand — ich hielt den Finger hinein und schrie: ‚Bist du Gott, so sprich.'

„Aber er schwieg.

„Als das Wetter verzog, schwand der Schein.

„Ich wußte nichts. *Mir* schwieg alles."

„Moses!! — — Ich habe recht, es gibt keine Götter. — Sie wären denn *in uns*! O — Rahel!"

⁂ ⁂ ⁂

Als Achan sein Zelt betrat, fand er ein wahnsinniges Weib. — Da fiel er auf sein Antlitz und weinte.

Tag im März. Von Frida Schanz

Es iſt ein Tag mit blaſſen Wangen,
An deſſen Wimpern Tränen hangen,
Ein zarter Tag voll feiner Scheu,
Mit Leid vertraut, im Glück noch neu.

Ein Tag ſo federleicht im Schreiten,
Voll unbewußter Lieblichkeiten,
Voll keuſchem, zartverhülltem Glanz,
Verhängt von dünnem Wolkenkranz.

Wilde Linde. Von Victor Meyer-Eckhardt

Einſam ſeit ſie Wurzel ſchlug
Reckt ſie ſich vom Felſenrande,
Selten bringt ihr Windesflug
Kunde mit vom tiefern Lande.
Winterſturmes Wut und Leid
Hat ſie mondelang getragen –
Aber heut im gelben Kleid
Schenkt ſie ſich den Maientagen.

Und der Mai ſchickt Boten aus,
Zu genießen ihre Süße:
In den weichen Sprengelſtrauß
Tauſend Flügel, tauſend Füße.
Bienenreigen dreht ſich ſacht,
Jede ſenkt den weichen Rüſſel
Hundertmal und wohlbedacht
In die reiche, goldne Schüſſel.

Aber der ſo grünlich gleißt
In geſchliffnen Panzerringen,
Dieſer Prächtige ſcheint zumeiſt
Ihre Liebe zu erringen.
Sog er ſich des Weines voll,
Springt er glitzernd aus den Riſſen:
Eine Blüte hat er toll
Mit ſich in den Tanz geriſſen.

Schwarz und ſchmal in Samt gepreßt,
Prunkend mit des Helmes Zierde,
Naht ein Zweiter im Geäſt,
Wohlerzogen, voll Begierde.
Doch der alte Kavalier
Wirft ſich nieder, ihn zu packen,
Reißt dem Freier ſein Viſier
Samt dem Kopfe von dem Nacken.

Und zu neuer Liebesraſt
Breitet er die ſehnigen Glieder,
Legt ſich mit des Leibes Laſt
In die vollſte Dolde nieder:
Alſo ruht er ungerührt,
Doch mit abertauſend Augen
Wird er, was ihn ſüß verführt,
In des Blutes Tiefen ſaugen.

Wie der Abendnebel zieht,
Hat ihn Schlummer ſchwer befangen,
Seiner Bienen müdes Lied
Iſt ins Tal hinabgegangen.
Selten greift noch kühler Wind
Neckend in die loſe Schaukel,
Doch im Tau, der niederrinnt,
Stirbt das letzte Traumgegaukel.

Lenzfahrt. Von Fritz Olt

Die Sonne, Sonne ſang uns wach,
Wir tranken milden, ſüßen Braus.
Wir fahren, fahren herrenfroh
Ins grüne Edental hinaus.
Mit lachender Gebärde
Spricht unſer Mund: es werde!

Wir ſchwingen, dringen ätherweit,
Es blitzt der Fluß, das Feld erglüht.
Sich ſehnend, dehnend ſchwellen uns
Die blauen Hügel ins Geblüt.
Im Goldſtrom unſrer Lieder
Erkennt der Gott ſich wieder.

Wir taſten, raſten nicht im Schwang,
Bis aller Glanz uns angeſchah.
Wir recken, ſtrecken wipfelnd uns
Und ſtehen blütenträumend da.
Das Glück der tauben Zungen
Durch uns iſt es erklungen! –

Das deutsche Metz

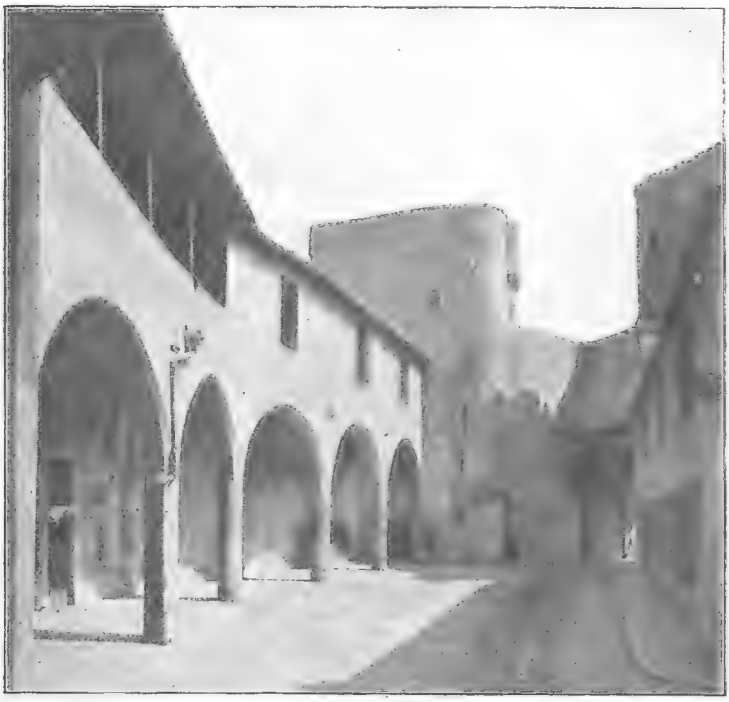
Von Prof. August Denitz

Mit 12 Aufnahmen der verlorenen Stadt

„Flur, wo wir als Knaben spielten,
Strebsam übend, zum Manne wurden,
Um deutsches Wesen zu gestalten, zu erhalten,
O, Moseltal, wie könnten wir dich je vergessen!"

Schon in römischer Zeit haben Lothringen und Elsaß eine verschiedene Stellung im großen Reichsverbande eingenommen. Während das Elsaß mit seinem Vorort Argentoratum immer als Grenzland galt und infolgedessen mit Garnisonen belegt war, gehörte Lothringen schon seit den frühesten Zeiten zu den Binnenländern des römischen Gebiets und war fest und unlöslich dem Reiche angegliedert. Demgemäß hatte sich der Römer auf lothringischem Boden durchaus häuslich niedergelassen, und es hatte sich eine Kulturblüte in Lothringen entwickelt, wie sie das Elsaß niemals gesehen hat. Der Mittelpunkt dieses Kulturlebens war die römische Stadt Divodurum, unser heutiges Metz, ein Name, der sich bis ins 4. Jahrhundert erhielt. Erst dann verschwand der Name Divodurum vollständig und machte dem Namen Metis Platz. Denn Kelten vom Stamme der Mediomatriker, denen auch Metz seinen Namen verdankt, haben wohl schon mehrere hundert Jahre vor unserer Zeitrechnung den Grund der Stadt gelegt, und die von ihnen begründete Siedlung, die sie Divoduron, d. i. „Gottesfeste", nannten, zum Hauptort ihres ausgedehnten Gebietes erhoben. Die Stadt hat daher eine mehr als 2000jährige Vergangenheit, deren genauer Ursprung nicht festzustellen ist. Also wohl zu merken: von Trier ist der Ursprung genau bekannt, von Metz, das danach weit älter ist, verlieren wir die älteren Spuren.

Heute noch sehen wir in Metz die Spuren der römischen Glanzzeit. So wurde beim Umbau des Bahnhofes unweit dem Theobaldstor das römische Amphitheater für 26000 Menschen freigelegt, jenes Amphitheater, das in der späteren Christenzeit (306 n. Chr.) Tausenden davon Zuflucht bot. Bei Ars ragt die berühmte römische Wasserleitung hervor, deren Bogenkonstruktionen den Jahrtausenden trotzten, die Thermen an der Mosel und der mineralhaltigen Seille, mit 84 Granitsäulen und Granitwannen ausgestattet, wovon im Kopfbau des Domes ein Probestück aufgestellt ist, und weiter die Bains de Roche (Felsenbäder) sind Zeichen dafür, daß die Römer das Vorhandensein großer Mineralerze und Gesteine, deren Behebung die spätere Industrie unter Deutschland brachte, längst geahnt und gewußt und nicht zuletzt ihre kostbaren Bäder an den Abhängen des bereits Wein tragenden Moseltales einrichteten, sondern auch aus spekulativen Gründen dazu sich entschlossen. So finden wir überall kostbar ausgestat-



Deutsches Tor. Bis 1552 Sitz des Deutschordens

tete Gebräuche und Einrichtungen, während jenseits der Vogesen sich keine Stadt zu blühendem, selbständigem Leben entwickeln konnte.

Während im 3. Jahrhundert das Elsaß von Germanen überflutet wurde, konnte sich in Metz römische Kultur noch beinahe 200 Jahre ungestört entwickeln. Auch als die Stadt dem Andrange und der Umflutung der Germanen keinen weiteren Widerstand zu leisten vermochte, ist sie dennoch nicht wie Straßburg als Ruine in fränkische Hände gefallen, sondern auf Grund eines friedlichen Vertrags unversehrt in den Besitz des fränkischen Königs gekommen. In der Folge erlitt die Entwicklung keine Unterbrechung. Im Gegenteil. Der germanische Hof, der nach der Teilung des Reiches in Metz seinen Sitz aufschlug, unterlag vollständig dem romanischen Einfluß, und Metis wurde damit das Zentrum der romanischen Kulturentwicklung im austrasischen Reiche. Seit 510 n. Chr. war hier der Mittelpunkt des Teilreiches Austrasien der Merowinger Könige. Hoch ragt, bis heute erhalten, der Königspalast über den Berg (Trinitarierstraße), glänzend grüßen die Giebel der eben emporwachsenden Kathedrale über das lachende Moseltal, karrarische Marmorarten aber tragen den stolzen Klosterbau der frommen Frauen (später Notre Dame la Ronde), unter den Merowingern. Es ist die Fortsetzung des monumentalen Gepräges dieser Stadt, wobei man bei Verwendung des bodenständigen Gesteines nicht stehen bleibt, sondern durch Verwendung noch edlerer Arten dessen Wirkung zu erhöhen anstrebt.

Auch in der karolingischen Epoche behält Lothringen, auf Grund der politischen Verhältnisse, seine wirtschaftliche wie städtebauliche Überlegenheit. Das karolingische Königsgeschlecht war auf lothringischem Boden erwachsen und hatte mit seinen Gütern auch die Vorliebe für die lothringische Heimat ererbt. So war der alten Metis die ausgesprochene Zuneigung des Hofes verblieben. Hier, wo der gefeierte Ahnherr des Geschlechts gewirkt und seine letzte Ruhe gefunden, hatte Karl d. Gr. für die Angehörigen seiner Familie die Grabkirche gewählt. Im reichen Kloster, dicht vor den Mauern der blühenden Stadt, das nach dem heiligen Arnulf seinen Namen führt, hatte er Hildegard, die geliebte Frau, die ihm in der Pfalz zu Diedenhofen verstarb, zur Ruhe bestattet, und neben ihrem Grabe lagen die Stätten, die die Reste der im jugendlichen Alter verstorbenen Kinder bargen. Auch Ludwig der Fromme war der Neigung des Vaters treu geblieben und hatte in St. Arnulf endlich die Ruhe gefunden, die ihm das Leben so hartnäckig — verweigerte.

War sonach die städtebauliche Entwicklung der Stadt Metz bis zum 10. Jahrhundert ungehemmt und hervorragend, so trat in der folgenden Zeit bis zum 16. Jahrhundert die Zerstörung der romanischen Kathedralen von St. Vinzenz, St. Arnulf usw. völlig durch die Verheerungen dieser bewegten Zeit ein, und Reste wie die Templerkapelle auf der Zitadelle z. B. sind Wahrzeichen der romanischen und nachfolgenden Übergangszeit. Diese brachte uns die alles bisherige, alles andere weitüberragende Hochkirche der Gotik: die Kathedrale, die Schwesterkirche des Domes zu Reims. Nur das reiche Metz weist in dieser Zeit Bauten von solcher Bedeutung auf, und unter ihnen nimmt die Kathedrale eine durchaus eigene Stellung ein. In diesem Werk zeigt sich auch charakteristisch die romanische Art seiner Erbauer. Wenn die Gotik des Straßburger Münsters als durchaus deutsche Kunst bezeichnet werden kann, so ist in Metz der

Theaterplatz erbaut von Arch. Oger

Teil vom Austrasischen Kaiserpalast

ist, mehrere Male geläutet. Sie ist inzwischen wohl einige Male umgegossen, besteht jedoch noch und war die größte Glocke in Deutschland.

Erst nach dem Dreißigjährigen Krieg, im Westfälischen Frieden kam Metz zu Frankreich, durch ein schweres Unrecht, was deutsche Sehnsucht nach dem verlorenen Land nie ruhen ließ. Fénelon, der Prinzenerzieher, ein Franzose also, schrieb damals in einem offenen Brief an Louis XIV., dieser habe durch sein Verhalten ganz Europa gegen sich aufgebracht und geeinigt. „Sie sind nicht einmal bei dem Wortlaut dieses Vertrages (Westfälischer Friede) geblieben, den Sie mit soviel Hochmut geschlossen haben. In voller Friedenszeit haben Sie den Krieg begonnen und blendende Eroberungen gemacht. Sie haben eine ‚chambre des réunions' eingerichtet, um zugleich Richter und Partei zu sein; das hieß dem Hohn, dem Raub und der Gewalttat die Beleidigung und die Schmach hinzufügen."

Mit der Zeit ist es dem welschen Einfluß täuschend gelungen, in Lothringen und Metz alle Erinnerungen an deutsche Zeiten zu übertünchen. Ich sage zu übertünchen, denn bei genauem Zusehen erkennen wir, daß bis heute Lothringen ein Land geblieben ist, mit dem sich die ausklingenden Einfluß der Champagne und Burgunds, der groß war, greifbar. Der französische Stadtbau hatte das Erbe des römischen Barocks angetreten.

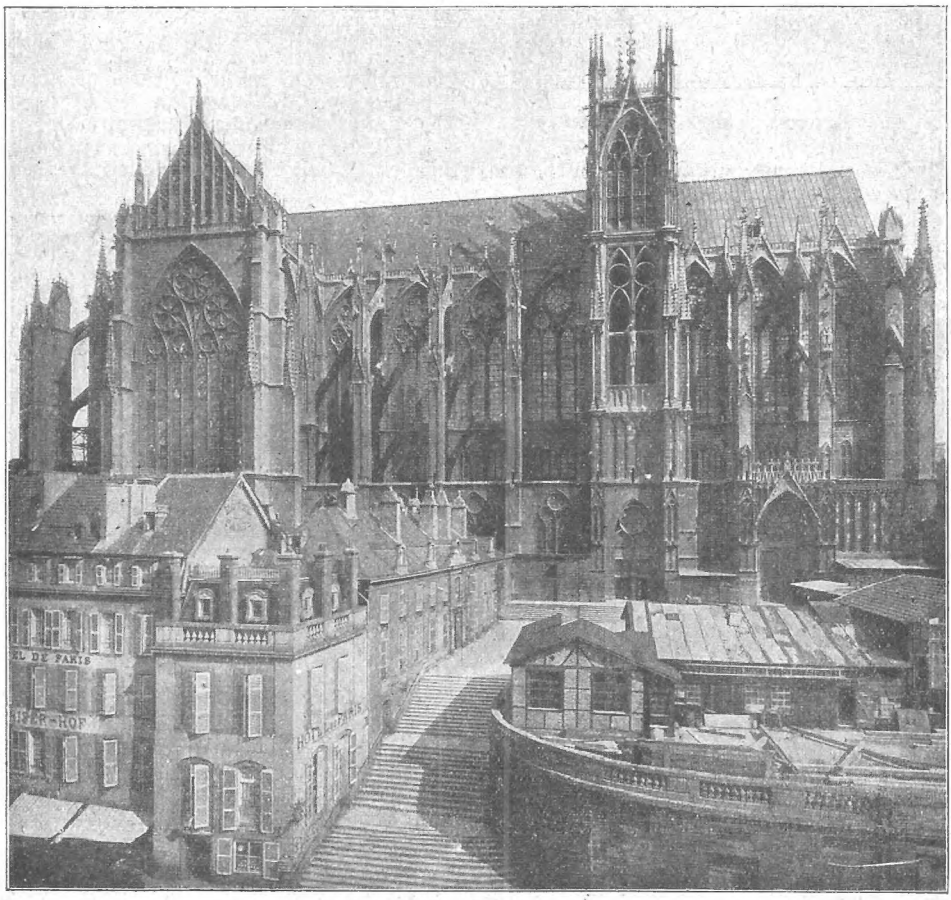
Vor dieser Zeit hatte der in Metz bestehende Deutschorden sich in dem bis auf unsere Tage erhaltenen „Deutschen Tor" niedergelassen, dortselbst Hospital und Wohlfahrtsanlagen eingerichtet, die nach dem Überfall von 1552 durch die Franzosen nicht mehr bestanden. Im Winter des Jahres 1356 ließ Kaiser Karl IV. auf dem heutigen Domplatz die sogenannte „Goldene Bulle" verkündigen und wohnte dabei in dem angrenzenden alten Bischofspalast. Hierzu wurde die berühmte Kaiserglocke „La Mutte", die 21 887 Pfund schwer

Alte Metzer Patrizier-Häuser aus der Zeit der Merowinger

Wellenlinien zweier Kulturkreise durchdringen und vielfach widerspruchsvolle Zustände hervorgerufen haben. Seine Hauptstadt mit dem deutschen Namen Metz, der wie ein Kriegsruf klingt, eine harte Schärfe hat und schneidend wie ein Messer, führt als Wappen die Farben Weiß-Schwarz mit einer Jungfrau als Krönung. Aus diesem Weiß-Schwarz wurde unter französischer Zeit Schwarz-Silber in den Wappenfeldern, ja eine französische Stadt, eine Provinzialstadt mit französischer Bauart, mit französischem Geist. Metz liegt auch zwischen Straßburg und Nancy; es neigt mehr zu letzterem, fast gar nicht zu ersterem hin. Die Eindrücke in der Kunst der Renaissance, in der religiösen Überzeugung und Kulturanschauung des Zeitalters der Reformation, der Charaktere, aus dem, wie wir aus „Dichtung und Wahrheit" wissen, Goethe seine ersten Gedanken zum Faust schöpfte, diese Eindrücke sind an Metz spurlos vorübergegangen. Es hat seine höchst eigenartige Stellung im Städtebau, in der Architektur behalten; man kann sie als autochton, als durchaus bodenständig bezeichnen. Sie ist nicht zum geringsten Teil abhängig von dem schönen Material an Kalkstein, das in der Umgebung in den Jaumontbrüchen gebrochen wird und eine außergewöhnlich feine Profilierung zuläßt, von welcher Eigenart Römer Merowinger, Deutsche und Franzosen zehrten. Die Entwicklung dieses technischen Zustandes und die Ergebnisse, Durchdringung eines westlichen und eines östlichen Kunstempfindens, haben Formen hervorgerufen, die aus Lothringen ein selbständiges Kunstgebiet von provinzieller Eigenart gemacht haben.

Wie schon angedeutet, war es zur Zeit der Merowinger und der Karolinger, als hier der Daseinskampf zwischen Römern und Germanen, zwischen der Antike und dem Christentum ausgefochten wurde. Das Symbol dieser Scheidung könnte der Sarkophag Ludwigs des Frommen in St. Arnulf sein, der ein Prunkstück der römischen Reliefplastik ist und einen christlichen Gedanken durch den Sturz des Phaeton darstellt.

Wir treten nunmehr in zwei bedeutende Epochen, die dem heutigen Metz das Ge-



Stefanterrasse mit Portal Notre Dame la Ronde

präge gegeben haben, ein. Die erste Epoche war die des französischen Barocks (Lebruns), die zweite die Zeit des das Barock ablösenden Klassizismus.

In Paris hatte die Louvrekonkurrenz einen heftigen Wettstreit über Kunstfragen in der öffentlichen Meinung entfacht, unter dessen Eindruck, hauptsächlich der Brüder Perrault, die Gründung der königlichen Bauakademie (1671) vor sich ging, die in der Folge zum wichtigsten Ausgangs- und Stützpunkt des Klassizismus werden sollte. Ihr wurde die Aufgabe gestellt, über die Regeln der Baukunst, so wie sie sich aus den vornehmsten Denkmälern des Altertums und den Werken und Schriften der Großmeister, insbesondere des hochangesehenen Palladio ergaben, öffentlich Unterricht zu erteilen und die Zeit zu befruchten. Zum Leiter der Anstalt wurde François Blondel (1618 bis 1686) berufen. Blondel übte einen tiefgehenden Einfluß aus auf die aus der Akademie hervorgehenden Architekten. Dazu gehörte der diese Richtung weiter fördernde, spätere Jacques François Blondel, 1708, der vom Geschick berufen war, sich in Metz ein städtebauliches Denkmal von Rang zu setzen.

Vinzenz-Kirche mit Portikus französischen Ursprungs

Die Hauptstadt von Lothringen war seit Karl V. die Stadt der Soldaten, und nicht erst seit 1870. Die Franzosen machten aus ihr die Festung, der sie den Namen „La Pucelle" d. h. „Unberührte" beilegten, wobei viele mittelalterliche Schönheiten zerstört wurden. Nach der durchgeführten Befestigung durch Vauban und Cormontaignes war die Bedeutung der Ville de Metz vor allem eine militärische geworden. Militärische Gründe rechtfertigten auch beim König Louis XV. die Umbauten, die der Gouverneur Bel Isle zur Hebung der Stadt vornahm. Ihm reichte Jean Antoine 1752 einen Entwurf zur Umgestaltung der verbauten Umgebung der Kathedrale und der Place Royale (heute Domplatz) ein. Vorher hatte Oger 1739 die vorbildliche Anlage am Theaterplatz mit Umgebung geschaffen, die, vom Moselufer begrenzt, eine Sonderstellung behauptete.

Antoines Entwurf legt vor die turmlose Westfront der Kathedrale, jenem Teil, der einst „Notre Dome la Ronde" war und später mit der Hauptkirche vereinigt wurde, einen annähernd quadratischen Platz, links und rechts von der Hochkirche das Hotel de ville (Stadthaus) und Stadtverwaltungsgebäude, sowie Hauptwache errichtend. Die übrigen Hausfronten gegen den Platz erhalten eine gleichmäßige, monumentale Durchbildung. Es sind Gedanken, wie sie ähnlich in Reims, Rouen usw. geschaffen wurden: ein Platz mit Richtachse gegen die baulich ausgezeichnete Seite.

Gegen dieses simple Projekt ergaben sich Verkehrsschwierigkeiten, die auch in der kommenden Zeit an dieser Stelle infolge des steil zur Mosel fallenden Geländes stets wiederkehren und jede Planung beeinflussen. Der Nachfolger des Gouverneurs Bel Isle, der Marschall d'Etrees, mußte auch versuchen, aus vielen zum Teil ein wenig überstürzten Arbeiten seines Vorgängers das beste Ergebnis für die Erscheinung der Stadt zu ziehen. Eine Anzahl von Bauten war noch zu errichten, unter anderen ein Stadthaus, ein bischöfliches Palais, ein Parlamentsgebäude usw.

Zur Ausarbeitung eines einheitlichen Bebauungsplanes wurde ihm Jacques François Blondel, 1705 in Rouen geboren, also nicht verwandt mit F. Blondel, jedoch auch Leiter einer Akademie in Paris, empfohlen, der auch verschiedene Entwürfe aufstellte, wobei eine zu errichtende Abtei St. Louis in der Achse des heutigen Kammerplatzes alles bisher Gesehene übertreffen sollte. In französischen Werken können wir z. B. lesen: Blondel baute 1764 die Abtei St. Louis in Metz. Das stimmt nicht. Zum Bau der Abtei ist es nicht gekommen, wie wir später sehen werden. 1752 bis 1756 gab Blondel die bekannte Arbeit „Architecture française" und 1771 bis 1777 „Cours d'Architecture civile" heraus, die seinen Ruf als Städtebauer begründeten. Der zuletzt aufgestellte Plan von Metz, den wir hier aus Raummangel leider nicht bringen können, fand die Zustimmung der beteiligten Stellen. Dieser Plan ist ein Meisterstück der Platzgestaltung.

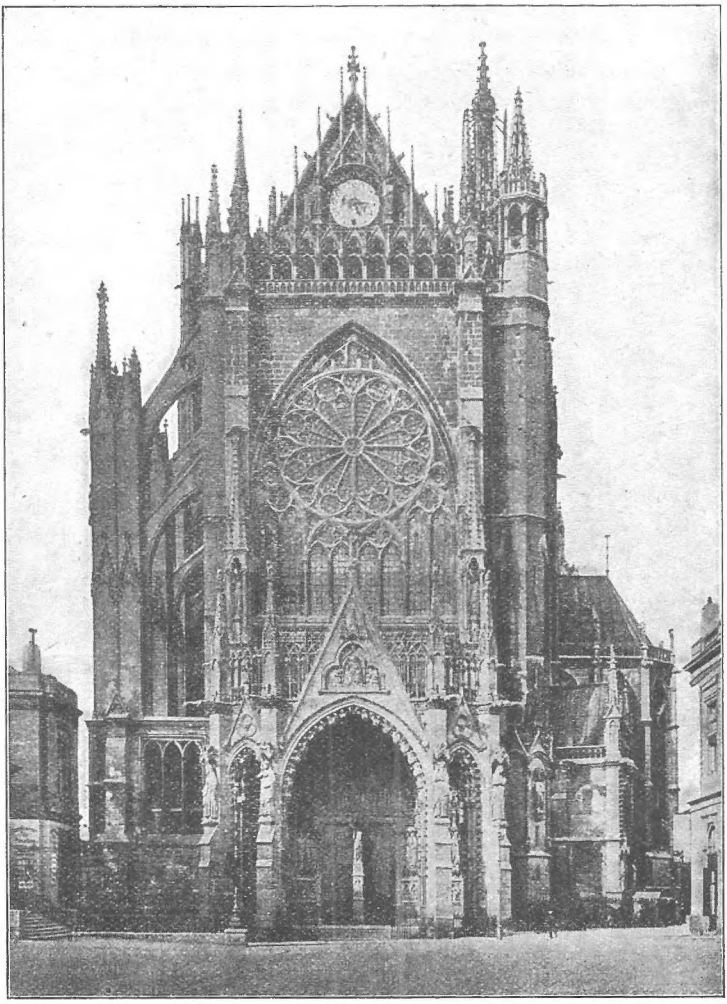
Als Grundachse für die ganze Anlage wählt Blondel die Achse der Kathedrale. Diese erhält einen rechteckigen Tiefenvorplatz in ihrer Breite, dessen Einleitung eine in der Achse liegende Straße bildet. Der Kathedrale wird ein mächtiger, arkadischer Portikus vorgelegt. Seine Linien bringen ihm die erforderliche Platzwand, die mit der schlanken Gotik ringen, seine Formen geben die Überleitung von dem sakralen Stil zu den schlichten Formen der benachbarten Gebäude, vor allem aber einen klaren Point de vue für die zum Haupteingang leitende Straße. Zur Steigerung dieser Stelle gab noch ein anderes Vorkommnis Anlaß: Im Jahre 1744 war König Ludwig XV. von Frankreich bei einem nur für wenige Tage berechneten Besuch in Metz schwer erkrankt und konnte erst nach langer Zeit genesen. Zum Gedächtnis an seine Errettung beschloß das Domkapitel ein Hauptportal zu errichten, das nach Plänen Blondels in den Jahren 1761 bis 1764 durch Gardeur, genannt Lebrun ausgeführt wurde und von dem wir in den Abbildungen eine schöne Ansicht seiner Wucht und Größe zeigen

Kathedral-Platz mit dem Blondel-Portal im alten Zustand

können. Es ist ganz unzweifelhaft eine tüchtige Leistung, das berühmte „Blondelsche Portal in Metz".

Als Blondel im Begriff stand, den bedeutenderen Teil seiner Vorschläge zu verwirklichen, brach die alles hemmende, alles niederringende französische Revolution aus, die auch in Metz ihre blutigen, verderbenden Spuren hinterließ.

1781 ließ Bischof Montmorency das alte bischöfliche Hotel bei der Kathedrale, das an Stelle eines früheren römischen Prachtbaues lag, demolieren und die Ausführung eines von Blondel entworfenen stattlichen Palais beginnen. Die Revolution unterbrach auch diesen Bau; die Stadt erhielt bei Einziehung der Güter das betreffende Grundstück und den nur in den Fundamenten beendigten Bau als Eigentum überwiesen und entschied sich schließlich dafür, eine gedeckte Markthalle, die noch heute besteht, zu errichten. Diese Aufgabe wurde von dem damaligen städtischen Architekten Jaunez 1831 beendigt. 1790 wurden weiter die ersten Bäume auf der Esplanade, welche auf niedergelegten Festungswerken geebnet wurde, gepflanzt, und 1826 wurde diese Gesamtanlage, wovon der Blick zum Moseltal, auf St. Quentin und weiter führt, beendigt, eine Anlage, die jeder, der sie gesehen, sobald nicht vergessen kann.



Kathedrale mit neuem gotischen Portal
von Arch. Paul Tornow und Bildhauer Dujardin. 1910

Hiermit schließt in der Entwicklung der Stadt eine Epoche, die an Bedeutung ihresgleichen suchen kann. Denn die folgenden Zeiten des französischen Kaiserreichs, des Empire, sind an Metz vorbeigeglitten und haben nur geringe Merkmale hinterlassen, die an Bedeutung an die Blondelsche Zeit nicht heranreichen und gewöhnlich nur deren Fortsetzung waren. Wenn wir bedenken, daß der Blondelsche Einfluß und der seiner Schule uns die Leistungen auf dem Berliner Gendarmenmarkt (Gontard), des Zeughauses und der Communs (Neues Palais) in Potsdam brachten, dann setzt sich das richtige Verständnis für die Bedeutung dieser in Metz geschaffenen Leistung erst recht durch.

Was ist aus dem alten Metz inzwischen geworden, aus dem Metz von städtebaulichem Vorbild, unter dessen Eindruck meine Jugend stand, das einst große, stilreine Befestigungen mit 17 Toren und 80 Türmen umgaben? Der Höllenturm, der Turm Camouffle und vor allem das Bollwerk des Deutschritterordens, das Deutsche Tor, das Werk des Meisters Hannas de Ronconval, sind noch die teils spärlichen, teils stolzen Reste vom alten Metz, von dem Bossuet rühmte, und wohl